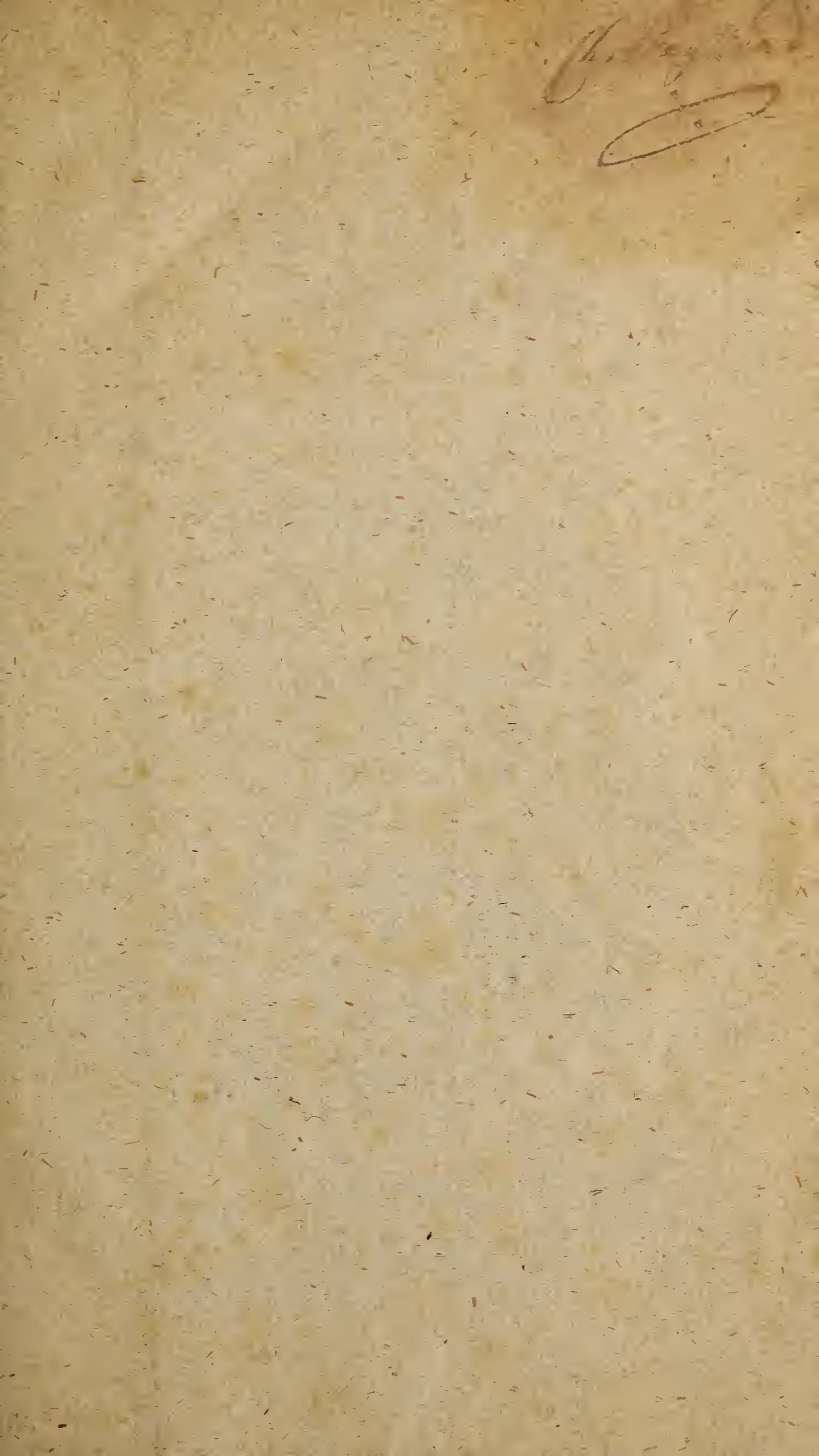
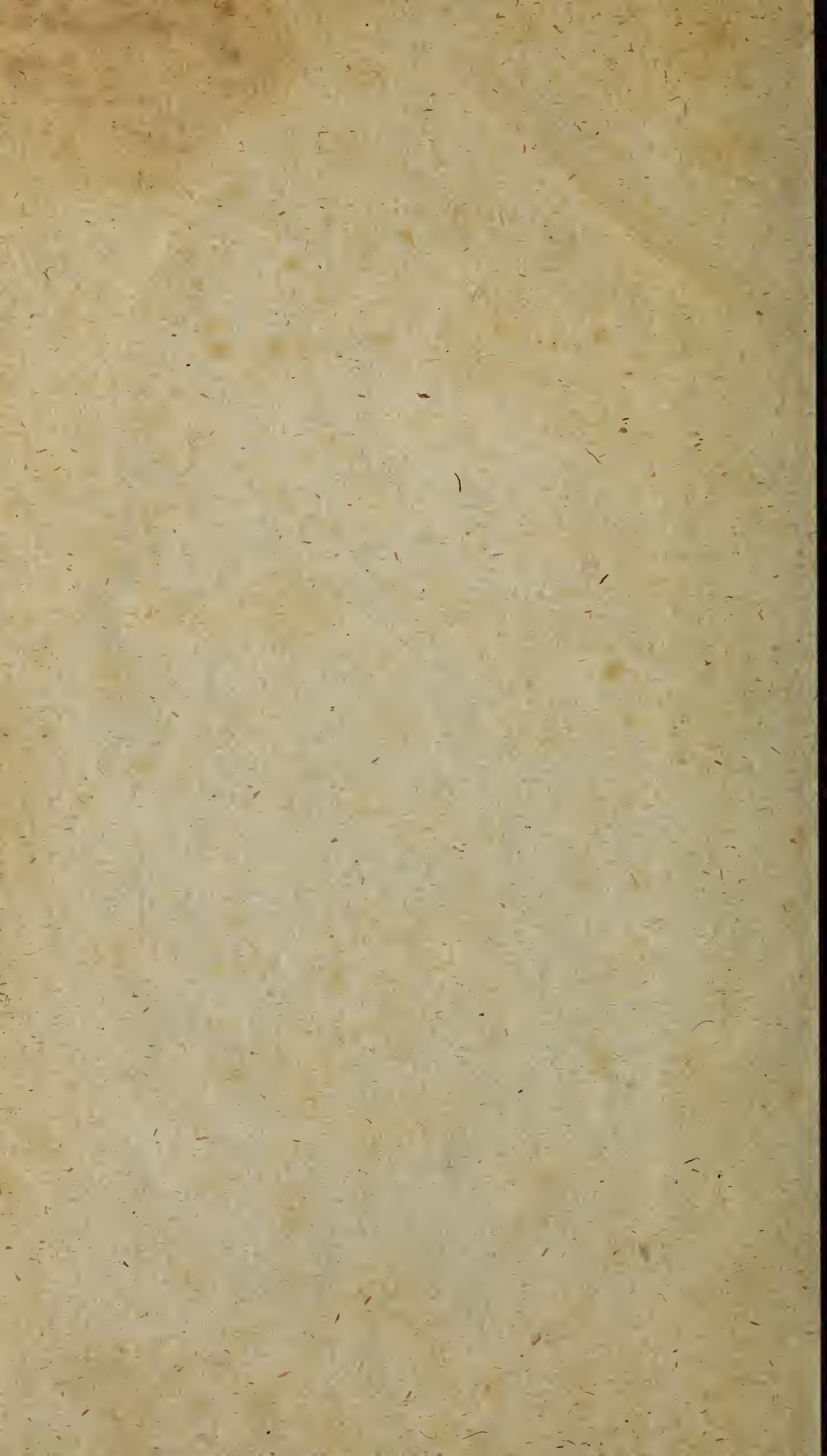






Reise

in den östlichen Theil von Terrafirma
in Süd-Amerika,

unternommen in den Jahren 1801, 1802, 1803 und 1804

von

F. R. J. Depons,

Ex-Agenten der französischen Regierung zu Caracas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Chr. Weyland,

Herzogl. Sachsen-Weimarschen Legationsrath.

Mit einer Karte.

Berlin, 1808.
In der Vossischen Buchhandlung.

Vorrede.

Die Süd-Amerikanischen Küstenländer haben eine so üppige Vegetation und einen so außerordentlichen Reichthum an allen Arten von kostbaren Producten, daß sie die Aufmerksamkeit der Geographen und Naturforscher, so wie aller Freunde der Länder- und Völkerkunde, nothwendig in hohem Grade auf sich ziehen müssen. Es ist jedoch bekannt, wie oberflächlich die Kenntniß war, die man bisher von denselben gehabt hat, und man kann sich auch aus allen unsern Karten und Geographien hinlänglich davon überzeugen. Es war daher, in Erwartung des klassischen Werks, über diese Länder, das wir von unserm trefflichen Landsmann, dem Herrn v. Humboldt, auf dessen Verdienste sein Vaterland stolz seyn darf, zu erwarten haben, eine wesentlich wichtige Bereicherung der Länder- und Völkerkunde, daß von Skinner's Beschreibung von Peru in dem Verlag des hiesigen priv. Industrie-Comptoir's eine Uebersetzung erschienen ist. Noch weit unbekannter als Peru und nicht weniger merkwürdig

sind aber die Provinzen von Terrafirma; diese bringen durchaus alle Arten von Colonial-Producten in noch größerer Menge und sogar auch in weit vorzüglicherer Güte hervor, als irgend eine von den Antillischen Inseln, und sie haben bei diesem reichen Segen der Natur einen so unermeßlich großen Umfang, daß sie bei zunehmender Bevölkerung und einer zweckmäßigern Regierungs-Verfassung eins der mächtigsten und glücklichsten Reiche auf dem Erdboden werden könnten. Ich glaube daher durch die gegenwärtige Uebersetzung der kürzlich zu Paris erschienenen Reise von Depons nach dem östlichen Theil von Terrafirma in Süd-Amerika dem Publikum keinen unwillkommenen Dienst geleistet zu haben. Ich habe dabei alles in dem Original befindliche Wortgepränge, so wie alles, was ich nicht wesentlich interessant und wichtig fand, weggelassen, und dadurch die drei Bände desselben in diesem Einen zusammengezogen. Der Verfasser hat übrigens die von ihm beschriebenen Länder deshalb mit dem Namen des östlichen Theils von Terrafirma belegt, um sie von dem mehr westlich gelegenen Theil von Terrafirma, der zu dem Vice-Königreich Santa-Fé de Bogota oder Neu-Granada gehört, und gegen Norden das Vorgebirge la Vela ostwärts, die Meerenge von Panama aber westwärts zur Gränze hat, zu unterscheiden.

Ich muß hierbei nur noch kürzlich anführen, daß diese Provinzen in den neuesten Zeiten durch die Unternehmung von Miranda gegen dieselben ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden sind. Dieser kühne, schon durch die ersten französischen Revolutionskriege bekannte Peruaner erschien im August vorigen Jahres plötzlich mit 13 Fahrzeugen, worunter sich zwei Kriegsschiffe befanden, vor Coro in der Provinz Caracas, setzte seine bei sich habenden 500 Mann Truppen ans Land, bemächtigte sich dieser Stadt mit Sturm, und forderte hierauf die Einwohner des Landes durch eine Proclamation auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen und das spanische Joch abzuwerfen. Im Anfang schien auch wirklich sein Unternehmen vom Glücke begünstigt zu seyn; er drang mit der größten Schnelligkeit bis nach Maracaïbo vor, und der Generalcapitän zu Caracas forderte die Statthalter zu Cumana und St. Margaretha auf das ängstlichste und dringendste auf, ihm sobald als nur immer möglich mit Truppen und Geld, an denen beiden es ihm fehlte, zu Hülfe zu kommen. Sehr bald wendete sich jedoch das Blatt wieder zum Nachtheil von Miranda; denn schon am 11ten desselbigen Monats wurde er von den spanischen Truppen gänzlich geschlagen, und mußte sich mit einem bedeutenden Verlust an Menschen und Geschütz wie-

der einschiffen. Er begab sich hierauf auf die Insel Barbados, und mußte, weil er zu schwach war und England ihn in diesem Zeitpunct nicht kräftig genug unterstützen konnte, sein Vorhaben, das spanische Amerika zu revolutioniren, gänzlich aufgeben. Wäre ihm dasselbe geglückt, so würden die Folgen davon für jenen Welttheil sowohl als auch für Europa, nicht zu berechnen gewesen seyn. Es ist jedoch sehr möglich, daß dieser Plan von der englischen Regierung nicht aufgegeben, sondern nur bis auf einen günstigern Zeitpunct verschoben worden ist, und vielleicht haben wir bei noch längerer Fortdauer des Krieges die wichtigsten Ereignisse in diesen Provinzen zu erwarten.

Weimar, den 16ten Julius 1807.

Chr. Weyland.

Inhaltsanzeige.

Seite

Einleitung. . . . .

Erstes Kapitel.

Entdeckung und Eroberung des östlichen Theils von Terrafirma. 16

Zweites Kapitel.

Chorographie von dem östlichen Theil von Terrafirma. 60

Drittes Kapitel.

Bevölkerung des Landes, Sitten und Gebräuche der Einwohner. 96

Viertes Kapitel.

Schilderung der Indianer, wie sie bei der Ankunft der Europäer waren, und wie sie noch heut zu Tage sind; nebst einer Beschreibung von den Mitteln, die man anwendet, um sie zu civilisiren. 138

Fünftes Kapitel.

Von der Civil= und Militär=Verfassung. . . 174

Sechstes Kapitel.

Von der kirchlichen Verfassung des Landes. . . . 198

Siebentes Kapitel.

Von dem Ackerbau und der Zubereitung der Producte. 212

Seite

Achtes Kapitel.

Von dem Handelssystem Spaniens in Rücksicht seiner Colonieen überhaupt, und des östlichen Theils von Terrafirma insbesondere. 243

Neuntes Kapitel.

Von der Finanzverwaltung und den öffentlichen Abgaben. 262

Zehntes Kapitel.

Beschreibung der einzelnen Städte. 278

Eilftes Kapitel.

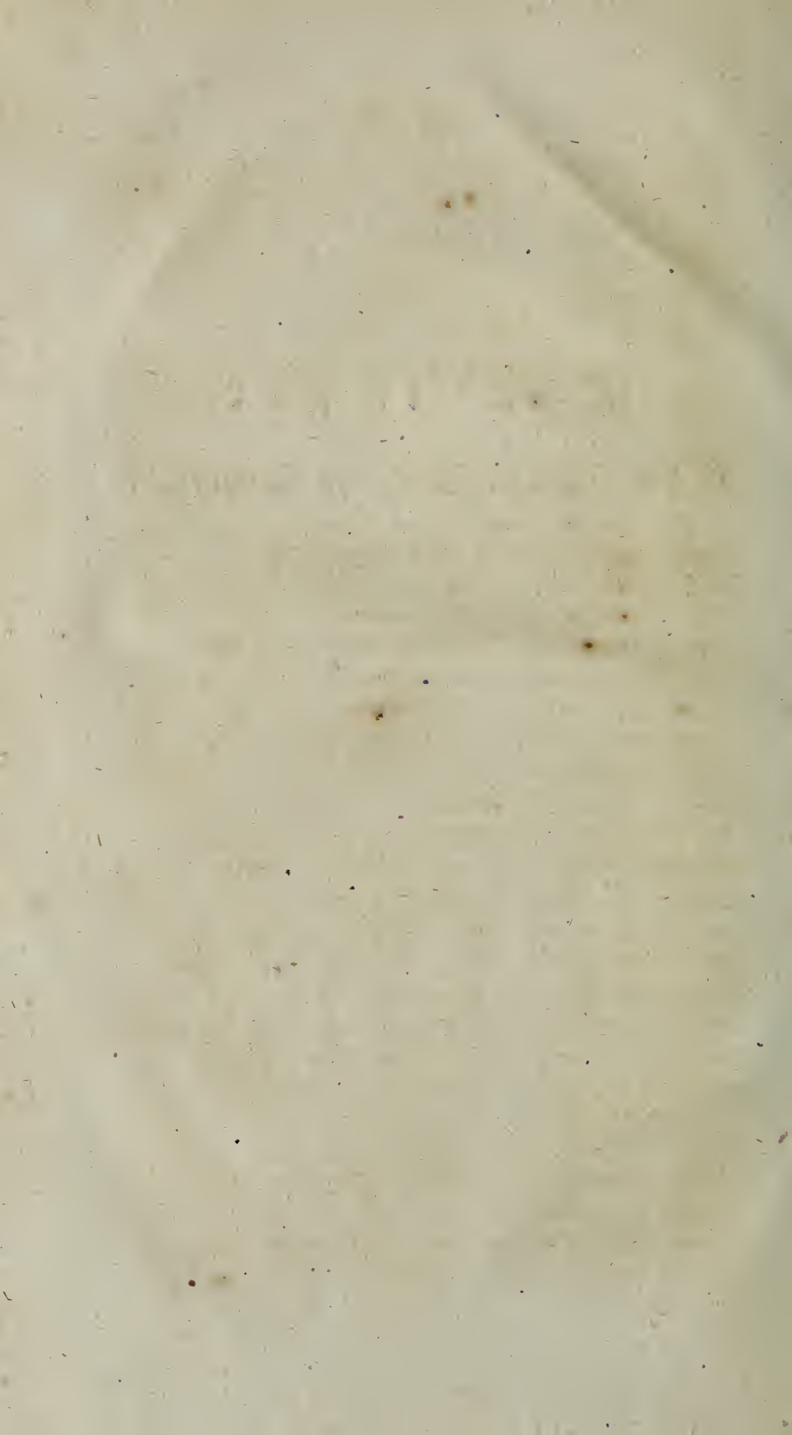
Von dem Fluß Orinoco und dem spanischen Guiana. 353

Reise

R e i s e

in den östlichen Theil von Terrafirma

in Süd-Amerika.



Einleitung.

Das Werk, welches ich hier dem Publikum übergebe, hat die strengste Wahrheit zur Grundlage, und sein vorzüglichster Schmuck ist pünktliche Genauigkeit. Mein Zweck bei Verfertigung desselben bestand darin, daß ich einem bisher fast gänzlich unbekannten Lande, in welchem die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Gaben ausspendet, und, ohne daß man auf dem übrigen Erdboden die geringste Kenntniß davon hat, ihre ganze Pracht und Herrlichkeit an den Tag legt, in den Annalen der Geographie und der Politik die ihm gebührende Stelle anweisen wollte.

Ich glaube ohne Anstand behaupten zu dürfen, daß kein Theil von Amerika, in welcher Breite er auch liege, in Rücksicht der Fruchtbarkeit des Bodens und der Menge und Mannigfaltigkeit der Producte mit demjenigen verglichen werden kann, der die sogenannte General-Capitänerie von Caracas, d. h. die Provinzen Venezuela, Varinas, Maracäibo, Cumana, das spanische Guiana, und die Insel Margaretha ausmacht. Diese Länder erstrecken sich von 12° nördlicher Breite bis an die Linie und von 62° bis zum 75° der Länge, von dem Meridian von Paris angerechnet. Ich begreife sie sämmtlich unter dem Namen der Ostküste von Terrafirma, um sie von dem westlicher gelegenen Theil von Terrafirma, der zu dem Vice-Königreich Santafè gehört und sich

auf seiner nördlichen Gränze bin an das Vorgebirge de la Vela gegen Osten, und die Landenge von Panama gegen Westen erstreckt, desto bestimmter zu unterscheiden.

In diesem gelobten Lande werden alle sogenannte Colonial-Waaren ohne alle Ausnahme in weit größerer Menge gewonnen, als in irgend einer von den Antillen, und sind auch von einer vorzüglichern Güte. Der Cacao von Caracas gilt bekanntermaßen im Handel doppelt soviel, als der von der Insel im Meerbusen von Mexico, St. Domingo nicht einmal ausgenommen. Er wird sogar um 15 bis 20 Prozent theurer verkauft als derjenige, der in der nämlichen Breite an den Ufern des berühmten Magdalenen Flusses, welcher durch einen großen Theil von dem Königreich Neu-Granada hindurch fließt, und sich bei Carthagena in das Meer ergießt, gewonnen wird. Der Cacao von Guayaquil, an der Küste der Südsee und beinahe unter der Linie, ist nur halb soviel werth als der von Caracas und den dazu gehörigen Provinzen.

Der Indigo, der in diesem östlichen Theile von Terrafirma geerndtet wird, steht im Handel nur allein dem von Guatimala nach, und der Unterschied beträgt nicht mehr als 8 bis 10 Prozent. Der Tabak, den man in diesen Provinzen bauet und zubereitet, wird noch einmal so theuer bezahlt, als der allerbeste Tabak aus den Vereinigten Staaten. Durch dieses einzige Produkt, womit daselbst der Handel auf Rechnung des Königs getrieben wird, gewinnt der öffentliche Schatz jährlich beinahe eine Million Reichsthaler. Auch der Zucker und der Kaffe sind daselbst von einer vorzüglichern Qualität, als in irgend einen andern Lande in der heißen Zone, obgleich für beide die Kunst weit weniger thut, als von Rechtswegen geschehen sollte.

Außer diesen Colonialwaaren giebt es auch auf der Ostküste von Terrafirma noch eine Menge anderer Handelsproducte, die der Boden von freien Stücken hervorbringt und ohne daß man sich eine andere Mühe damit zu geben braucht, als sie einzuerndten. Hierunter sind vorzüglich zu bemerken:

1) Die Vanille, wovon das Pfund im Handel mit 20 bis 25 Rthlr. bezahlt wird. Diese Pflanze, die in das Geschlecht der Lianen gehört, und sich wie der wilde Weinstock und der Epheu an den Bäumen hinauf windet, könnte in der Provinz Venezuela in ungeheurer Quantität gewonnen werden, wenn man sich nur einigermaßen um die Cultur derselben bekümmerte. Allein die Einwohner vernachlässigen sie gänzlich, und alle Vanille, die daselbst eingesammelt wird, ist blos zu Geschenken bestimmt, die von den Königl. Beamten oder von solchen Personen, die Aemter zu erhalten wünschen, an ihre Verwandten und Gönner nach Spanien geschickt werden. Die ganze übrige Erndte von diesem kostbaren Produkte bleibt an den Bäumen hängen, wo sie entweder verfault oder von den Affen, die sehr lüstern darnach sind, gefressen wird. — Der nämliche Fall hat auch mit der Cochenille statt, wovon es daselbst eine ungeheure Menge giebt. Bis jetzt ist jedoch noch kein anderer Gebrauch davon gemacht worden, als zu Färbereien im Lande selbst, und niemand ist noch auf den Gedanken gekommen, auch einen Handelsartikel daraus zu machen.

2) Eine Menge Pflanzen und Hölzer, die zur Färberei vorzüglich tauglich wären. Man macht an Ort und Stelle einen sehr vortheilhaften Gebrauch davon, allein in den Handel ist noch nichts davon gekommen, obgleich, ohne der Cultur der übrigen Produkte den geringsten Eintrag zu thun, und sehr bedeutender Gewinn daraus gezogen werden könnte.

Der Hafen von Maracäibo ist der einzige, aus welchem eine geringe Quantität von Brasilienholz ausgeführt wird.

3) Von mancherlei Arten von balsamischen Harzen, Gummi und medicinischen Oelen würde das Land eine große Menge liefern können, wenn die Einwohner nicht zu nachlässig wären, um dieselben einzusammeln; in Ober-Guiana befinden sich unermeßliche Strecken von dürren Ländereien, die die Natur mit aromatischen Pflanzen dicht überdeckt hat, um sie gleichsam dafür, daß sie keine Produkte, die viele Feuchtigkeit erfordern, hervorbringen können, zu entschädigen. Unmöglich wäre es, alle in der Arzeneykunst brauchbare Kräuter, Wurzeln und Baumrinden aufzuzählen, die auf der ganzen Ostküste von Terrafirma gefunden werden. Sie sind in allen einzelnen Provinzen derselben in unzählbarer Menge vorhanden. Unter andern findet man daselbst eine so große Menge von Sassaparille, daß ganz Europa nicht im Stande wäre, dieselbe zu verbrauchen. In der Gegend von Truxillo wächst der Sassafras und das Süßholz im größten Ueberfluß; in andern Provinzen der Storax, die Cassia, die Aloe, und auf den Küsten auch Guayac oder Franzosenholz.

4) Höchst merkwürdig ist es, daß man in den unermeßlichen Waldungen auf der Ostküste von Terrafirma fast durchaus keine unbrauchbaren Bäume findet. Sie tragen entweder alle vortreffliche Früchte, oder sind wegen ihrer Härte, Höhe und Dicke zu allen Arten von Arbeiten brauchbar. Es giebt daselbst über zwanzig verschiedene Holzarten, aus denen die herrlichsten Tischler-Arbeiten verfertigt werden können, und die eine so vortrefliche Politur annehmen, daß sie das Mahagonyholz weit übertreffen. Halb Europa könnte aus den dasigen Waldungen so viel Holz bekommen, als es zu allen seinen Möbeln des Luxus nur immer

nöthig hätte, und die Ausführ dieses Artikels würde dem Lande unermeßliche Summen eintragen.

5) Auch aus dem Thierreiche könnte der Handel sehr bedeutende Beiträge erhalten, wenn ihm von der Landespolizey und den Einwohnern eine größere Aufmerksamkeit geschenkt würde. Aus dem Kapitel über dem Handel wird man sehen, wie sehr die Masse der Ausfuhr durch diesen wichtigen Theil von dem Reichthum des Landes vermehrt wird; hier will ich bloß, um dem Leser im Allgemeinen einen Begriff davon zu geben, das einzige kurz anführen, daß es in den Provinzen Venezuela, dem spanischen Guiana und en den westlichen Ufern des Sees Maracäibo über 1,200,000 Stücke Rindvieh, 100,000 Pferde und 90,000 Maulthiere giebt, und außerdem noch eine zahllose Menge von Schaafen. Den Ertrag von dieser ansehnlichen Viehzucht sowohl durch die Ausfuhr der lebenden Thiere in die benachbarten Colonieen, als durch die in dem Lande selbst verbrauchten Häute, kann man nur zum mindesten auf 1,200,000 Reichsthaler schätzen.

Aus dieser flüchtigen Skizze, die nichts weniger als übertrieben ist, wird man sehen, daß nur wenige Länder von der Natur so hoch begünstiget sind, wie dasjenige, wovon ich hier eine Beschreibung liefere. Selbst Mexico und Peru würden bei einem Vergleich unfehlbar verlieren; denn die Bergwerke, die sich täglich mehr erschöpfen und auch häufig ganz zu Grunde gehen, tragen bei weitem nicht soviel zum Flor des Handels und zum wahren innern Reichthum eines Landes bei, als solche schätzbare Produkte, welche die Natur in jedem Jahr auf's neue hervorbringt, und deren Masse im Lauf von Jahrhunderten immer vermehrt wird.

Wie höchst auffallend ist es daher, daß ein solches Land, worin die Natur alles gethan hat, um den

höchsten Grad von Wohlstand hervorbringen, ein Land, worin 728,000 Menschen wohnen, sowohl der gelehrten als auch der handelnden Welt bisher fast gänzlich fremd und unbekannt geblieben ist. Kein spanischer Schriftsteller hat jemals eine Beschreibung davon geliefert, und alles was in unsern neuern Geographieen darüber gesagt wird, ist theils so unvollständig, theils so äußerst fehlerhaft, daß man es nicht ohne Unwillen lesen kann. Wie kommt es aber, daß dieses so nahe bei Europa gelegene Land noch so unbekannt ist, da doch weit entlegenere und in Rücksicht des innern Reichthums weit weniger merkwürdige Länder auf das ausführlichste und gründlichste beschrieben worden sind? Der wahre Grund davon liegt einzig und allein darin, daß keine Nation in Europa einen jeden, der nicht aus ihrem Lande gebürtig ist, so streng von ihren jenseits des Meers gelegenen Besitzungen entfernt hält, als die Spanier. Keinem Fremden ist es verstattet, den Fuß auf die Küste einer spanischen Besitzung, besonders aber auf dem festen Lande von Amerika, zu setzen, und noch weniger sich daselbst aufzuhalten, wenn ihm nicht eine besondere Erlaubniß vom Könige dazu ertheilt worden ist; diese zu erhalten, ist aber äußerst schwer, und sie wird in keinem andern Falle ertheilt, als wenn man bei der Reise in jene Länder durchaus keinen andern Zweck hat, als das Studium der Naturgeschichte. Ein zweiter Grund mag jedoch auch noch darin liegen, daß in dem östlichen Theil von Terrafirma keine reichen Bergwerke im Gange sind, und es daher bis jetzt kein Spanier der Mühe werth gehalten hat, seine Zeit und seine Talente auf die Beschreibung eines Landes zu verwenden, das von seiner ganzen, nur allein nach Gold und Silber gierigen Nation für eine sehr unbedeutende Besitzung gehalten wird.

Ich selbst habe bei meiner Ankunft in diesem Lande

durch die persönlichen Verhältnisse, worin ich mich befand, große und wesentliche Vorzüge vor allen andern Reisenden gehabt; allein demohngeachtet hatte ich mit einer Menge von Schwierigkeiten zu kämpfen, die ich nur durch die Art, wie ich mich überhaupt in allen fremden Ländern zu benehmen pflege, daß ich mich nämlich niemals gegen ein daselbst herrschendes Vorurtheil auflehne, daß ich die Sitten des Landes in Ehren halte und mich allen Gebräuchen desselben pünktlich unterwerfe, zu besiegen im Stande war. Doppelte Schwierigkeiten fand ich aber, als ich endlich anfing, die zu meiner Absicht, eine Beschreibung von dem Lande zu liefern, erforderlichen Materialien einzusammeln. Die Spanier sind, mehr als irgend eine andere Nation und im strengsten Verstande genommen, eifersüchtig auf jeden Fremden, der in ihrem Lande Untersuchungen und Beobachtungen anstellen will. Selten findet man einen unter ihnen, von dem man zuverlässige und gründliche Nachrichten über die Verfassung und Einrichtung ihres Landes erhalten könnte; viele von ihnen theilen im Gegentheil, unter dem Anschein von Zuneigung und Eifer für die Sache, über die wichtigsten Gegenstände Nachrichten und Aufschlüsse als vollkommen wahr und gegründet mit, die dennoch schlechterdings falsch sind und der Wahrheit schnurstraks zuwider laufen. Wie oft ist es mir nicht begegnet, daß ich Nachrichten im engsten Vertrauen mitgetheilt erhielt, über deren Zuverlässigkeit und Aechtheit es lächerlich gewesen wäre, den geringsten Zweifel zu hegen, und die demohngeachtet einige Zeit nachher entweder durchaus falsch oder doch im höchsten Grade entstellt gefunden wurden. Wenn ich nicht schon vor meiner Ankunft in Terrafirma beinahe acht Jahre in andern spanischen Colonieen gelebt, wenn ich mich nicht in dem Lande, das ich hier beschreibe, volle vier Jahre aufgehalten und während dieser Zeit

alle mögliche Mittel und Wege, die mir durch meine Verhältnisse zu Gebote standen, eingeschlagen hätte, um Zutritt in die Archive und in die Sekretariate der Gerichtshöfe, und den freien Gebrauch derselben zu erlangen, wenn ich mir es endlich nicht zum bestimmten Gesetz gemacht hätte, alles mit meinen eigeneu Augen zu sehen und auf das genaueste zu untersuchen, so würden alle meine Bemühungen und alle Kosten, die ich darauf verwandte, nicht allein keine nützliche, sondern eher noch eine schädliche und nachtheilige Wirkung für die Länder= nnd Völkerkunde hervorgebracht haben.

Da es bei Arbeiten von dieser Art sehr viel auf die Ordnung ankommt, in welcher die einzelnen Materien vorgetragen werden, so will ich hier noch kürzlich den Inhalt der eilf Kapitel mittheilen, in welche das ganze Werk eingetheilt ist.

Das erste Kapttel ist der Geschichte der Entdeckung und Eroberung des Landes gewidmet. Man wird daraus sehen, daß wenn es den Spaniern nicht mehr Mühe gekostet hat, sich in Terrafirma niederzulassen, es doch weit langsamer mit ihrem Etablissement von statten gegangen ist, als in irgend einem andern Theile von Amerika. Der Grund hiervon lag theils in den falschen Maaßregeln, die im Anfang getroffen wurden, theils auch darin, daß die Spanier eine Vorliebe für Mexico und Peru hatten, weil in diesen Ländern ihr Durst nach Gold mehr Befriedigung fand.

Auf dieses Kapitel folgt die Beschreibung des Landes in Rücksicht auf das Klima, den Boden, die Produkte, die Wälder, Berge, Seen, Flüsse und Häfen desselben.

Das dritte Kapitel handelt sowohl von den europäischen als afrikanischen Einwohnern des Landes. Hier werden auch die Mittel angeführt, welche von der spanischen Regierung getroffen werden, um zu ver=

hindern, daß das Mutterland nicht durch Amerika entvölkert werde. Ferner werden die Sitten geschildert, welche die europäischen Spanier dahin bringen, die Sitten und Gebräuche der Creolen, den Zustand der Sklaven u. s. w.

Das vierte Kapitel handelt ausschließlich von den Indianern. Diese ursprünglichen Einwohner habe ich mit den neuern Bewohnern des Landes nicht vermischen wollen, weil die Beschreibung derselben so viele Merkwürdigkeiten und auffallende Sonderbarkeiten enthält, daß sie nothwendig einzeln mitgetheilt werden muß.

Aus dem fünften Kapitel lernt man die Verfassung kennen, welche Spanien seinen Colonieen gegeben hat, die Bande, deren es sich bedient, um dieselben in der Abhängigkeit zu erhalten und die Mittel, die es anwendet, um den Mißbräuchen der Gewalt vorzubeugen, wozu die daselbst angestellten Beamten durch die allzugroße Entfernung vom Mutterlande verleitet werden könnten. Es läßt sich denken daß Colonieen, die von 2000 bis 5000 Stunden von dem Sitz der Regierung entfernt sind, die überdies zwanzigmal größer sind und eine weit stärkere Bevölkerung haben als das Mutterland, sich ohnmöglich während drei ganzer Jahrhunderte in einer beständigen nie unterbrochenen Abhängigkeit könnten befunden haben, wenn man die Ruhe in denselben nicht durch weise Gesetze und Einrichtungen zu erhalten gewußt hätte. Man muß in der That dem zu Madrid befindlichen hohen Rath von Indien, vor welchem alle wichtigen Angelegenheiten von Amerika verhandelt werden, das Verdienst lassen, daß es sich in diesen drei Jahrhunderten mit so vieler Weisheit, Rechtschaffenheit und Sachkenntniß benommen hat, daß auch der boshaftesten Verläumdung keine Ursach zum Tadeln übrig geblieben ist.

Die Religion ist in allen spanischen Staaten zu eng mit der Politik verbunden, als daß ich ihr in diesem Werke nicht ebenfalls eine Stelle hätte anweisen sollen. Die Einrichtung der Inquisitionsgerichte in den Ländern, die ich beschreibe, obgleich die Gewalt derselben heut zu Tage weit eingeschränkter daselbst ist als ehemals, ferner der Grad von Ansehen und Einfluß, den die Pabste daselbst besitzen, die Organisation der Geistlichkeit, die Art wie die Bisthümer und Pfarrstellen besetzt werden, und endlich die Geschäfte und Verrichtungen der Missionarien machen daher den sehr reichhaltigen Stoff des sechsten Kapitel aus.

Das siebente Kapitel enthält alles was auf den Ackerbau und die Industrie Bezug hat. Es wird darin nicht nur von allen Produkten gehandelt, die das Land hervorbringt, sondern auch von ihrer Verarbeitung. Da ich mich zwei und zwanzig Jahre in den spanischen Colonieen überhaupt, so wie in andern, aufgehalten habe, so kann man mit Recht erschöpfende Nachrichten über diesen Gegenstand von mir erwarten.

Auf die Produkte des Erdbodens gründet sich der Handel und daher mußte von diesem unmittelbar nach jenem die Rede seyn. Das Handelssystem, welches Spanien in Rücksicht auf seine Colonieen befolgt, war ursprünglich äußerst fehlerhaft, allein nach und nach ist es wesentlich verbessert, und nach dem Interesse des Mutterlandes, das seine Colonieen nicht anders als mit Waaren aus fremden Manufakturen versorgen kann, auf das zweckmäßigste eingerichtet worden. Der östliche Theil von Terrafirma führt aber nicht allein in das Mutterland, sondern auch noch in einige andere spanische Colonieen in Amerika, z. B. nach Porto-Ricco, Cuba, Vera-Crux, Carthagena u. s. w. einen für beide Theile sehr vortheilhaften Handel.

Das neunte Kapitel enthält alles, was die Finanzen betrift. Bis in das Jahr 1728 trugen die

sämmtlichen Provinzen, die den östlichen Theil von Terrafirma ausmachen, so äußerst wenig ein, daß Spanien noch jährlich von Mexico aus sehr beträchtliche Summen dahin schicken mußte, damit nur die Löhnung der Truppen und die Besoldungen der Beamten daselbst bezahlt werden konnten. Von dieser Zeit an aber ging es von Jahr zu Jahr besser, und schon im Jahr 1777 wurden die Finanzen dieser Länder für so wichtig gehalten, daß der Administration derselben eine neue und sehr zweckmäßige Einrichtung gegeben wurde. Man wird daher in diesen Kapitel die Gewalt und dte Obliegenheiten des dasigeu Intendanten kennen lernen, so wie auch die sämmtlichen Auflagen, die das Land zu bestreiten hat, ihren jährlichen Ertrag und die Art wie sie erhoben werden. Diesen Nachrichten ist endlich auch noch eine allgemeine Uebersicht der sämmtlichen Einnahmen und Ausgaben beigefügt.

Um aber nicht allein das Land im Ganzen, sondern auch jeden einzelnen Theil desselben genau kennen zu lernen, habe ich in dem zehnten Kapitel eine Beschreibung aller einzelnen Städte und der dazu gehörige Gebiete mitgetheilt. Man lernt daraus nicht nur die Lage, das Klima und die Bevölkerung jeder Stadt kennen, sondern auch den besondern Charakter ihrer Einwohner, die Industrie und den Handel derselben, die Produkte, die der Boden in der umliegenden Gegend von freien Stücken hervorbringt, so wie diejenigen, so daselbst gebaut werden, ferner auch die in der Nähe befindlichen Flüsse, ihre Schiffbarkeit u. s. w.

Das Spanische Guiana endlich nimmt das eilfte und letzte Kapitel ein. Ich habe alles über diese Provinz gesammelt, was darüber zu sagen ist, und man wird finden, daß ihr unter den spanischen Besitzungen eine der vorzüglichsten Stellen gebürt. Durch den

Orinoko, der sie 500 Stunden weit durchströmt, und in seinem Lauf eine beträchtliche Menge von andern bedeutenden Flüssen in sich aufnimmt, scheint das spanische Guiana von der Natur zur fruchtbarsten Provinz von Amerika und zum Mittelpunkt des Handels mit allen Produkten der umliegenden Provinzen, deren schiffbare Flüsse sich in den Orinoko ergießen, bestimmt zu seyn. Da aber die Fahrt auf diesem Flusse, der in Rücksicht der Wassermasse dem Amazonenfluß zum mindesten gleich kommt, bis jetzt ein Geheimniß gewesen ist, das sich nur in den Händen einer geringen Anzahl eingeborner Lootsen befunden hat, so habe ich es für nöthig gehalten, die möglichst vollständigen Nachrichten darüber hier mitzutheilen. Die Fahrt auf dem obern Theil desselben bis an die Hauptstadt von Guiana ist für den Handel nicht sehr interessant, weil sie bloß von den Landes-Einwohnern, die auf diese Art ihre Produkte nach San-Tomé bringen, benutzt wird; desto wichtiger aber ist die lange und gefährliche Fahrt von der Mündung des Orinoko bis nach San-Tomé hinauf. Es giebt eigentlich bei funfzig verschiedene Mündungen dieses Flusses, allein der fremde, unkundige Seemann wird fast durch sie sämmtlich getäuscht, denn die meisten führen in ein Labyrinth von zahllosen Inselchen, woraus es äußerst schwer fällt, sich wieder herauszufinden. Selbst auch derjenige Arm vom Orinoco, der eigentlich der schiffbare ist, hat noch seine äußerst großen Schwierigkeiten, denn er ist so übersäet mit Inseln, Sandbänken und Klippen, daß eine große Übung dazu gehört, um ihnen auszuweichen. Meine Beschreibung von diesem Fluß hat daher das Verdienst, daß sie die einzige bisher vorhandene ist, und ich kann bestimmt versichern, daß sie auch vollkommen genau und richtig ist. Dieses Kapitel wird

daher zuverlässig keines der unintereſſanteſten meines Werks seyn.

Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich durch diese Arbeit, die mich eine Reihe von Jahren hin=durch angestrengte Mühe und Aufmerksamkeit geko=stet hat, den Beifall der Kenner verdiene, und das mir vorgesteckte Ziel, etwas zur Erweiterung der Länder= und Völkerkunde beizutragen, nicht gänzlich verfehlt habe.

Erstes Kapitel.

Entdeckung und Eroberung des östlichen Theiles von Terrafirma.

Die Entdeckung von Amerika wird von uns mit dem vollesten Recht für eine der merkwürdigsten Begebenheiten der Weltgeschichte gehalten, und die Eroberung desselben muß auch noch der entferntesten Nachwelt wie ein wahres Wunder vorkommen. Christoph Columbus, ein geschickter Cosmograph und gelehrter Astronom, hatte aus der Gestalt der Erde und aus der damals noch für eine ketzerische Lehre gehaltenen Theorie von den Gegenfüßlern den richtigen Schluß gezogen, daß zur Erhaltung des Gleichgewichtes des Erdballs noch eine zweite Hemisphäre schlechterdings nothwendig wäre. Die Ahnung, welche schon die Alten hiervon gebabt hatten, machte diese Idee zuerst in ihm rege, und mit Hülfe seiner astronomischen, physischen und geographischen Kenntnisse entwickelte er dieselbe bald bis zur vollesten Ueberzeugung. Plato, Aristoteles, Plinius, Strabo, erzeugten in ihm den ersten Gedanken an das große Problem, das sein Scharfsinn so glücklich lös'te, und an den kühnen Plan, den er so ruhmvoll ausführte.

Der Neid, der jedes Verdienst zu beflecken sucht, hat es sich angelegen seyn lassen auch das von Columbus herabzusetzen. Man hat diesem großen Manne die

die erforderlichen Kenntnisse und Talente abgesprochen, um theoretisch behaupten zu können, daß das alte Continent nur die Hälfte von dem Lande, woraus der Erdball bestünde, in sich fasse, und daß die andere Hälfte davon sich weiter gegen Westen hin befinden müsse. Man war boshaft genug zu versichern, daß Columbus durch nichts anders als durch das Schilfrohr, das Holz und die mancherley andern Gewächse, die von den Winden und Seeströmen nach den azorischen Inseln und nach Madera hin getrieben wurden, einige Ahndung von diesen westlich gelegenen Ländern bekommen, und sich von ihrer wirklichen Existenz erst durch die Tagebücher eines spanischen Seefahrers, Namens Alphonso Sanchez de Huelva, überzeugt habe, der durch einen Sturm auf die Küste von Amerika geworfen worden, und von dort wieder zurück nach Madera gesegelt wäre, wo sich Columbus damals eben aufgehalten habe. Nur noch vier von seinen Leuten habe derselbe mit dahin gebracht, und sie wären alle durch den erlittenen Hunger und die ausgestandenen zahllosen Beschwerlichkeiten der Reise in einem so höchst elenden Zustande daselbst angekommen, daß auch die sorgfältigste Pflege sie dem Tod nicht mehr habe entreissen können. Der Capitän wäre in dem Hause von Columbus selbst gestorben; dieser habe sich hierauf seines geführten Tagebuchs und aller seiner Papiere bemächtigt, und auf diese Art sein Glück und seine Größe auf das Verderben dieses Unglücklichen gegründet.

Wollte man aber auch dieser ganzen Erzählung ohne weitern Beweis Glauben beimessen, so würde doch schon die bloße Ausführung eines so kühnen Planes vollkommen hinreichend seyn, um den großen Mann, der sie unternahm, unsterblich zu machen. Was für ein kräftiger, genialischer Geist gehört dazu, um blos mit Hülfe der noch so äußerst

unvollkommenen Magnetnadel unbekannten Meeren sein Schicksal und sein Leben Preis zu geben, der Unzufriedenheit, dem Murren, den Drohungen seiner furchtsamen Reisegefährten Trotz zu bieten, die Länder, deren Existenz wenigstens noch sehr problematisch war, auf das bestimmteste und fast auf den Tag und die Stunde voraus anzukündigen! Einen solchen Mann, der eine so feste, unerschrockene Seele und einen so beharrlichen Muth besaß, wird zuverlässig niemand für einen gewöhnlichen Menschen halten können; eine solche Entdeckung wird immer mit dem Stempel des Wunderbaren bezeichnet bleiben, und das Jahr 1492, wo die Völker der beiden Hemisphären sich zum erstenmal einander sahen, wird stets eine der merkwürdigsten Epochen in den Annalen der Welt seyn.

Wäre die Besitznahme der Neuen Welt auf eine gesetzmäßige Art erfolgt; würden nicht durch die Schrecknisse des Krieges, womit ein harmloses, friedfertiges Volk überzogen wurde, alle Gefühle von Gerechtigkeit und Menschenliebe beleidigt; wäre nicht die Unterjochung freier unabhängiger Menschen, die weder durch Ehrgeiz noch durch ihre Macht die allergeringsten Besorgnisse einzuflößen im Stande waren, eine Beleidigung der ganzen Menschheit und eine empörende Übertretung des Völkerrechts, so würden die Eroberer von Amerika mit weit mehr Recht, als die Helden des Alterthums, deren Thaten und Tugenden durch die Fabel so sehr übertrieben worden sind, unter die Halbgötter versetzt zu werden verdienen.

Es wird ohne Zweifel eine Zeit kommen, wo man es für unglaublich und für wirklich fabelhaft halten wird, daß eine Anzahl von 120 Mann, die auf drey unbedeutenden Fahrzeugen aus Europa nach dem noch gänzlich unbekannten Amerika absegelten, und auf der von 1,500,000 Caraiben bewohnten Insel St. Domingo landeten, dieselbe im Namen des Königs

von Spanien in Besitz nehmen, Vestungswerke darauf anlegen, und ohne eine beträchtliche Verstärkung, ja sogar fast ohne alle Kosten, nicht nur die ganze Insel der spanischen Herrschaft unterwerfen, sondern auch alle Einwohner derselben haben ausrotten können.

Man wird es dem Zeugniß der Geschichte kaum glauben, daß Cortes mit 508 Soldaten und 109 Matrosen und Handwerksleuten, wovon in allem nur 45 mit Schießgewehren bewaffnet waren, ein Land anzugreifen wagte, das von sechs Millionen cultivirter und kriegerischer Einwohner vertheidigt war, und daß es ihm auch wirklich gelang, dasselbe ganz unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Eben so wird man es nach einer Reihe von Jahrhunderten nicht allein nicht für wahr, sondern sogar für ganz unmöglich halten, daß Pizarro das ganze unermeßliche Reich Peru mit 180 Spaniern zu erobern im Stande gewesen ist.

Alle diese Thaten verliehren jedoch äußerst viel von ihrem Glanze, wenn man die Art und Weise bedenkt, wie die Eroberer dabey zu Werke gegangen sind. Spanien war allerdings bey weitem zu schwach, um Amerika, dessen Bevölkerung zwanzigmal stärker als seine eigene, und das eben so groß und vielleicht noch größer als das ganze alte Continent zusammen genommen war, in einem offenen, ehrlichen Kriege zu unterjochen und mit seinen Staaten zu vereinigen. Hierzu kam auch noch, daß die damaligen Spanier sich weniger aus dem Ruhm machten, Länder zu erobern, als aus dem Besitz von Reichthümern, und daß sie einer kleinen Anzahl unter ihnen das Geschäft überließen, das Land in Besitz zu nehmen, für ihre Person aber nur alsdann dahin strömten, als das Gerücht von den daselbst entdeckten Gold- und Silbergruben ihre Habsucht rege machte. Die Gefahren und Beschwerden waren das Loos der Tapfern und Kühnen,

die Vortheile aber erndteten die Blutigel ein, die schaarenweise sich dahin begaben.

Die eigentlichen Eroberer sahen sich daher genöthigt, durch List zu ersetzen, was ihnen an Anzahl abging. Daher fachten sie immerwährende Kriege unter den Unglücklichen an, die sie unterjochen wollten, und Lügen, Meineid und die abscheulichsten Grausamkeiten waren die gewöhnlichen Waffen, deren sie sich bedienten; alle diese schändlichen Mittel wurden jedoch auch auf der andern Seite von der heldenmüthigsten Tapferkeit und dem bewundernswürdigsten Muthe unterstützt. Bey den schändlichsten Auftritten, die man jedoch für schlechterdings nothwendig ausgab, findet man einzelne Züge, die den edelsten Menschen zur Ehre gereichen würden. Das ganze Benehmen dieser Eroberer ist ein wunderbares Gemisch von Tugenden und Lastern; man wird bey Lesung ihrer Thaten bald mit dem tiefsten Abscheu erfüllt, bald wieder von Bewunderung für sie hingerissen.

Es ist meine Absicht hier nicht, den Unternehmungen dieser seltsamen Menschen Schritt vor Schritt zu folgen; ich schränke mich vielmehr blos auf dasjenige ein, was die Länder, die den östlichen Theil von Terrafirma ausmachen, und das spanische Guiana betrifft.

Die Eroberung von keinem Theile der Neuen Welt hat so lange gedauert, ist mit so vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen, und doch nur so unvollkommen zu Stande gebracht worden, als die von den angeführten Ländern. Die Berge, womit dieselben bedeckt sind, die vielen und großen Flüsse, durch deren Ueberschwemmung einen großen Theil des Jahres hindurch alle Communicationen abgeschnitten werden, die zahllosen Landseen, Sümpfe und Wüsteneyen, legten den Spaniern so zahllose Schwierigkeiten in den Weg, daß nur allein Menschen, die von Ehrgeitz und Ruhm-

sucht völlig besessen waren, sie zu besiegen vermochten. Die vorzüglichste Ursache aber, warum sie in diesen Ländern ihren Zweck so äußerst langsam erreichten, lag in der großen Menge von einzelnen indianischen Staaten. Die Einwohner dieser Länder machten nicht, wie die in Mexico und Peru, eine einzige große Nation aus, sondern jeder einzele Cazicke führte für sich allein Krieg mit ihnen, und zwar einen um soviel verderblichern Krieg, weil er blos in Anlegung von Hinterhalten und in nächtlichen Ueberfällen bestand. Selten verbanden sich mehrere Cazicken mit einander und noch seltener ließen sie sich auf eine offene Feldschlacht ein. Daher gewannen die Eroberer durch die Besiegung einer ganzen Nation oft nicht mehr als 3 bis 4 Quadratmeilen Landes; sie konnten nur Schritt vor Schritt vorwärts gehen, waren dabey immer dem drückendsten Mangel und täglichen Gefahren ausgesetzt und konnten folglich nur nach und nach durch große Gedult und durch den beharrlichsten Muth die Eroberung des Landes vollenden.

Die Entdeckung von Terrafirma erfolgte im Jahr 1498, und der Ruhm davon ist ebenfalls Christoph Columbus zuzuschreiben. Auf der dritten Reise, die derselbe aus Spanien nach Amerika machte, hatte er die Absicht, bis unter den Äquator zu segeln; allein die Seeströmungen hinderten ihn daran und trieben ihn an die Küste von Terrafirma. Lopez von Gomara behauptet sogar, Columbus sey längs der ganzen Küste bis an das Cap de la Vela hingefahren; allein Oviedo, auf dessen Genauigkeit man weit mehr rechnen darf, versichert, daß Columbus nur bis an die Spitze von Araya, die gegen Norden von der Margaretha=Insel liegt, gekommen, und alsdann wieder nordwärts gesegelt sey, um nach St. Domingo zu fahren. Auch D. Fernando Columbus erzählt, daß sein Vater den

Meerbusen von Paria erforscht, alsdann an der Küste von Terrafirma hin bis westwärts von den Inseln Testigos gefahren, und hierauf wieder nach St. Domingo zurück gesegelt sey.

Als Columbus bey seiner Zurückkunft nach Europa dem spanischen Hofe Bericht von der Entdeckung dieses Theiles von Terrafirma, so wie von den Sitten der dasigen Einwohner, mit denen er Verkehr gehabt, und von den Reichthümern, besonders den Perlen, die er daselbst gefunden hatte, abstattete, so ertheilte die Regierung dem Capitän Alphons Ojeda sogleich die Erlaubniß, diese gemachte Entdeckung weiter zu verfolgen. Americus Vespucius, der noch gegenwärtig einen dem Columbus mit Unrecht entrissenen Ruhm besitzt, nahm an dieser Ausrüstung Antheil, und machte, mehr aus Eigennutz als aus Ruhmsucht, diese Reise nach Amerika mit. Ojeda gelangte in 27 Tagen daselbst an, fuhr längs der Küste bis an das Cap de la Vela hin und lief dabey in mehrere Häfen ein, um sie genau kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkehr nach Spanien fand Americus Vespucius Mittel, der Regierung und seiner Nation glauben zu machen, daß er allein der eigentliche Entdecker von Amerika sey, und daß Columbus nur einige auf dem Weg dahin gelegene Inseln entdeckt habe. Sein Betrug wurde auch sogleich für baare Wahrheit angenommen; sein Name wurde der Neuen Welt beygelegt, und ist ihr auch, ohngeachtet die Geschichte sich bemüht hat, dem Columbus die ihm gebührende Ehre wieder zurück zu geben, bisher beständig geblieben.

Ohngefähr um die nämliche Zeit lockte der oben genannte Bericht, den Columbus an die Regierung in Spanien abstattete, auch noch ein anderes Schiff, unter dem Commando von Christoph Guerra, nach Terrafirma, dessen eigentliche merkantilische Absich-

ten man unter einer Erlaubniß des Königs, die weitere Entdeckung dieses Landes zu befördern, zu verstecken gesucht hatte. Dieses Schiff legte auf der Küste von Paria, auf der Insel Cubagua, zu Cumanagoto, heut zu Tage Barcelona, und an mehrern andern Orten an. Guerra erhielt hier überall gegen elende Kleinigkeiten, die er zum Austausch lieferte, eine große Menge von Perlen, Gold, Brasilienholz u. dgl., von welchen Produkten er eine außerordentliche reiche und ansehnliche Schiffsladung zusammen brachte. Hierauf fuhr er längs der Küste gegen Westen hin, und stieg nicht eher wieder ans Land, als zu Coro, wo er aber zu seinem größten Erstaunen die Indianer eben so aufgelegt fand, ihm alles was er besaß zu rauben, als die auf der östlichen Küste geneigt gewesen waren, es ihm zu geben. Er hatte jedoch zu viel zu verliehren, als daß er sich den Gefahren eines Krieges hätte aussetzen können, von welchem weder Ruhm noch Vortheil zu erwarten war; daher ergriff er die sehr kluge Parthie, wieder nach Spanien zurückzukehren, um daselbst seine erworbenen Reichthümer in Sicherheit zu bringen.

Das Gerücht von seiner Ankunft und von seinen mitgebrachten unermeßlichen Schätzen verbreitete sich bald in dem ganzen Königreich, und sogleich wurden auch in allen Häfen Anstalten zu Handelsunternehmungen nach Terrafirma getroffen. Carl V. ertheilte auch zu gleicher Zeit die Erlaubniß, daß man alle diejenigen Indianer, die sich der Eroberung ihres Landes widersetzen, oder sie sonst verhindern würden, als Sklaven wegführen dürfe; eine Erlaubniß, die für das Wohl der Menschheit äußerst verderblich wurde, denn sie machte die Habsucht aller derer rege, denen das Geld über alles andere in der Welt ging. Die Folge davon war, daß nunmehr auf diesen Küsten, wo weder Obrigkeiten noch Gesetze zu fürchten waren, ein äußerst schändlicher Handel getrieben wurde, der

keinen andern Zweck als die unersättlichste Habsucht hatte, und wobey täglich die schreyendsten Diebereyen, und die wüthendsten Grausamkeiten verübt wurden. Die zahllosen Räuber, die sich auf dieser unglücklichen Küste unter einander selbst eine Ehre aus der Plünderung machten, begingen jedoch so große und eine solche Menge von Verbrechen, daß das Geschrei der unglücklichen Opfer ihrer Grausamkeit endlich bis vor die Audienzia von St. Domingo hindurch drang. Dieser muß man auch wirklich das Lob ertheilen, daß sie sogleich Maaßregeln ergriff, damit die Verbrechen, welche dieser Abschaum der spanischen Nation beging, nicht in den Augen dieser neuen Völker, die man lieber zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit auf eine sanfte Art hinführen, als gewaltsam zwingen wollte, als Charakter- und Handlungsweise der ganzen spanischen Nation erscheinen möchten. Sie schickte in der Eigenschaft eines Commissarius und Stadthalters einen Mann von großen Verdiensten dahin, Namens Johannes Ampues, der im Jahr 1527 mit sechzig Mann auf der Küste von Coriana anlangte. Ehe ich jedoch von den Vorkehrungen und Anstalten spreche, die von diesem Manne getroffen wurden, muß ich, der chronologischen Ordnung wegen, zuvor einen Blick auf Cumana werfen.

Es ist bekannt, daß Christoph Columbus es nur durch viele Beharrlichkeit und durch oft wiederholte Vorstellungen dahin bringen konnte, daß sein Entdeckungsplan von dem spanischen Hofe angenommen wurde, weil die Länder, die er ankündigte, eine bloße Schimäre zu seyn schienen. Ferdinand glaubte sogar, daß es seiner Würde zuwider wäre, als König von Arragonien den am ersten April 1492 zwischen Ihro Majestäten und Columbus zu Santa-Fē geschlossenen Traktat zu unterschreiben. Isabelle, die sich allein, wo nicht überzeugen, doch gewissermaßen,

wie man behauptet, hatte verblenden lassen, sollte auch die Kosten der ganzen Unternehmung aus ihren eigenen Mitteln herschießen, und dies ist der Grund, warum Amerika eine lange Zeit hindurch den Castilianern ausschließend offen stand und dagegen für alle Arragonier verschlossen blieb. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Frage niemand einfiel, was für ein Recht wohl ein europäischer König auf Amerika haben könnte? da sogar die Existenz dieses Welttheiles noch in Zweifel gezogen wurde. Allein wie sehr mußten alle Ideen, Plane und Maaßregeln sich umändern, als der Erfolg die Wirklichkeit von dem, was bisher bloß für eine Vision gehalten worden war, bewiesen hatte. Ferdinand und Isabelle fühlten wohl, daß sie die Usurpation der entdeckten und noch zu entdeckenden Länder vor den Augen der Menschen durch nichts rechtfertigen könnten; sie suchten sich daher, um wenigstens ihr Gewissen zu beruhigen, durch das sichtbare Oberhaupt der Kirche das Recht zu diesen Eroberungen ertheilen zu lassen. Um dies zu bewirken, machten sie sich anheischig, daß sie den wahren Glauben in denselben ausbreiten und in allen diesen bisher ganz unbekannten Ländern die christliche Religion einführen wollten. Pabst Alexander II. wurde, nach einigen, durch diese Gründe, nach andern aber durch politische Ursachen dazu bewogen, daß er durch eine feierliche Bulle das Verlangen der Könige von Spanien erfüllte. Von dieser Zeit an wurden diese Eroberungen nicht sowohl für militärische Unternehmungen, als vielmehr für wahre Kreuzzüge gehalten. Die Regierung faßte sogleich den Entschluß, dem sie auch in der Folge, für ihren Theil, immer treu geblieben ist, daß nicht eher Gewalt gegen die Indianer sollte gebraucht werden, als bis alle sanften Mittel der Überredung gänzlich erschöpft und vergebens seyn würden.

Man wollte sie erst zu Christen und alsdann erst zu Unterthanen machen.

Zufolge dieses Planes, dem nie anders als gegen Willen und Wissen des Monarchen entgegen gehandelt wurde, nahm Columbus auf seiner zweiten Reise mehrere Mönche mit sich, um durch sie den ersten Samen der christlichen Lehre auf der Insel St. Domingo ausstreuen zu lassen. Allein diese Diener der Gottheit, so wie ihre Nachfolger, wurden in ihren Arbeiten nicht allein selten gehörig unterstützt, sondern vielmehr durch bürgerliche und Militär-Gewalten vielfältig darin gestört. Sie waren lästige Zeugen von den Unterschleifen der Spanier, die der Durst nach Gold in die neue Welt gelockt hatte, und mußten daher nothwendig für alle diejenigen, die ihre Gewalt zu schlechten Handlungen mißbrauchten, ein Gegenstand des bittersten Hasses und der Verfolgung seyn. Die Missionarien kamen oft in den Fall, daß sie sich wegen alberner Beschuldigungen rechtfertigen mußten, die keinen andern Zweck hatten, als denjenigen Anklagen, welche die Mönche selbst gegen ihre Ankläger einreichen konnten, zuvor zu kommen.

Diese zahllosen Unannehmlichkeiten erregten endlich in dem Vater Cordova den Entschluß, daß er bei dem König um die Erlaubniß nachsuchte, in denjenigen Ländern von Amerika, wohin noch kein Spanier den Fuß gesetzt hatte, das Evangelium predigen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm auch ohne Bedenken ertheilt, und er wählte hierauf, zum ersten Versuch, die Küste von Cumana. Da er sich nicht selbst dahin begeben konnte, so schickte er die beiden Väter, Franz von Cordova, seinen Bruder, und Johannes Garces dahin ab. Der ganz Plan wurde mit der größten Schnelligkeit und Pünktlichkeit ausgeführt.

Im Jahr 1512 kamen beide Mönche, ohne an-

dere Waffen zu haben, als die Moral des Evangeliums, und ohne eine andere Stütze als die Vorsehung, an ihrem Bestimmungsorte an, und machten sogleich mit dem glücklichsten Erfolg mit ihren apostolischen Arbeiten den Anfang. Die Indianer, die von Natur sanft oder doch wenigstens weit sanfter als diejenigen waren, die in den westlichen Gegenden dieser nämlichen Küstenländer wohnten, hielten diese beiden Mönche für Wesen von einer höhern, göttlichen Art, befolgten gewissenhaft alle ihre Rathschläge und gehorchten auf das pünktlichste ihrem Willen. Es hatte schon allen möglichen Anschein, daß diese Mission den glücklichsten und schleunigsten Fortgang haben würde, als ein unglückliches Ereigniß alle diese schönen Hoffnungen plötzlich über den Haufen warf.

Es landete nämlich zu Cumana eines von den Schiffen von St. Domingo, die schon seit zwölf Jahren alle Arten von Seeräubereien und Grausamkeiten auf diesen Küsten verübten. Die Mönche glaubten, daß es in der Absicht käme, um auf eine redliche Art Handel zu treiben, und ergriffen daher diese Gelegenheit mit Vergnügen, um ein freundschaftliches Verkehr zwischen den Spaniern und den Indianern zu stiften. Dem zu Folge nahmen sie den Capitän und seine Mannschaft auf das wohlwollendste auf, und veranstalteten sogar mehrere Feste, um die Annäherung zwischen beiden Nationen desto leichter zu bewirken. Die Indianer entsprachen auch vollkommen den Wünschen der Missionarien und ertheilten den Spaniern wiederholte Beweise von dem aufrichtigsten Wohlwollen. Unter dem Vorwand, diese unverkennbaren Zeichen einer redlichen Freundschaft zu erwiedern, luden die Spanier den Cazicken, seine Frau und siebenzehn der angesehensten Indianer zum Mittagsessen an Bord ihres Schiffes ein; diese nahmen sämmtlich die Einladung mit Vergnügen an, allein kaum waren sie auf

dem Schiffe angekommen, als dasselbe die Segel aufspannte und mit allen diesen Unglücklichen nach St. Domingo abfuhr.

Diese schändliche Entführung, die alles in sich vereinigte, was man nur von Treulosigkeit und Verrath sich abscheuliches denken kann, war für die sämmtlichen Indianer das Signal zum Aufstand und das Todesurtheil für die beiden armen Mönche. Man warf ihnen, dem Anschein nach mit Recht, vor, daß sie die Stifter oder doch wenigstens die Helfershelfer dieser schwarzen Verrätherei gewesen wären. Der einzige Nutzen, den ihnen die große Verehrung, worin sie zuvor gestanden hatten, jetzt noch leistete, war ein Aufschub von vier Monden, damit sie in dieser Zeit die entführten Indianer wieder von St. Domingo nach Cumana könnten zurück kommen lassen. Von dem Erfolg ihrer deßfalsigen Bemühungen hing einzig und allein ihre Begnadigung ab. Sie schrieben daher auch sogleich in den stärksten Ausdrücken an die Audienzia, und auch die sämmtlichen Mönche auf der Insel St. Domingo baten und flehten um die Zurückschickung der entführten Indianer; allein alles war vergebens. Die Mitglieder der Audienzia waren selbst Mitschuldige dieses Verbrechens geworden, indem sie diese Indianer gekauft hatten, und es hätte ein weit höherer Grad von Rechtschaffenheit dazu gehört, als diejenigen besaßen, die in jener Zeit um Reichthümer zu sammeln nach Amerika gingen, wenn sie gegen sich selbst ein Urtheil hätten sprechen sollen. In der nämlichen Stunde, wo die vier Monden verflossen waren, wurden daher die zwei Missionarien mit kaltem Blute von den Indianern ermordet. —

Es verging hierauf einige Zeit, ohne daß die Indianer von Cumana in dem geringsten Verkehr mit den Spaniern standen. Erst im Jahr 1516 hatten drei Dominikaner den Muth, von der Insel Cubagua

aus, wo die Spanier die Perlen-Fischerei trieben, nach Terrafirma hinüber zu gehen; allein sie hatten kaum den Fuß daselbst ans Land gesetzt, als sie auch sogleich Opfer ihres frommen Eifers und eine Speise der Cannibalen wurden, die sie zur christlichen Religion hatten bekehren wollen.

Durch die Nachricht von ihrem Tode wurde die Classe von Menschen, die bei ihrem reinen Eifer nichts als Gefahren und keine persönlichen Vortheile, nichts als Entbehrungen und keine einzige Art von Genuß zu erwarten haben, keineswegs von weitern Unternehmungen abgeschreckt; es faßten vielmehr andere Mönche von demselben Orden den Entschluß, abermals in die nämliche Gegend des festen Landes hinüber zu gehen. Sie ließen sich theils zu Chiribichi, in der Nähe von Maracapana, theils zu Cumana nieder, an welchen beiden Orten sie zwei Klöster errichteten. Eine Zeit lang predigten sie das Evangelium mit allem Anschein eines glücklichen Erfolgs und schienen die Herzen der Indianer in einem solchen Grade gewonnen zu haben, daß sie von ihnen die sprechendsten Beweise der aufrichtigsten Verehrung erhielten. Die Spanier trieben sogar mit der vollsten Sicherheit Handel auf diesen Küsten und es war aller Anschein vorhanden, daß die Indianer nach und nach aus ihrem Zustande von Wildheit zu einer gebildetern Lebensart, aus ihrer thierischen Unabhängigkeit zur ruhigen Anerkennung der spanischen Herrschaft übergehen würden. Diese schöne Eintracht dauerte ohngefähr drittehalb Jahre; nach dieser Zeit wurden aber die Indianer diese Lebensart auf einmal müde, sehnten sich nach ihrem vormaligen Zustand zurück und holten alle ihre alten Gebräuche wieder hervor. Sie fielen plötzlich zu Chiribichi über die Mönche her, als diese eben die Messe feierten, und brachten sie sämmtlich auf eine unbarmherzige Art ums Leben. Wenige

Stunden nachher wurde auch das Kloster zu Cumana in Brand gesteckt; allein die dasigen Mönche hatten doch noch glücklicherweise Zeit genug gehabt, um sich in Canöes auf die Insel Cubagua hinüber zu flüchten; die auf der Küste befindlichen Spanier wurden aber sämmtlich ermordet. Dieses tragische Ereigniß hatte zu Ende des Jahres 1519 statt.

So bald man zu St. Domingo diesen schrecklichen Vorfall erfuhr, so schickte die dasige Audienzia den Gonzalo Ocampo mit 300 Mann nach Terrafirma ab, um diesen schändlichen Mord zu rächen. Dieser Offizier gab sich alle mögliche Mühe, um die eigentlichen Urheber desselben auszukundschaften, und nachdem er die Strafe, die ihr Verbrechen verdiente, an ihnen vollzogen hatte, so ließ er sich auf der Insel Cubagua nieder, und machte von hier aus so häufige und wirksame Streifzüge auf die Küsten von Cumana, daß die dasigen Indianer sich endlich genöthigt sahen, ihn um Frieden zu bitten, und ihm ihre Freundschaft und ihre thätige Mitwirkung zur Errichtung einer Niederlassung in ihrem Lande anzugeloben. Ocampo verwarf auch ihre Anträge keinesweges, allein zu gleicher Zeit traf er jedoch die nöthigen Vorkehrungen, um sich durch ihre Versprechungen nicht täuschen zu lassen, und gegen jeden Verrath sicher zu seyn. Besonders benutzte er die gute Stimmung des Cazicken, um mit Hülfe desselben eine Stadt zu erbauen, der er, wiewohl vergebens, den Namen Toledo beilegte; ich sage vergebens, denn der indianische Namen Cumana hat so sehr die Oberhand behalten, daß heut zu Tage der Name Toledo gänzlich unbekannt ist.

Um diese Zeit kam Bartholomäus von Las Casas mit der Bestallung als Gouverneur von Cumana, die Carl V. ihm ertheilt hatte, aus Spanien nach Amerika. Dieser Apostel der Freiheit der Indianer

und der Sklaverei der Neger, dem die Geschichte den Ehrentitel eines Philanthropen beigelegt hat, ob er gleich nichts weiter als den Beinamen eines Indiomanen verdiente, brachte 300 Ackerbauern und Handwerker aus Europa mit, die in einer besondern Art von Kleidung, damit die Indianer sie nicht für Spanier halten möchten, die erste Grundlage der neuen Colonieen ausmachen sollten. Er wollte das Vaterland der Colonisten verbergen, und doch die Colonie der Oberherrschaft des Königs von Spanien unterwerfen! Hier ist jedoch der Ort nicht die Sonderbarkeit dieses Planes zu untersuchen; der Leser braucht bloß zu wissen, daß Gonzalo Ocampo sich weigerte die Regierung an Las Casas abzutreten, und daß dadurch zwischen ihnen und den Leuten, die ein jeder von ihnen unter seinen Befehlen hatte, ein Zwiespalt entstand, der nothwendigerweise die verderblichsten Folgen nach sich ziehen mußte. Las Casas begab sich nach St. Domingo, um seinen Streit der dasigen Audienzia zur Entscheidung vorzulegen; Ocampo folgte ihm auf der Stelle dahin nach, und alle bei ihm befindlichen Soldaten verließen Cumana mit ihm zu gleicher Zeit. Die Indianer, die sich nur durch Gewalt gezwungen, aber keinesweges aus wahrer Neigung unterworfen hatten, benutzten sogleich die günstige Gelegenheit, die ihnen die Mißhelligkeit unter den Spaniern und besonders die Abreise ihrer Oberhäupter und die Entfernung der Truppen des Ocampo darbot, um das ihnen verhaßte Joch wieder abzuschütteln. Sie überfielen in der Nacht die Casernen, worin sich die von Las Casas mitgebrachten Bauern und Handwerksleute befanden, und ermordeten diese sämmtlich bis auf einige wenige, die sich in Canöes auf die Insel Cubagua hinüber flüchteten. Das nämliche Schicksal wurde auch allen übrigen auf der Küste zerstreuten Spaniern zu Theil.

Erst im Jahr 1523 schickte die Audienzia von St. Domingo den Jacob Castello mit einer hinlänglichen Truppen-Anzahl wieder nach Cumana, um wo möglich daselbst dauerhafte Niederlassungen zu errichten. Dieser Offizier wußte abwechselnd Gewalt und Überredung, Strenge und Sanftmuth mit so glücklichem Erfolge anzuwenden, daß die Indianer ihn ruhig eine Stadt erbauen ließen; er legte bei derselben zugleich ein so beträchtliches Fort an, daß die Eingebornen es noch niemals gewagt haben, dasselbe anzugreifen. Die Perlen-Fischerei, die durch die zu Cumana erfolgten Unglücksfälle sehr viel gelitten hatte, wurde jetzt vollkommen wieder hergestellt. Von dieser Zeit an blieben aber demohngeachtet die Spanier immer auf dieselbige unbedeutende Strecke Landes eingeschränkt, die sie damals in Besitz bekamen, und man findet keine Spur, daß sie auch nur einen Versuch gemacht hätten, sich die übrigen Theile der Provinz eher zu unterwerfen, als bis im Jahr 1656, wo diese große Unternehmung den Missionarien übertragen wurde, die sie bis auf den heutigen Tag noch nicht vollkommen zu Stande gebracht haben. Alles weitere, was diese Provinz betrifft, wird jedoch unten seine Stelle finden; jetzt kehre ich wieder zur Provinz Venezuela zurück, die der große Schauplatz war, auf welchem die Europäer Ehrgeitz, Habsucht und Tapferkeit in der sonderbarsten Mischung zu Tage legten.

Johann Ampues hatte sich, wie schon oben angeführt worden, auf Befehl der Audienzia von St. Domingo im Jahr 1527 mit sechzig Mann nach Coro begeben, um den Räubereien Einhalt zu thun, welche die Spanier, bei dem Mangel an Gesetzen und an irgend einer obrigkeitlichen Person, in ganz Terrafirma verübten. Diese Wahl gereichte dem Gerichtshofe zur größten Ehre, denn sie konnte auf keinen Mann fallen, der einer so schwierigen Sendung in einem höhern

Grade

Grade würdig gewesen wäre. Er erklärte sogleich bei seiner Ankunft öffentlich, daß er der unerbittlichste Feind aller Unterdrücker und der eifrigste Vertheidiger der Unterdrückten seyn würde. Seine Sanftmuth, seine wohlwollende Leutseligkeit und seine Einsichten gewannen ihm auch bald das volle Zutrauen und die Freundschaft des Cazicken von der Nation Coriana. Diese Verbindung und Eintracht wurde in kurzer Zeit durch einen feierlichen Traktat bekräftigt, zu Folge dessen der Cazicke, als Vasall des Königs von Spanien, den Eid der Treue ablegte.

Nachdem Ampues sich auf diese Art des ruhigen Besitzes von dem Lande, worin dieser Cazicke regierte, versichert hatte, so suchte er auch sogleich einen schicklichen Ort zur Erbauung einer Stadt aus. Am 26 Julius 1528 legte er den ersten Grund zu der Stadt Coro, zu deren Erbauung ihm die Indianer eher behülflich waren, als daß sie ihn daran gehindert hätten. Der Plan von Ampues war weit umfassend, aber sehr weise. Er hoffte mit Recht, daß er sich durch die nämliche Behandlung, wodurch er die Nation Coriana gewonnen hatte, nach und nach auch alle übrigen indianischen Völkerschaften unterwerfen würde, und daß er ihnen sowohl durch Beispiele als durch Lehren Liebe zur Arbeit einflößen, und diese wilden Völker allmählig in kultivirte und Ackerbau treibende würde umwandeln können. Es war daher die schönste Hoffnung vorhanden, daß die Provinz Venezuela ohne Erschütterung und ohne alle Gewaltsamkeit zu einer civilisirten Verfassung und zu einem Wohlstand gelangen würde, wobey die Einwohner sich glücklich befinden und die Oberherrschaft von Spanien auf das dauerhafteste würde eingeführt werden. Allein die Vorsehung hatte es aus uns unbegreiflichen Ursachen anders beschlossen, und alle diese schönen Aussichten wurden durch die Abtretung der Provinz Vene-

zuela an die teutsche Familie der Welser gänzlich vereitelt. —

Die teutsche Kaiser-Krone und die von Spanien waren in dieser Epoche auf dem nämlichen Haupte vereinigt; durch dieses Übermaaß von Gewalt, das jeden Ehrgeitz, der nur einigermaßen Gränzen gekannt hätte, vollkommen würde befriediget haben, wurde der von Carl V. nur noch immer mehr und mehr entflammt. Es war ihm nicht genug, daß er der mächtigste Monarch in Europa war, er wollte auch der einzige darin seyn! Anstatt die Ruhe in diesem Welttheile zu erhalten, was er so leicht hätte thun können, hörte er nicht auf Erschütterungen darin zu veranlassen und Gährungen zu unterhalten. Sein ganzes Leben brachte er damit zu, daß er Bündnisse errichtete und bekämpfte; sein Kopf war stets so angefüllt mit neuen Planen zu Kriegen, daß die Waagschaale des politischen Interesses von Europa, die seine Uebermacht ihm in die Hände gegeben hatte, nicht eher wieder ins Gleichgewicht zu stehen kam, als bis sie denselben entrissen war. Sechzig Schlachten, die nur seinem Stolz schmeichelten, ohne seinen Ruhm zu vermehren, brachten keine weitere Wirkung hervor, als daß seine Staaten entvölkert, und seine Finanzen gänzlich zerrüttet wurden. Es liegt jedoch außer meinem Plan, alle die verderblichen Unternehmungen hier anzuführen, wodurch Carl V. seinen Staaten die unheilbarsten Wunden schlug; ich schränke mich bloß auf diejenige ein, welche die Provinz Venezuela insbesondere betraf.

Das Handlungshaus der Welser zu Augsburg, welches in der damaligen Zeit das angesehenste und reichste in ganz Europa war, hatte Carl V. sehr beträchtliche Vorschüsse geleistet und zu verschiedenen Zeiten das Deficit ausgefüllt, das aus der Unzulänglichkeit der Einnahmen und dem Uebermaaß der Ausgaben nothwendig entstehen mußte. Der Kaiser befand

sich daher in dem Fall, daß er von diesen Kaufleuten gewissermaßen Gesetze annehmen mußte, und zwar nicht sowohl wegen der schon erhaltenen Summen, als vielmehr wegen derer, die er noch ferner von ihnen zu ziehen hoffte. Aus diesem Grunde bewilligte er auch den Welsern ihr Gesuch, daß er ihnen die Provinz Venezuela von dem Cap de la Vela an bis nach Maracapana, als ein erbliches Kronlehn, abtreten möchte, und zwar mit dem Recht, sich so weit sie könnten gegen Südwesten hin auszubreiten. Als diese Verwilligung eben vollzogen werden sollte, kam noch die Nachricht von der weisen und glücklichen Regierung der Provinz unter Johannes Ampues in Spanien an; der Kaiser soll hierauf, nach der Erzählung von Oviedo, angestanden haben, die Urkunde zu unterschreiben, allein auf jeden Fall hat er sich in der Folge noch dazu bereden lassen; denn die Abtretung ist wirklich unter folgenden Bedingungen feierlich vollzogen worden:

1) Die Compagnie machte sich verbindlich, innerhalb zwei Jahren zwei Städte und drei Forts daselbst zu erbauen.

2) Sie rüstete auf ihre Kosten vier Schiffe aus, auf denen 300 Spanier und 50 Teutsche dahin gebracht werden sollten, die sich in ganz Indien, so weit sie nur konnten, ausbreiten, und alle Bergwerke, die man entdecken würde, auf Kosten und zum Vortheil der Compagnie bearbeiten sollten.

3) Der Kaiser ertheilte demjenigen, den die Welser dazu ernennen würden, den Titel eines Adelantado oder Statthalters.

4) Er ertheilte ihnen außerdem das Recht, alle diejenigen Indianer, die sich nicht anders als durch Gewalt der Waffen unterwerfen würden, zu Sklaven zu machen.

Alle Artikel dieses Vertrags wurden nur in sofern

vollzogen, als sie für die Teutschen vortheilhaft waren; besonders aber wurde dem vierten eine Ausdehnung gegeben, welche die allerunglückseligsten Wirkungen nach sich zog. Oviedo erzählt, daß der Kaiser einige Zeit nachher den Vater Montesillo zum Protektor der Indianer in dieser Provinz ernannt habe; allein aus dem abscheulichen Verfahren, das in diesem unglücklichen Lande beobachtet wurde, erhellt offenbar, daß sich derselbe entweder gar nicht an seinen Posten begeben hat, ob er gleich die ihm von dem Kaiser in dieser Absicht verwilligten Zehnten von dem Ertrag der ganzen Provinz immerfort richtig bezog, oder daß er selbst Theilnehmer und Mitschuldiger an den zahllosen Verbrechen geworden ist, die sein Amt ihm eigentlich zu verhindern zur Pflicht machte.

Man müßte auch ganz und gar das menschliche Herz nicht kennen, wenn man nicht auf den ersten Blick die schrecklichen Übel vorher sehen wollte, die nothwendig aus diesem Traktat für die Provinz Venezuela, und selbst auch für die spanische Oberherrschaft, entstehen mußten. Wie war es in der That nur möglich sich einzubilden, daß eine bloße Handelsspekulation, deren Vortheil bekanntermaßen zu gleicher Zeit nach der Größe und der Schnelligkeit des Gewinns berechnet wird, ihre Hoffnung einzig und allein auf den langsamen Ertrag des Landes und den Ackerbau gründen würde, wobei die Kinder kaum Gelegenheit finden, die Belohnung für den Schweiß ihrer Väter einzuerndten? Wie sollten Teutsche, die nur allein dadurch Zutritt und Einfluß bei dem spanischen Hofe besaßen, daß sich damals zufälligerweise auch der Kaiserliche Scepter in den Händen des Monarchen von Spanien befand, beträchtliche Geldsummen in ein Land stecken, von dem sie mit Bestimmtheit voraussehen konnten, daß sie eine Viertelstunde nach dem Tode Carls V. unmöglich weder das Eigenthum noch auch selbst nur den Genuß

behalten würden? Ihr Interesse erforderte vielmehr schlechterdings, daß sie aus diesem Lande, so wie es sich eben befand, auf das geschwindeste so viele Vortheile als möglich zu ziehen suchten, denn sie konnten voraus wissen, daß von allem Aufwand, den sie zur Verbesserung desselben machen würden, der Nutzen zuverläßig nicht ihnen zu gut kommen würde. Was konnte aber wohl Fremdlingen, die nur so lange, bis sie sich gehörig mit Beute gesättigt hätten, in dem Lande bleiben sollten, daran gelegen seyn, daß daselbst durch Plünderungen, Verheerungen und alle Verbrechen, die der Mensch nur immer erdenken und begehen kann, der spanische Namen verhaßt gemacht würde? Es waren daher schon vom ersten Anfange an die schrecklichsten Folgen von dieser Abtretung vorauszusehen, allein der wirkliche Erfolg war doch noch weit ärger und übertraf alles, was man sich davon vorgestellt hatte.

Die Vollziehung dieses verderblichen Traktats wurde von den Welsern einem Teutschen, Namens Ambrosius Alfinger übertragen, den sie zum Stadthalter über ihre neuen Domänen ernannten; als untergeordneten Gehülfen gaben sie ihm einen andern Teutschen, Namens Sailer mit. Diese beiden wurden von 400 Abentheurern begleitet, und die ganze Ausrüstung gelangte im Jahr 1528 glücklich zu Coro an. Johannes Ampues trat, ohne sich zu weigern, die Regierung an Alfinger ab, und dieser erkundigte sich nun sogleich nach den Reichthümern, die in dem Lande anzutreffen wären, denn er glaubte, daß er eine Menge von Goldgruben daselbst finden würde, die noch weit reichhaltiger wären als die Mexikanischen, von denen eben damals das Gerücht ganz Europa anfüllte. Zu seinem Schrecken erfuhr er aber, daß in dem ganzen Lande kein einziges Bergwerk im Gange wäre; daß die sämmtlichen Einwohner nur aus einzelnen kleinen Völkerschaften beständen und durchaus keine Art

von Luxus kennten; daß das Gold gar nicht einmal als Geld daselbst cursirte, und daß der einzige Gebrauch, den man von den kleinen Stückchen dieses Metalles, die durch die Überschwemmungen der Flüsse auf die Oberfläche der Erde geworfen und zufälligerweise von den Einwohnern gefunden würden, machte, bloß darin bestände, daß man einige wenige grobgearbeitete Zierrathen daraus verfertigte. Er sah nunmehr ein, daß die Mittel, sich in diesem Lande zu bereichern, nicht so leicht wären, als er es sich vorgestellt hatte, und daher faßte er den schrecklichen Vorsatz, mit Gewalt der Waffen in das Innere des Landes einzudringen, die Einwohner zu plündern, und alle diejenigen, deren er sich bemächtigen konnte, wegzuführen und als Sklaven zu verkaufen.

Dem zu Folge übertrug er die Regierung von Coro dem Lieutenant Sailer, drang selbst mit einem starken Detaschement über den See Maracäibo in das Innere des Landes ein und plünderte, mordete und verbrannte alles, was seine grausame Hand erreichen konnte. So wie seine gemachte Beute nach und nach zunahm, so schickte er sie immer nach Coro zurück; das Gold wurde daselbst bei Seite gelegt, die gefangenen Indianer hingegen an Kaufleute verkauft, die sich absichtlich dieses Handels wegen daselbst niedergelassen hatten. Übrigens verlor auf diesem Zuge eine große Menge von seinen Begleitern das Leben, und man hätte auch wirklich von Eisen seyn müssen, um einer solchen Lebensart, wie sie führen mußten, zu widerstehen. Alfinger verlangte zu verschiedenen malen Verstärkung, die ihm auch jedesmal überschickt wurde. Nachdem er endlich drei volle Jahre hindurch der Schrecken, der Tyrann und der Henker der Indianer gewesen war, so wurde er endlich auch ihr Opfer; sie erschlugen ihn im Jahr 1631, sechs Stunden von Pampelona in einem Thale, das noch bis auf den

heutigen Tag den Namen das Thal vom Miser (Herrn) Ambrosio beibehalten hat.

Hierauf ergriff Johannes, ein Teutscher, den die Welser auf den Fall, daß Alfinger mit Tod abgehen sollte, schon vorläufig zu seinem Nachfolger ernannt hatten, die Zügel der Regierung. Entweder weil er die Verheerungen verabscheute, oder weil er ein ruhiges Leben liebte, oder weil es ihm an Muth gebrach, verließ dieser für seine Person Coro nicht. Seine Kameraden fuhren hingegen nach Alfinger's Plan in demjenigen immer fort, was man Erobern nannte, was man aber, um eigentlich zu sprechen, nicht anders als Rauben und Plündern nennen kann.

Im Jahr 1533 wurde Georg Spirra von den Welsern als Statthalter dahin abgeschickt, und dieser nahm 400 Mann theils aus Spanien, theils von den Canarischen Inseln mit sich. Sobald diese Mannschaft zu Coro angekommen war, so wurde berathschlagt, auf welche Art man von ihr, so wie von den noch daselbst befindlichen Truppen, den größtmöglichen Vortheil ziehen könnte, und am Ende wurde der Entschluß gefaßt, daß man sie in drei Haufen abtheilen wollte, die sämmtlich eben so viele verschiedene Gegenden des Landes durchstreifen, und sich zu einer gewissen Zeit und auf einem bestimmten Punkte wieder mit einander vereinigen sollten. Georg Spirra nahm allein 400 Mann mit sich, und bahnte sich mit ihnen Wege durch Wälder und Wildnisse, wohin noch niemals ein menschlicher Fuß gekommen war. Es waren eben so viele Tiger, die nichts als Verheerung und Mord athmeten. Alle ihre Thaten bestanden bloß darin, daß sie die Indianer, die vor ihnen flohen, ermordeten, diejenigen, so sich ergaben, zu Sklaven machten, und alles raubten und verheerten, was diese unglücklichen Menschen besaßen. Dieser räuberische Zug dauerte volle fünf Jahre hindurch, wobei diese Unmenschen beständig mit

kahllosen Beschwerden zu kämpfen hatten und unabläs- sig den drohendsten Gefahren ausgesetzt waren. Erst im Jahr 1539 kehrte Georg Spirra mit noch 80 Mann von den 400, die er mit sich genommen hatte, nach Coro zurück. Auf dieser Reise bekam man die erste Nachricht von der wahren oder fabelhaften Exi- stenz des Landes el Dorado. Im folgenden Jahre reiste Georg Spirra nach St. Domingo, wo er nachher starb.

Wenn ich früher erzählt hätte, daß schon im Jahr 1532, ein Bischof für Coro ernannt worden war, der auch wirklich schon im Jahr 1536 seinen Sitz da- selbst aufgeschlagen hatte, so würde man sich höchlichst gewundert haben, wie ein Prälat, dessen heiligste Pflicht es ist, die Sache der Unglücklichen zu vertheidigen, ru- hig und unthätig in einem Lande leben konnte, wo alle Pflichten der Menschheit mit Füßen getreten wur- den, wo der schändlichste Golddurst aus dem Plündern eine ehrbare Erwerbsquelle gemacht, und wo die Hab- sucht den Menschen in eine Waare verwandelt hatte, deren Verkaufspreis der Lohn für zahllose Verbrechen war. Allein was für Gefühle müssen sich erst meines Lesers bemächtigen, wenn ich ihm nunmehr erzähle, daß im Jahr 1540 die Audienzia von St. Domingo diesem nämlichen Bischof die ganze bürgerliche Regie- rung von Venezuela, so wie Philipp von Urre die militärische übertrug, und daß die Sachen unter der Regierung dieses Prälaten nicht allein nicht besser gingen, sondern nur darum nicht auf eine noch schänd- lichere und empörendere Art getrieben wurden, weil dieses schlechterdings nicht möglich war.

Die erste Unternehmung, die auf Befehl dieses Bischofs Bastidas veranstaltet wurde, war gegen die Indianer am See Maracäibo gerichtet. Ein ge- wisser Petro Limpias war der Befehlshaber dersel- ben, und die Beute, die man durch sie gewann, be-

stand in einer unbeträchtlichen Summe Goldes und in 500 Indianern, die auf der Stelle verkauft wurden.

Bald hernach schickte der nämliche Bischof seinen Lieutenant, Philipp von Urre, mit 130 Mann in eine andere Gegend ab, um überall Schrecken zu verbreiten und Diebereien, Mord und Verheerungen auszuüben. Auf diesem Zuge, der viel Jammer und Elend verbreitete und fast gar keinen Gewinn eintrug, erhielt man abermals Nachrichten über das Land el Dorado, wegen deren ich auf den weiter unten folgenden Abschnitt verweise, in welchem über dieses schimärische, oder doch wenigstens bis auf den heutigen Tag noch durchaus unbekannte Land besonders wird gehandelt werden. Der Zug von Philipp von Urre dauerte vier Jahre. Erst als er sich dem äußersten Mangel und Elend ausgesetzt sah, trat er den Rückweg nach Coro wieder an. Ehe er aber dahin gelangte, wurde er von Limpias, einem seiner Offiziere, und von Caravajat ermordet, welcher letztere sich unterdessen, da der Bischof Bastidas zum Bischof von Porto-Ricco befördert worden war, der Regierung dieser Provinz mit Unrecht bemächtigt hatte, und nunmehr, um sich seine Usurpation zu sichern, Philipp von Urre, dem die Regierung von Rechtswegen zugekommen wäre, aus dem Wege räumen zu müssen glaubte.

Diesem Usurpator Caravajat hat man die Erbauung der Stadt Tocuyo im Jahr 1544 zu verdanken; ihre erste Bevölkerung bestand aus 59 Spaniern, aus welchen sogleich vier Regidoren und Alcalden zur Formirung eines Cabildo oder eines Stadt-Magistrates, erwählt wurden. Dies ist die einzige Niederlassung, die in der Provinz Venezuela angelegt wurde, so lange dieselbe das Unglück hatte, daß sie unter dem drückenden Monopol, oder vielmehr unter der Tyrannei von den Agenten der Welser stand.

Endlich erschien die Zeit, wo der Kaiser die verderblichen Folgen einsah, die seine diesem teutschen Handlungshause ertheilte Begünstigung nothwendig hervorbringen mußte. Da er sich leicht überzeugte, daß bei einer solchen Verwaltung diese Provinz immer nur ein verheertes, schändlich ausgesogenes Land bleiben würde, so nahm er die Souveränitätsrechte über dieselbe, deren er sich eigentlich niemals hätte entäußern sollen, wieder zurück. Der Traktat mit den Welsern wurde aufgehoben, und der Kaiser ernannte den Licentiaten Johann Perès von Tolosa zum Statthalter der Provinz.

Diese neue Einrichtung brachte eine sehr heilsame Wirkung auf das ganze System und auf die Art, wie man in diesem Lande bei den Eroberungen zu Werke ging, hervor. Man faßte nämlich den Entschluß, daß in Zukunft das Land nicht mehr verheert, sondern daß Niederlassungen in demselben errichtet werden sollten, und daß man das Eigenthum der Einwohner, anstatt es zu plündern, in Zukunft schützen wollte. Verschiedene ältere Gesetze, wodurch die Indianer für freie Menschen erklärt wurden, ohne sogar auch diejenigen davon auszunehmen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, wurden sogleich aufs neue in Wirksamkeit gesetzt. Sobald sich nunmehr eine Nation von Indianern den Spaniern unterworfen hatte, so wählte man sogleich die schicklichste Gegend aus, um eine Stadt daselbst zu erbauen, und die Eroberung dadurch zu sichern. Ohngefähr 100 Spanier machten die Bevölkerung einer solchen neuen Stadt aus, in der auch unverzüglich ein Cabildo oder Stadt-Magistrat, errichtet wurde. Hierauf theilte man die Stadt mit ihrem ganzen Gebiet unter die neuen Einwohner aus, nach ihrem Rang und ihren Verdiensten, und nachdem man zuletzt die Indianer so genau als es die Umstände erlaubten gezählt hatte, so vertheilte man dieselben unter

die Spanier. Diese erhielten jedoch dadurch nur ein Recht der Oberaufsicht über sie, aber keineswegs ein Eigenthumsrecht. Diese Einrichtung erhielt den Namen Repartimèentos de Indios, Vertheilung der Indianer.

Es fehlte derselben, sogleich vom Anfange an, um äußerst nützlich zu werden, nichts weiter, als bestimmtere Regeln und eine noch genauere und zweckmäßigere Anwendung, um den dadurch beabsichtigten großen Zweck zu erreichen; allein bald nachher erhielt sie unter dem Namen Encomiendas eine Ausdehnung und Consistenz, die dem Gesetzgeber zur größten Ehre gereichen. Diese Aeußerung scheint vielleicht manchem lächerlich zu seyn; wenigstens muß sie nothwendig äusserst befremden, denn ich bin, so viel ich weiß, der erste Nicht-Spanier, der zum Lobe der Encomiendas die Feder ergreift. Deßhalb leugne ich jedoch keinesweges, daß sich in die Ausführung dieser Anstalt große Mißbräuche eingeschlichen haben; allein welche menschliche Einrichtung ist hievon ganz befreit? Es kommt bloß darauf an zu beweisen, daß die Einrichtung an und für sich selbst vernünftig, gerecht und nützlich gewesen ist.

Der Zweck der Encomiendas bestand darin, daß die sämmtlichen Indianer, die in einem bestimmten Bezirke lebten, der unmittelbaren Aufsicht und der Leitung eines durch seine Sitten empfehlungswerthen Spaniers unterworfen werden sollten. Er bekam dadurch durchaus kein Eigenthumsrecht über sie, sondern nur Gewalt über ihre Handlungen. Er sollte:

1) sie gegen alle Ungerechtigkeiten und gegen alle Unterdrückungen, denen sie aus eigenem Mangel an Kenntniß der bürgerlichen Gesetzen ausgesetzt waren, schützen;

2) sie sämmtlich in ein Dorf vereinigen, ohne jedoch selbst in demselben wohnen zu dürfen;

3) sie in der christlichen Religion unterweisen lassen;

4) ihre häusliche Verfassung nach den Regeln der gesellschaftlichen Ordnung einrichten, und den Familienvätern diejenige Ehrfurcht verschaffen, die man dem väterlichen Ansehen schuldig ist, von dem aber die meisten Indianer wenig oder gar nichts wissen;

5) überhaupt in allen Familien diejenigen Verhältnisse unter den verschiedenen Mitgliedern derselben beobachten machen, welche die gesellschaftliche Ordnung unter ihnen eingeführt hat;

6) ihnen bei ihrem Ackerbau und bei ihren häuslichen Arbeiten nützliche Lehren und Unterricht ertheilen; und endlich

7) alle Neigungen und Gewohnheiten der wilden Lebensart nach und nach gänzlich in ihnen ausrotten.

Für alle diese Bemühungen waren die Indianer schuldig, den Besitzern der Encomiendas, die den Titel Encomenderos führten, einen jährlichen Tribut zu bezahlen, der in einer bestimmten Anzahl von Tagen, an welchen sie für dieselben arbeiteten, in Naturallieferungen oder auch in Gelde bestand; sobald dieser Tribut bezahlt war, so konnte dem Indianer keine weitere persönliche Dienstleistung zugemuthet werden.

Diese ganze Einrichtung war also, wie man sieht eine Art von Lehranstalt für die gesellschaftliche kultivirte Lebensart, und sie war um desto nützlicher, weil, wenn Philosophie und Menschenliebe die Freiheit der Indianer fordern, die Vernunft und die Politik dagegen verlangen, daß man wegen ihres gänzlichen Mangels an Einsichten und wegen ihrer rohen Sitten, mit der äußersten Vorsicht dabei zu Werke gehe. Wollte man sie plötzlich in den vollen Genuß aller bürgerlichen Rechte setzen, so würde dieses nicht nur für die Gesellschaft, worein man sie aufnähme, äußerst verderblich, sondern auch für sie selbst schädlich seyn, denn die

Geselligkeitschaftlichkeit ist zwar, wie ein Alter sagt, ein in dem Menschen liegendes natürliches Gefühl, allein es muß erst durch die Vernunft entwickelt und durch die Gewohnheit gestärkt werden. Alle diese dem Menschen angebornen Gefühle werden nur allein durch die Erziehung, die man in dem gesellschaftlichen Leben erhält, ausgebildet; in dem unabhängigen Zustande hingegen, der mit dem wilden Leben verbunden ist, werden sie gänzlich erstickt. Es war daher auch in den Indianern von Terrafirma, die keine Art von Regierungsverfassung, keine Gesetze und keine Künste kannten, keine Spur von denselben zu finden; man konnte sie daher auch nur durch Beispiele, durch Umgang und Lehren nach und nach in ihnen entwickeln. In diesem Betracht war das Noviciat, das sie gewissermaßen unter den Encomiendas machten, eine äußerst lobenswerthe Einrichtung. Die Regierung bemühte sich auch, dieselbe, so weit die menschlichen Kräfte es erlaubten, immer mehr und mehr zu vervollkommnen.

Im Mai 1538, wurde der Befehl erlassen, daß die Encomiendas ausschließend nur an solche Personen gegeben werden sollten, die in dem Lande selbst wohnten; allein die Habsucht wußte sie durch geheime Intriguen bald in einen Gegenstand der Gunst zu verwandeln. Im Jahr 1545 wurde durch ein Gesetz die Erlaubniß ertheilt, daß die Indianer verdienstvollen Personen ohne alle Ausnahme anvertraut werden durften; nunmehr erhielten sogar Hofleute zu Madrid solche Encomiendas, und der Zweck der ganzen Einrichtung wurde dadurch gänzlich verfehlt. Dieser schreiende Mißbrauch wurde jedoch i. J. 1568 wieder abgeschaft, und von nun an durften die Encomiendas an niemand mehr ertheilt werden, als an die ältesten Bewohner des Landes und an die Abkömmlinge von denjenigen, die das Land hatten erobern helfen. Sogar den Vice-Königen, den Statthaltern, den Chefs

vom Militär, den Bischöfen und Priestern, den Hospitälern, Klöstern und Brüderschaften u. s. w., wurde das Recht benommen, Encomiendas zu besitzen. Das Recht der Encomenderos wurde für unveräußerlich und für ein durchaus nur persönliches Recht erklärt. Sie durften die Indianer, die unter ihnen standen, weder vermiethen noch verpfänden, bei Strafe ihre Encomienda zu verlieren. Der Tribut der Indianer durfte den Encomienderos niemals mehr als 2000 Piaster abwerfen; betrug derselbe mehr, so wurden von der Regierung Pensionen darauf angewiesen. In der Folge wurden die Encomiendas auf zwei Lebenszeiten ertheilt, d. h. sie konnten vom Vater auf den Sohn übergehen, allein nachher wurden sie mit der Krone vereinigt, und die Indianer wurden unmittelbare Unterthanen des Königs und freie Mitglieder des Staats.

Diese Einrichtung dauerte so lange, als das Land noch mit Gewalt der Waffen erobert wurde, denn damals mußte man die Indianer, sobald man sie besiegt hatte, zu civilisiren suchen. Als man aber die gewaltsamen Eroberungen aufgab und nur allein noch durch die christliche Religion sich die Indianer zu unterwerfen suchte; als apostolische Missionen an die Stelle der militärischen Unternehmungen traten, und die bürgerliche und religiöse Ausbildung der Indianer einzig und allein den Dienern der Kirche übertragen wurde, so wurden die Encomiendas gänzlich zwecklos und folglich überflüssig. Seit dieser Epoche, d. h. seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wurden in der ganzen Generalcapitänerie von Caracas kein Encomiendas mehr ertheilt. Ob aber jetzt der Zweck besser oder doch wenigstens eben so gut erreicht wird, soll an Ort und Stelle näher untersucht werden.

Die Provinz Venezuela ist ohnstreitig derjenige Theil von Terrafirma, und vielleicht von ganz Amerika, der dem Eifer der Missionarien am allerwenigsten

zu verdanken hat. Alles was davon im ersten Jahrhundert nach der Eroberung der spanischen Herrschaft unterworfen worden ist, ward es einzig und allein durch die Gewalt der Waffen. Durch den Weg der Güte und der sanften Überredung würde man viel Blut erspart haben, wie uns die weise aber nur allzu kurze Regierung von Ampues zu Coro einen offenbaren unwiderleglichen Beweis davon giebt. Allein durch die Verheerungen der Welserischen Agenten, durch ihre Meineide und zahllosen Grausamkeiten wurde den Indianern ein solcher Abscheu gegen den spanischen Namen eingeflößt, daß an keine friedliche Übereinkunft mehr mit ihnen zu denken war, und daß sie alles aufboten, was ihnen die äußerste Verzweiflung eingab, um ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Durch eine funfzehn bis zwanzigjährige Erfahrung glaubten sie sich überzeugt zu haben, daß die Europäer keine andre Absicht hätten, als alle Indianer sammt und sonders auszurotten, und daß sie, um ihre unersättliche Habsucht zu befriedigen, kein anderes Mittel kennten, als alles, was ihnen vorkäme, zu plündern. Bei dieser Stimmung der Indianer, die durch die ihnen zugefügten zahllosen Leiden unglücklicherweise nur allzu sehr gerechtfertigt wurde, wäre es ganz vergebens gewesen, sich mit ihnen in irgend einen Vertrag einzulassen, oder ihnen die Lehren der christlichen Religion predigen zu wollen. Es blieb daher nichts anders übrig, als entweder auf das Land gänzlich Verzicht zu thun, oder sich mit Gewalt der Waffen darin fest zu setzen. Da nun aber das erstere sich mit den Ideen der damaligen Zeit durchaus nicht vereinigen ließ, so schlug man den andern Weg ein, und hierdurch wurde unermeßlich viel, sowohl spanisches als indianisches Blut vergossen. Die sämmtlichen Cazicken vertheidigten die unter ihrer Herrschaft stehenden Gebiete mit einer Hartnäckigkeit und einer Tapferkeit,

deren man sie nicht für fähig gehalten hätte. Die Spanier waren niemals im Stande, auch nur die kleinste Niederlassung anzulegen, ohne vorher die indianische Nation, der das Gebiet zugehörte, bekämpft, vertrieben und oft mehr als zur Hälfte ausgerottet zu haben. Um einen Begriff davon zu geben, und meine Behauptung zu beweisen, will ich hier nur noch eine kurze Nachricht von der Erbauumg der ersten Städte in dieser Provinz beifügen.

Die Stadt Barquisimeto wurde erst im Jahr 1552 von Villegas erbaut, nachdem er den Grund und Boden derselben von den Indianern erobert hatte. Auch nachdem sie schon völlig erbaut war, wurde sie noch zu verschiedenen malen von den Giraharas-Indianern angegriffen, die zwar die Spanier nicht mehr daraus vertreiben konnten, aber sie doch nöthigten, die neu entdeckten Bergwerke zu St. Philipp de Buria wieder aufzugeben.

Eine Stadt, Namens Palmes, die man im Jahr 1554 zur Beschützung eben dieser Bergwerke erbaute, wurde unmittelbar nach ihrer Erbauung durch die Indianer von Grund aus wieder zerstört, und es existirt auch heut zu Tag nicht die allergeringste Spur mehr davon. Unmittelbar hernach erhielt jedoch Diego de Paradas den Auftrag, die Stadt wieder aufzubauen, und er durchstreifte deshalb vorher die ganze umliegende Gegend, schlug die Indianer überall zurück und bestrafte sie auf eine Art, die von seiner Menschenliebe keinen großen Begriff giebt; nachdem er nun glaubte, daß ihm der Besitz des Landes nicht weiter würde streitig gemacht werden, so erbaute er die Stadt aufs neue und legte ihr den Namen Nirgua bei. Allein kaum hatte er sich aus der Gegend wieder entfernt, so benutzten die Indianer die Ueberschwemmungen der Flüsse, schnitten den Spaniern alle Kommunikation mit ihren

übrigen

übrigen Besitzungen ab, und zwangen sie dadurch die Stadt abermals zu verlassen. Hierauf wurde sie in einer andern Gegend wieder aufgebaut, die man für zweckmäßiger zu ihrer Vertheidigung hielt; allein demohngeachtet mußte sie abermals das nämliche Schicksal leiden, und wurde wieder von Grund aus zerstört. Mit unermüdlicher Geduld baute man sie nochmals auf, und traf dabei solche Vorkehrungen, daß sie nunmehr, jedoch nur mit der größten Mühe, sich zu vertheidigen im Stande war. Ihre vollkommene Sicherheit schreibt sich erst vom Jahr 1628 her, welches die Epoche der gänzlichen Ausrottung aller Indianer vom Stamme der Giraharas ist.

Alonso Dias Moreno, der Erbauer von Valencia, hatte zahllose Schwierigkeiten zu überwinden, und eine Menge Siege zu erfechten, ehe er sich des Gebietes bemächtigen konnte, das ihm im Jahr 1555 zur Erbauung dieser Stadt angewiesen wurde. Der See, woran sie liegt, und der heut zu Tage ihren Namen führt, war rings umher von vielen indianischen Völkerschaften bewohnt, die sich wegen des Überflusses an Fischen und Wildbret daselbst niedergelassen hatten. Diese mußte er erst alle besiegen, um durch Furcht und Schrecken den Frieden von ihnen zu erzwingen, den er ihnen vergebens auf eine freundschaftliche Art angeboten hatte.

Um Truxillo zu erbauen, mußte man alle indianischen Nationen bekriegen, die zwischen den Gebirgen von Merida und der Gegend wohnten, worin heut zu Tage Carora liegt, und erst nach achtjährigen höchst blutigen Kämpfen konnten die Grundsteine der neuen Stadt gelegt werden; allein schon im folgenden Jahre wurden die Erbauer durch einen Aufstand der Indianer wieder daraus verjagt. Man mußte das Land ganz aufs neue wieder erobern, was bis zum

Jahr 1570 dauerte, und alsdann erst konnte die Stadt mit Sicherheit wieder aufgebaut werden.

Kein Gebiet wurde jedoch von den Indianern so hartnäckig vertheidigt, als das Thal, worin die Stadt Caracas liegt. Dies war die bevölkertste Gegend in der ganzen Provinz Venezuela und die Einwohner besaßen einen weit höhern Grad von Geschicklichkeit, Entschlossenheit, Muth und Liebe zur Unabhängigkeit, als alle übrigen Indianer. In einem Bezirk von zehn bis zwölf Stunden im Umkreis wohnten über 150,000 Indianer, die unter der Oberherrschaft von mehr als dreißig Cazicken standen. Das Land war wegen seiner großen Fruchtbarkeit berühmt, und schon lange hegten die Spanier den sehnlichen Wunsch sich desselben zu bemächtigen.

Franz Faxardo war der erste, der dieses Unternehmen wagte. Dieser Mann war von der Insel Margaretha gebürtig; sein Vater war ein vornehmer Spanier und seine Mutter, Donna Isabella, Cazickin einer Nation der Wilden, und Enkelin eines Cazicken von einem Theil der Caracas-Indianer. Er redete alle Sprachen der Indianer, die das Land bewohnten, auf welches er Absichten hatte; hierdurch hoffte er vorzüglich ihre Freundschaft zu gewinnen, und in der Folge durch Ueberredungen von ihnen zu erhalten, was er durch die Gewalt nicht erlangen könnte. Seine Absicht war, das ganze Land der spanischen Oberherrschaft zu unterwerfen; es schien ihm nicht schwer zu seyn, diesen Plan auszuführen und in dem Gelingen desselben sah er sein eigenes Glück, seine Erhöhung, seinen Ruhm voraus. Daher faßte er den Entschluß, vorerst nur eine Reise dahin zu machen, um die Mittel und Wege kennen zu lernen, wie er sich ferner dabei zu benehmen hätte. Er nahm drei Creolen von der Insel Margaretha, zwanzig Unterthanen seiner Mutter und einige geringfügige Waaren

zu Geschenken und zum Tauschhandel mit sich. Es gelang ihm auch wirklich nach seinen Wünschen; er machte sich durch seine Kenntniß der indianischen Sprachen, durch seine mütterliche Abkunft und durch seine ungemeine Leutseligkeit in kurzer Zeit alle Caziken zu Freunden und erhielt von ihnen wiederholt die sprechendsten Beweise von Wohlwollen. Er brachte einige Zeit damit zu, daß er das Land genau untersuchte und den Charakter und die Denkungsart der Einwohner studirte; hierauf kehrte er zum großen Leidwesen der Indianer, die ihn schon förmlich zu ihrem Orakel gemacht hatten, wieder nach der Insel Margaretha zurück.

Als er hier seiner Mutter von der günstigen Stimmung der Indianer in dem Thale Maya oder Caracas Bericht abgestattet hatte, so munterte ihn diese auf, seinen Plan weiter zu verfolgen, und faßte sogar den Entschluß, ihn selbst dahin zu begleiten. Sie begaben sich auch wirklich mit ohngefähr 100 Indianern, die in dem Dienst seiner Mutter standen, zum zweitenmale dahin; nicht mehr als 11 Spanier ließen sich bereden, diese Unternehmung mitzumachen. Sie stiegen abermals an dem nämlichen Orte ans Land, wo auch Faxardo bei seiner ersten Reise gelandet hatte, nämlich bei der Mündung des Flusses Chiuspa. Ihre Ankunft verbreitete in dem ganzen Lande eine allgemeine Freude, und die Indianer behandelten sie mit einem so offenen Wohlwollen, daß in kurzer Zeit die vertrauteste Freundschaft zwischen ihnen statt hatte. Die Indianer boten der Mutter von Faxardo denjenigen Theil des Landes, der das Thal Panecillo genannt wird, zum völligen Eigenthum an; sie nahm es auch ohne Bedenken an und genoß daselbst eine Achtung und eine Gewalt, wie sie nur eine unumschränkte Fürstin besitzen kann.

Diese äußerst günstigen Umstände wollte Faxardo benutzen, um seinem Ziele näher zu kommen, und bat

deshalb den spanischen Gouverneur Gutierres um die Erlaubniß, die ihm auch ohne Bedenken ertheilt wurde, daß er eine Stadt daselbst erbauen dürfe. Allein kaum hatte Faxardo das erste Wort hiervon gegen die Indianer verlauten lassen, so schöpften sie auch sogleich Verdacht gegen ihn; es dauerte nunmehr nicht lange, so entstanden Mißhelligkeiten zwischen ihnen, und bald nachher kam es sogar zu Thätlichkeiten. Die Indianer griffen sämmtlich zu den Waffen, vergifteten die Quellen und verfolgten Faxardo mit der äußersten Erbitterung. Seine Mutter starb während dieser Unruhen und er selbst hatte von Glück zu sagen, daß er nach dem Verlust aller seiner Leute noch auf die Insel Margaretha entfliehen konnte.

Allein weder die überstandenen noch die künftig zu erwartenden Gefahren schreckten ihn von der Ausführung seines Planes ab. Er traf sogleich alle Anstalten, um einen dritten Versuch zu wagen, und auch diesesmal gesellten sich 11 Spanier zu ihm, die nicht sowohl Theilnehmer seines Glücks als vielmehr seiner Verwegenheit wurden. Er landete dieses mal in dem Gebiet des einzigen Cazicken, der ihm seine Freundschaft noch erhalten hatte; von hieraus wollte er das ganze Land bis nach Valencia hin durchstreifen, um es auf das genaueste kennen zu lernen und dem Gouverneur der Provinz eine so ausführliche Beschreibung davon machen zu können, daß dieser bewogen würde, ihm die erforderlichen Truppen, um dasselbe zu erobern, anzuvertrauen. Auf der Hälfte des Weges stieß er jedoch auf einen großen Haufen Indianer, die ihm entgegen gezogen waren, um ihn aus dem Wege zu räumen; er wäre auch wirklich ohne Rettung verloren gewesen, wenn er nicht durch seine natürliche Sanftmuth und Leutseligkeit und durch das Talent die indischen Sprachen zu sprechen, die zu seiner Ermordung

schon aufgehobenen Arme noch zurück gehalten und die Wuth der Wilden in Wohlwollen verwandelt hätte.

Es glückte ihm hierdurch wirklich, bis nach Valencia vorzudringen und von hieraus überschickte er dem Gouverneur Collado einen ausführlichen Plan, wie die Eroberung dieses Landes zu bewerkstelligen wäre. Hierauf wurde er von diesem zum General ernannt, und erhielt zur Ausführung seines Unternehmens 30 Mann und eine gewisse Anzahl von Zugvieh. Mit dieser geringen Mannschaft war er jedoch nicht im Stande, als Eroberer aufzutreten; daher suchte er sich als Freund bei den Indianern Eingang zu verschaffen und es glückte ihm auch wirklich, mit mehrern Stämmen derselben Bündnisse abzuschließen. Hierdurch öffnete er sich den Weg bis weit in das Innere des Landes hinein; da er jedoch nicht stark genug war, um sich in demselben mit Gewalt behaupten zu können, und da er auch den mit ihm verbundenen Indianern nicht genug traute, um sich ganz auf sie zu verlassen, so zog er sich wieder an die Küste zurück, und erbaute daselbst im Jahr 1560 die Stadt Caravalleda. Nach einiger Zeit erhielt er die Nachricht, daß es in dem Thale St. Franciscus reiche Goldgruben gäbe; er begab sich daher mit einiger Mannschaft sogleich dahin und fand wirklich eine außerordentlich reiche Goldgrube, wovon er auch sogleich einige Proben an Collado abschickte. Diese wichtige Entdeckung, die seinen Einfluß und sein Ansehen eigentlich hätte vermehren sollen, wurde gerade die Veranlassung zu seinem Verderben. Alle Spanier, die sich zu Tocuyo befanden, wurden eifersüchtig auf ihn und der Gouverneur selbst beneidete ihn dieser glücklichen Entdeckung wegen in einem solchen Grade, daß er ihn auf der Stelle absetzte und nach Caravalleda verbannte.

Hierauf wurde Peter Miranda zu seinem Nach-

folger ernannt. Collado selbst machte sich auf den Weg, um die Goldgrube zu untersuchen und fand sie noch weit reichhaltiger, als Faxardo sie ihm geschildert hatte; allein unglücklicherweise wurden alle diese schönen Hoffnungen durch den allgemeinen Aufstand aller in der dasigen Gegend wohnenden Indianer vereitelt, und die sämmtlichen Spanier, welche diese Schätze herbei gelockt hatte, wurden gezwungen, sich so schnell als möglich wieder zu entfernen. Man schickte hierauf frische Truppen dahin ab, um sich aufs neue in den Besitz dieser Goldgruben zu setzen; dies glückte auch wirklich auf einige Zeit, allein bald griffen die Indianer aufs neue an, und man mußte die Gegend abermals verlassen. Durch eine erhaltene beträchtliche Verstärkung brachten es jedoch die Spanier dahin, daß sie daselbst ein Dorf oder vielmehr einige elende Hütten erbauten, dem sie den Namen St. Franciscus beilegten. Dies war eine so elende und unbedeutende Niederlassung, daß sie die Ehre nicht verdienen würde, genannt zu werden, wenn sie sich nicht auf der nämlichen Stelle befunden hätte, wo heut zu Tage die Stadt Caracas steht.

Zu dieser Zeit kam ein gewisser Aguirre mit 300 Mann in dieser Gegend von Terrafirma an. Dies war eine der schrecklichsten Räuberbanden die jemals existirt haben; sie stahlen nicht nur was ihnen vorkam, sondern sie ermordeten auch alles ohne Unterschied. Sie waren aus Peru abgereis't, um eine Entdeckungsreise zu machen, und hatten unterwegs ihren Anführer ermordet; hierauf waren sie den Amazonenfluß hinab gefahren, hatten im Vorbeifahren auf der Insel Margaretha die schändlichsten Grausamkeiten verübt und durchstreiften nunmehr diese unglückliche Küsten bis nach Valencia hin. Die Mordsucht hatte in diesen verworfenen Menschen einen so schrecklich hohen

Grad erreicht, daß sie in eine Art von Wuth bei ihnen ausartete, der sie nicht zu widerstehen vermochten; dies ging so weit, daß, wenn sie keine andern Gegenstände fanden, sie sich unter einander selbst ums Leben brachten. Endlich aber wurde Aguirre von den Spaniern gefangen genommen und zu Barquisimeto durch die Hand des Henkers hingerichtet. Durch die Erscheinung dieser Räuberbande war die Eroberung von Caracas verzögert worden. Die Truppen, die sich zu St. Franciscus befanden, mußten gegen dieselbe zu Feld ziehen und dadurch wurde Faxardo zu Caravalleda so sehr geschwächt und den Angriffen der Indianer so gänzlich Preis gegeben, daß er sich genöthigt sah, Terrafirma zu verlassen und sich auf die Insel Margaretha zurück zu ziehen. Hier fing er jedoch sogleich an, den Plan zu einer vierten Unternehmung zu entwerfen; er brachte sie auch dieses mal glücklich zu Stande, und landete mit seinem Gefolge in der Gegend von Cumana. Allein der damalige Gouverneur dieser Provinz, Alonso Cobos, war eifersüchtig auf den Ruhm, den sich dieser kühne und tapfere, aber unglückliche Mann erwerben würde; das Ungeheuer suchte ihn daher durch die schändlichste Verrätherei nach Cumana zu locken und ließ ihn daselbst erdrosseln.

Hierauf blieb die Eroberung der Provinz Caracas mehrere Jahre hindurch liegen, bis sie endlich im Jahr 1565 von dem Statthalter Bernaldes ernstlich wieder vorgenommen wurde. Dieser rüstete ein bedeutendes Corps aus, übergab das Commando darüber einem sehr tapfern Offizier, und wollte dasselbe in eigener Person begleiten. Allein als sie an die Gränze des Landes kamen, das sie erobern wollten, so fanden sie alle Berge, durch welche sie passiren mußten, mit zahllosen Heeren von Indianern besetzt.

Es war ihnen unmöglich hindurch zu kommen und sie mußten unverrichteter Sache wieder zurück kehren.

Ein glücklicherer Erfolg war Don Pedro Ponce de Leon aufbewahrt, der unmittelbar aus Spanien als Gouverneur in diese Provinzen geschickt wurde, und von dem König den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, daß er alles mögliche anwenden sollte, um die Provinz Caracas zu erobern. Zu diesem Ende wurde im Jahr 1567 eine ansehnliche Armee zusammengebracht und das Commando darüber dem Don Diego Losada anvertraut. Sie bestand aus 150 Mann regelmäßiger und aus 80 Mann leichter Truppen. Diese drangen ohne Widerstand durch das Thal Aragoa bis an das Gebirge vor, welches noch heut zu Tage nach den daselbst wohnenden Indianern den Namen Coquisas führt. Hier traf man ein furchtbares Heer von Indianern an, das auch sogleich einen so tapfern Angriff machte, daß der Sieg lange unentschieden blieb. Die Indianer verloren jedoch so außerordentlich viele Menschen, daß die Spanier endlich das Schlachtfeld behaupteten.

Vier Stunden weiter stieß die Armee in den Gebirgspässen abermals auf ein beträchtliches Heer von Indianern, welches ihr noch einen planmäßigern und hartnäckigern Widerstand als das erstere entgegensetzte. Um einen desto größeren Schrecken unter den Spaniern zu verbreiten, hatten die Indianer alle Waldungen, womit die Gebirge bedeckt waren, in Brand gesteckt, und hierdurch wurden die erstern von allen Seiten mit Rauch und Flammen umringt; ohne Losada's bewährte Gegenwart des Geistes, und ohne die außerordentliche Tapferkeit der Spanier, wäre kein einziger von ihnen aus diesen Gebirgen wieder herausgekommen. Sie verloren zwar einige Leute, aber zuletzt schlugen sie doch die Indianer glücklich zurück.

Einige Stunden weiter hin an dem Flusse San = Pedro fanden sie den Cazicken Guaycaypuro, der unter allen seinen Landsleuten sein Vaterland am tapfersten vertheidigte, mit einem Heer von 10,000 Indianern vor sich stehen. Die Schlacht fieng sogleich an, so wie die Spanier sich nur zeigten; sie dauerte sehr lange und war äußerst blutig. Mehrere Spanier kamen dabei ums Leben, allein endlich trugen sie doch den Sieg davon. Hierauf setzten sie ihren Marsch weiter fort und gelangten nach Ajuntas, wo sie einen Cazicken fanden, der sich mit seinen Landsleuten nicht gegen die Spanier hatte verbinden wollen, um die großen Pflanzungen, die er in seinem Gebiete besaß, nicht der Gefahr auszusetzen, verheert zu werden. Dieser Umstand kam Losada äußerst erwünscht, denn nunmehr konnte er seine Armee einige Tage ausruhen lassen, was ihr so unumgänglich nöthig war. Da er hier erfuhr, daß eine neue Armee in den Pässen, die er durchaus passiren mußte, um in das Thal von Caracas zu kommen, auf ihn wartete, so schlug er plötzlich einen andern Weg ein, und gelangte durch die Gebirge glücklich in ein Thal, das von dem von Caracas nicht mehr sehr weit entfernt ist, und dem er den Namen, welchen dasselbe auch heut zu Tage noch besitzt, Valle de la Pascua, das Osterthal, beilegte, weil er in der Charwoche daselbst ankam, und sich bis nach dem Osterfeste ruhig daselbst aufhielt.

Losada hatte bei seiner Unternehmung die Absicht, alles mögliche zu versuchen, um die Freundschaft der Indianer zu gewinnen, sie durch Überredung und freundliche Behandlung der Herrschaft von Spanien zu unterwerfen, und sie von den Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens vor dem Zustande der wilden Natur zu überzeugen. Er bediente sich daher der Gewalt der Waffen nicht anders, als wenn es zu seiner Verthei=

digung schlechterdings nöthig war. Alle Indianer, die man zu Gefangenen machte, wurden auf das beste behandelt, in den Grundsätzen, die man unter ihnen ausbreiten wollte, auf das liebreichste unterrichtet, und alsdann den Ihrigen wieder zurück geschickt. Alle diese gaben auch die schönsten Versprechungen; keiner von ihnen weigerte sich, alle Eide, die man von ihm verlangte, abzulegen, und dies um so weniger, weil sie nicht den geringsten Werth darein setzten; sie entfernten sich auch, dem Anschein nach, immer äußerst zufrieden mit allem was sie gesehen und gehört hatten. Jedesmal wurde jedoch die Freiheit, die sie der Großmuth ihrer Sieger zu verdanken hatten, nur dazu angewendet, um die letztern mit der äußersten Erbitterung aufs neue zu bekämpfen.

Da sich nun Losada täglich mehr überzeugte, daß der Weg der Güte, den er befolgte, zu nichts weiter führte, als den Indianern eine irrige Meinung von seiner Schwäche einzuflößen, so fing er auf's neue den Krieg ernstlich an. Er ließ Maldonado mit 80 Mann in dem Thale St. Franciscus zurück, während er selbst mit dem Rest der Armee bis auf 10 Stunden Weges gegen Osten hin vordrang. Er fand dabei auf jedem Schritte einen Hinterhalt und zahllose Heere von Indianern, die sich seinem Marsche entgegen zu setzen suchten; allein seine Kenntniß der Taktik und seine Tapferkeit machten alle ihre Bemühungen vergebens, und er drang siegreich immer weiter vor. Endlich aber erfuhr er, daß Maldonado von 2000 Indianern eingeschlossen wäre und förmlich von ihnen belagert würde. Diese Nachricht nöthigte ihn sogleich wieder zurück zu kehren, um dem Lager bei St. Franciscus zu Hülfe zu eilen. Bei seiner Annäherung hoben die Indianer auch sogleich die Belagerung auf und ergriffen die Flucht.

Anfänglich hatte Losada die Absicht gehabt, nicht

eher eine Stadt zu erbauen, als bis die Eroberung des Landes ganz vollendet, und die Ruhe in demselben vollkommen hergestellt wäre; allein die eingetretenen Umstände, und besonders der unerwartet starke Widerstand, den er fand, nöthigten ihn seinen Plan zu ändern. Er legte daher gegen Ende des Jahres 1567 den ersten Grundstein zu der Stadt Caracas. Über 10 Jahre lang mußten jedoch die sich daselbst befindenden Spanier ohne allen Unterlaß mit den in der umliegenden Gegend wohnenden Indianern Krieg führen, und es fehlte viel, daß sie dabei immer glücklich gewesen wären. Zu verschiedenen malen waren sie auf dem Punkte, das Land ganz wieder räumen zu müssen, und es gehörte eine ungemeine Tapferkeit und Beharrlichkeit dazu, um alle die zahllosen Beschwerden und den drückenden Mangel, dem sie ausgesetzt waren, standhaft zu ertragen, und aus den Gefechten, die sie fast unausgesetzt Tag für Tag zu bestehen hatten, wenigstens meistentheils als Sieger zurück zu kehren.

Aus der bisherigen Erzählung sieht man, mit wie unendlich vielen Schwierigkeiten die Eroberung dieses Landes verbunden gewesen ist, und daß die darin befindlichen Städte ihre Existenz nur allein der Gewalt der Waffen, und ihre Erhaltung der Tapferkeit ihrer ersten Bewohner zu verdanken haben. Mehrere Beispiele davon anzuführen, wäre überflüßig und würde mich auch über die Gränzen meines Plans hinausführen.

Zweites Kapitel.

Chorographie von dem östlichen Theile von Terrafirma.

Das Land, von dem ich hier eine Beschreibung liefere, wird unter der allgemeinen Benennung der General-Capitänerie Caracas begriffen, und bestehet aus der Provinz Venezuela in der Mitte, der Provinz Maracaïbo gegen Westen, Guiana gegen Süden, der Provinz Cumana gegen Osten und der Insel Margaretha gegen Nordosten. Gegen Norden hat es von dem 75° bis zum 62° westlicher Länge von dem Meridian von Paris angerechnet, d. h. von dem Cap de la Vela an bis zur Landspitze Megilones, oder Paria, das Meer zur Gränze; das nämliche ist auch gegen Osten hin der Fall, und zwar von 12° nördlicher Breite an bis zum 8°. Gegen Süden stößt es an das holländische Guiana und an Peru, und gegen Westen an das Königreich Santa-Fé.

Zufolge seiner Lage, da es ganz zwischen dem 12° nördlicher Breite und der Äquinoctiallinie eingeschlossen ist, sollte man es für ein dürres und wegen übermäßiger Hitze ganz unbewohnbares Land halten; allein man findet in demselben eine so verschiedenartige Temperatur, daß man in manchen Gegenden einen beständigen Frühling hat, während man in andern die Wirkung der südlichen Breite nur allzu sehr empfindet. Der Grund von dieser so ganz verschiedenen Temperatur ist in einer Gebirgskette zu suchen, die von den Andes-Gebirgen in Quito ausläuft, sich durch Merida und die Provinz Varinas hindurch zieht,

und sich dann nordwärts bis gegen die Küste hin erstreckt, wo sie sich wieder gegen Osten wendet, immer niedriger wird und sich endlich bei der Dreieinigkeits-Insel verliert.

Die Breite dieser Gebirgskette, die sich durch die Provinzen von Caracas hindurch zieht, beträgt im Durchschnitt genommen 15 Stunden, an manchen Stellen aber 20, an andern hingegen kaum 10. Ihre unbedeutende Höhe beweist, daß der Schöpfer sie fast durchgängig zum Gebrauch für die Menschen bestimmt hat, denn es sind nur einige wenige Spitzen darunter, die nicht angebaut und bewohnt werden könnten. Unter diesen verdient der östliche Picacho nahe bei Caracas, dessen Höhe 1278 Toisen beträgt, vorzüglich genannt zu werden; nach ihm kommt der Tumériquiri in den Missionen von Cumana, der 935 Toisen über die Meeresfläche erhaben ist.

Diese Ungleichheiten des Erdbodens müssen nothwendigerweise beträchtliche Verschiedenheiten in der Temperatur hervorbringen, und diese können zur Vervielfältigung der Produkte nicht anders als höchst zuträglich seyn. Dies ist auch wirklich in hohem Grade der Fall, denn auf den Bergen ist es immerwährend so kühl, daß man es beinahe kalt nennen könnte; in den unermeßlichen Thälern hingegen, die sich zwischen denselben befinden, ist es mehr oder weniger kühl, nach der besondern Beschaffenheit ihrer Lage und je nachdem sie mehr oder weniger hoch sind. Wenn man diese Gebirge von Norden nach Süden zurück gelegt hat, so kommt man in eine unermeßliche Ebene, die sich von Osten nach Westen hin erstreckt, und zwar von dem Dorfe Pao an, das im 67° westlicher Länge von dem Meridian von Paris an liegt, bis an den Fuß der Gebirge von Santa-Fé. Die südliche Gränze dieser Ebene macht der Fluß Orinoco, auf dessen jenseitigem Ufer die Provinz Guiana liegt, von der in diesem Werke besonders wird gehandelt

werden. In dieser Ebene herrscht beständig eine fast unerträgliche Hitze.

Über die eigentliche Beschaffenheit der Gebirge in Venezuela hat man nur wenige Untersuchungen angestellt, denn die Spanier halten dergleichen Arbeiten mehr für unterhaltend und Zeit verkürzend als für nützlich, und in ihren Augen ist alles unbedeutend, was nicht unmittelbaren Bezug auf Gold- und Silbergruben hat. Es ist daher von diesen Gebirgen nichts weiter anzuführen, als daß sie Flözgebirge sind, welches daraus erhellet, weil sie größtentheils aus Kalksteinlagern bestehen; auch findet man vielen Marmor in denselben, und dies ist niemals der Fall in uranfänglichen Gebirgen, sondern immer nur in solchen, die einer Revolution des Erdballs ihre Existenz zu verdanken haben. Auf dem Berg de la Selle, einem der höchsten Gipfel in dieser Gebirgskette, hat jedoch der Baron von Humbold einen feinkörnigen Granit gefunden, woraus gefolgert werden muß, daß wenigstens dieser einzelne Berg, wo nicht ganz uranfänglich ist, doch unendlich früher aus den Wassern hervorgetreten seyn muß, als alle seine Nachbarn.

Das größte Glück, dessen sich die Provinzen von Caracas zu erfreuen haben, besteht darin, daß sich in denselben durchaus keine Bergwerke befinden, die wirklich bearbeitet werden. Die ersten Eroberer haben zwar nach und nach mehrere Goldgruben in dem Lande entdeckt, allein man hatte kaum angefangen sie zu bearbeiten, so mußte man sie auch schon wieder aufgeben. Eine solche wurde z. B. im Jahr 1551 in dem Thale Nirgua entdeckt und unter dem Namen der königl. Grube von St. Philipp von Buria bearbeitet. Drei Jahre nachher mußte sie aber schon wieder aufgegeben werden, weil die umherwohnenden Indianer in dem Wachsthum und dem Gedeyhen dieser Anstalt den unvermeidlichen Verlust ihrer eigenen Unabhängigkeit sehr richtig voraussahen, und sich daher

mit aller Gewalt dagegen auflehnten. Die Spanier suchten, wie schon oben erzählt worden ist, zu wiederholten malen eine Stadt daselbst zu erbauen, allein die Indianer zerstörten sie ihnen zum zweiten und dritten male und man ist bis auf den heutigen Tag noch nicht im Stande gewesen, dieses Bergwerk wieder in Gang zu bringen.

Franz Faxardo entdeckte eine zweite Goldgrube nahe bei der Stadt St. Sebastian de los Reyes, die auch der damalige Gouverneur Collado sogleich anfing bearbeiten zu lassen. Die umherwohnenden Indianer lehnten sich jedoch ebenfalls gegen diese Unternehmung auf; man war zu wiederholten malen genöthigt, sie aufzugeben, und fing immer einige Zeit nachher von neuem an, die Grube zu bearbeiten, bis endlich die Indianer in einem unvermutheten Überfall die sämmtlichen daselbst befindlichen Bergleute und Soldaten ermordeten, alle Arbeiten zerstörten, und die Grube gänzlich verschütteten. Seit dieser Zeit ist sie auch niemals wieder hergestellt worden.

Im Jahr 1584 entdeckte Sebastian Dias zu Apa und zu Carapa, an dem Ufer des Tuy, zwei Goldgruben, worin das Gold in außerordentlicher Menge vorhanden und 23 Karat fein war. Zum Unglück für die Entdecker, aber zum großen Glück für die jetzige Generation, war jedoch die Gegend, worin sich diese Gruben befanden, so äußerst ungesund, daß alle Spanier, die dahin kamen, krank murden, und eine große Anzahl von ihnen das Leben verlor. Man sah sich daher schlechterdings genöthigt, diesen Schätzen zu entsagen, denn man hätte sie nur mit einem Verlust von Menschen gewinnen können, den man bei der damaligen so äußerst geringen Bevölkerung der spanischen Niederlassungen durchaus nicht aufopfern durfte. Im Jahr 1606 wollte zwar der damalige Gouverneur der Provinz sie aufs neue wieder in Gang bringen, allein man suchte sie überall vergebens auf und sie waren

nirgends mehr zu finden. Die Zeit, oder vielmehr die Indianer hatten diese Gruben so gänzlich zerstört, daß auch nicht die allergeringste Spur mehr davon vorhanden war. Im Jahr 1698 gab man sich abermals alle ersinnliche Mühe um sie aufzufinden, allein ebenfalls ohne Erfolg.

Durch alle diese glücklichen Unfälle sind die Einwohner der Provinzen von Caracas von den zahllosen Übeln befreit worden, die mit der Bearbeitung der Gold= und Silberbergwerke unzertrennlich verbunden sind. So lange solche Gruben bearbeitet werden, sind sie das Grab von allen, die darin arbeiten, und diejenigen die nicht sterben, vertrocknen gleichsam bei lebendigem Leibe und führen ein elendes hinschmachtendes Leben. Diese Bergwerke zerstören in den Einwohnern alle Keime der gesellschaftlichen und häuslichen Tugenden; sie verbannen allen Geist der Ordnung und der Sparsamkeit, und begünstigen alle Laster und Ausschweifungen, die hieraus unmittelbar folgen. Sind sie aber endlich erschöpft, und geben keine Ausbeute mehr, so tritt das äußerste Elend an die Stelle der vorigen Verschwendung; alle Arbeiter in denselben, die keine Erwerbsquelle mehr haben, werden Vagabunden, und es bleibt ihnen, um zu leben, nichts weiter übrig, als zu betteln oder zu stehlen.

Diese Provinzen haben also den vorübergehenden Glanz, den die Bergwerke gewähren, niemals besessen, und wahrscheinlich sind sie ihn gar nicht zu besitzen bestimmt; dagegen aber hat sie die Natur durch einen Überfluß an kostbaren Produkten und durch den fruchtbarsten Erdboden, der ihnen eine unerschöpfliche Quelle von Glück und Wohlstand darbietet, hundertfältig entschädigt.

In der Gerichtsbarkeit von St. Philipp sind jedoch äußerst reichhaltige Kupferbergwerke im Gange, allein es ist eine so geringe Anzahl von Arbeitern dabei angestellt, daß sie dem Landbau unmöglich nachtheilig

theilig werden können. Wegen der Wohlfeilheit dieses Metalls, wovon der Centner nur 15 Piaster kostet, wird es von denjenigen Einwohnern, die Zukkerpflanzungen besitzen, gewöhnlich zu ihren Kesseln und zu den Cylindern ihrer Mühlen gebraucht. Diese Kessel müssen schon darum den Vorzug vor den eisernen haben, weil das Kupfer weit durchdringbarer ist als das Eisen, und daher der Wirkung des Feuers weniger Widerstand entgegensetzt, wodurch also der Zucker in solchen Kesseln weit schneller gekocht werden kann. Ein anderer Vorzug, den das Kupfer vor dem Eisen hat, besteht darin, daß wenn ein Kessel oder ein Cylinder von Eisen zerbricht, sowohl die Materie als die Arbeit an demselben verloren ist; dahingegen man bei diesen Geräthschaften von Kupfer, außer einem sehr unbedeutenden Abgang, nichts als den Arbeitslohn verliert. Ohngeachtet aber eine so außerordentlich große Menge von Kupfer aus diesen Bergwerken in dem Lande selbst verbraucht wird, so sind doch im Jahre 1801 aus dem zunächst gelegenen Hafen Porto-Cabello über 170 Centner Kupfer ausgeführt worden, und diese Ausfuhr würde sogar ohne den Krieg, noch weit stärker gewesen seyn.

In den ersten Zeiten nach der Entdeckung von Terrafirma machte die Perlenfischerei den wesentlichsten Theil von den Reichthümern des Landes und die wichtigste Quelle von den Einkünften des Königs aus. Sie wurde zwischen der kleinen Insel Cubagua und der Insel Margaretha auf Kosten einer zahllosen Menge von Spaniern und Indianern, die dabei ihr Leben verloren, getrieben. Die Insel Cubagua ist weiter nichts als eine unfruchtbare Sandscholle ohne Holz und ohne frisches Wasser. Sie war der erste Aufenthaltsort, den die Spanier wählten, und nur allein die gierigste Habsucht konnte den Aufenthalt auf derselben erträglich machen. Zum großen Glück mußte durch eine Verkettung von Umstän-

den, die von der Vorsehung absichtlich herbeigeführt schienen, um die Einwohner von Venezuela einzig und allein nur zu einem ackerbauenden Volke zu machen, diese Perlenfischerei aufgegeben werden, und seit dieser Zeit ist sie auch niemals mehr in Gang gekommen. Man behauptet sogar, daß die Perlen aus dieser ganzen Gegend verschwunden seyen, und der nächste Punkt, wo diese Fischerei wieder mit einigem Erfolg getrieben wird, ist eine Bay, die zwischen dem Cap Chichibacoa und dem Cap de la Vela liegt, und den Guahiros-Indianern zugehört, welche die Perlen an die Engländer und Holländer verkaufen.

Die ganze nördliche Küste der Provinz Venezuela liefert eine große Menge schönes, weißes Salz. Das reichhaltigste Salzwerk ist das zu Araya, das alle übrigen in ganz Amerika weit übertrifft; es wird daselbst nicht nur eine große Menge Seesalz bereitet, sondern auch zu gleicher Zeit Steinsalz gegraben. Die Anstalt wird jedoch äußerst nachlässig betrieben, und man zieht jährlich nicht den zwanzigsten Theil von dem Salz daraus, den man gewinnen könnte. Der König läßt, wie man aus dem Kapitel von den Auflagen sehen wird, das Salz für seine Rechnung verkaufen, oder verpachtet dasselbe; man wird aber zu gleicher Zeit erstaunen, wie geringfügig der Ertrag davon ist.

An mineralischen Quellen, sowohl warmen als kalten, haben diese Provinzen einen Ueberfluß. Die Einwohner machen jedoch wenig Gebrauch davon, weil sie zu weit von allen bewohnten Orten entfernt sind, und man auch daselbst nicht die geringsten Bequemlichkeiten antrifft. Mehrere von diesen Quellen haben einen Grad von Hitze, der dem des siedenden Wassers nahe kömmt; diejenige z. B., die sich auf dem Wege von Porto-Cabello nach Velencia befindet, hat 72° der Wärme, und eine andere Quelle in dem Thal Aragoa ist noch heißer.

In diesem Theile von Süd-Amerika theilt sich

das Jahr nicht auf die nämliche Art ab, wie in Europa. Den Frühling und den Herbst kennt man daselbst nur aus Büchern. Das ganze Jahr ist bloß allein in Sommer und in Winter eingetheilt; allein Wärme und Kälte machen nicht den Unterschied derselben aus, sondern Dürre und Regen. Was man daselbst Winter nennt, begreift die Zeit zwischen dem Junius und dem November in sich, die eigentlich die Regenzeit ausmacht; die übrigen sechs Monate, wo es außerordentlich selten, und in manchen Jahren ganz und gar nicht regnet, nennt man Sommer.

In allen Provinzen fällt ohngefähr eine gleiche Quantität Regen; allein man muß sich nicht einbilden, daß dieses die ganze Jahreszeit hindurch ununterbrochen fortdauert. An manchen Tagen regnet es keinen Tropfen, an andern hingegen hört es nicht auf zu regnen. Man kann annehmen, daß es einen Tag in den andern vier Stunden regnet, und zwar mehr des Nachmittags als des Morgens.

Man sieht jedoch in diesem Lande niemals so sanfte Staubregen, wie sie näher bei den Polen zu fallen pflegen; sondern man kennt daselbst nichts als die berühmten Gußregen der heißen Zone, wodurch in einem einzigen Tage mehr Wasser herunterfällt, als durch die europäischen Regen in sechs Tagen. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß die ganze Regenzeit hindurch alle Flüsse übergetreten bleiben, daß Bäche, die den Sommer hindurch trocken sind, zu reissenden Strömen anschwellen und daß das ganze Land, so weit das Auge reicht, in einem solchen Grade unter Wasser steht, daß man nichts mehr sieht, als die Spitzen der Bäume. Diese meerartigen Überschwemmungen haben besonders in den Ebenen statt, die sich nordwärts von dem Orinoco hin erstrecken.

Man hat in diesen Provinzen allgemein die Bemerkung gemacht, daß vor dem Jahre 1792 diese Regengüsse gewöhnlich mit furchtbaren Blitzen und Donner-

schlägen begleitet waren; daß hingegen von dieser Zeit an bis zum Jahre 1804 der Regen in größerer Quantität, aber ohne das geringste Gewitter, gefallen ist. Die atmosphärische Elektricität scheint daher ganz von den Cordilleras angezogen worden zu seyn und sich in der Maße dieser Gebirgskette aufgehäuft zu haben; wahrscheinlich hat man diesem Umstande die Erdbeben zuzuschreiben, wodurch Cumana im December 1797 so schrecklich heimgesucht worden ist, und die auch im Jahre 1800 zu Maracaïbo und im Jahre 1801 zu Porto-Cabello verspürt worden sind. Vorher hatte in dem ganzen Lande, seit den siebenziger Jahren, nicht die allerleiseste Erschütterung der Erde statt gehabt. Auch zu Caracas wurden im Jahre 1802 zu drei verschiedenen malen ziemlich heftige Stöße von Erdbeben verspürt; die eigentliche Ursache derselben scheint jedoch in der Provinz Cumana zu liegen; denn in dieser sind sie immer weit heftiger als in den übrigen. (S. Cumana, in dem Kapitel von der Beschreibung der Städte.)

Die Gebirge von Venezuela bringen die nämlichen Holzarten hervor, wie die Antillischen Inseln, und noch außerdem viele andere, die ihnen eigenthümlich zugehören. Die unermeßlichen Waldungen, womit sie bedeckt sind, würden auf Jahrhunderte hin mehr Schiffbauholz liefern, als man auf den stärksten Bauplätzen von Europa verarbeiten könnte, wenn es nicht mit zu vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden wäre, es aus den Gebirgen heraus und an die Küste des Meeres hin zu schaffen. Vor ohngefähr 25 Jahren ließ der König in der Provinz Cumana einen Holzschlag für seine europäischen Zeughäuser veranstalten; allein man mußte bald wieder damit aufhören, weil auch hier, so wie bei jeder Unternehmung, die auf Rechnung des Königs geschieht, die Kosten des Aufwandes ganz unermeßlich waren; jeder einzelne Vorgesetzte und Aufseher wollte dabei sein Glück machen,

und während daher viele Privatpersonen ein großes Vermögen erwarben, ging die Unternehmung im Ganzen zu Grunde. Heut zu Tage werden nur noch Hölzer, die man zur Artillerie braucht, nach Europa geschickt. Auf den Flüssen Tocuyo und Yaraqui wird alles Holz nach Porto-Cabello transportirt, was in diesem, ohngefähr 15 Stunden von der Mündung derselben entlegenen, Hafen zum Ausbessern und sogar auch zum Aufbauen der Schiffe verwendet wird. Zu Maracaïbo bedient man sich zum Schiffbau einer Holzart, die alle übrigen in Terrafirma bekannten an Güte weit übertrifft; daher sind auch die Werfte bei dieser Stadt beständig mit Arbeit überhäuft, und würden es noch weit mehr seyn, wenn die Sandbank, die vor der Mündung des Sees liegt, das Auslaufen von großen Schiffen verstattete.

Zu anderem Bauholz und zu Tischlerarbeiten findet man in diesen Gebirgen so viele Materialien, daß man wegen der Wahl in Verlegenheit kommt. Zu Thüren, Fenstern, Tischen und Stühlen nimmt man fast durchgängig Cedernholz. Für Geräthschaften des Luxus hat man aber mehrere andere Holzarten, die eine vorzüglich schöne Politur annehmen; unter diesen zeichnet sich besonders das schwarze Ebenholz aus, das in mehrern Gegenden, besonders aber an den Ufern des Flusses Totondoy, der sich in den See Maracaïbo ergießt, in großer Menge gefunden wird. Hier scheint überhaupt die Natur die vortrefflichsten Baumarten, deren Holz zum Nutzen und Vergnügen der Menschen am meisten beiträgt, mit verschwenderischer Hand hingepflanzt zu haben. Das gelbe Ebenholz wird in den Wäldern von Terrafirma äußerst häufig gefunden, so wie auch das rothe; die Spanier nennen das schwarze Ebenholz Ebano; das gelbe Palo-amarillo, und das rothe Granadillo. — Es ist jedoch hier noch zu bemerken, daß das Mahagonyholz in Terrafirma bei weitem nicht so häufig ge-

funden wird, als in dem von Spanien an Frankreich abgetretenen Theil von der Insel St. Domingo; auch hat es daselbst weder die schöne Farbe noch nimmt es die nämliche Politur an.

Zu denjenigen Arbeiten, wozu ein vorzüglicher Grad der Härte gehört, nimmt man in diesem Lande vorzüglich Eisenholz, Ybera puterana. Man braucht es vorzüglich zu den Achsen, worin sich die Räder der Wassermühlen herumdrehen, zu den Walzen, worin die Cylinder, womit das Zuckerrohr gepreßt wird, ruhen u. s. w. Man findet diese Holzart in ganz Terrafirma außer nur in dem Thale Aragoa, wo es durch die Urbarmachung des Bodens heut zu Tage seltener geworden ist. Auch gebraucht man dasjenige Holz, das die Spanier Granadillo nennen, oder das rothe Ebenholz, zu den nämlichen Arbeiten, wozu das Eisenholz genommen wird, und es übertrifft dasselbe beinahe noch an Härte.

Von Färbehölzern wird nur allein das Brasilienholz ausgeführt, das zwischen la Victoria und St. Sebastian de los Reyes in großer Menge wächst, und der Fustel oder das sogenannte Gelbholz, das vorzüglich in der Gegend von Maracaïbo gefunden wird; die Ausfuhr von beiden Holzarten ist jedoch nichts weniger als sehr beträchtlich. Je tiefer man übrigens in diese unermeßlichen Waldungen, die bisher den wilden Thieren ausschließend zum Wohnorte gedient haben, eindringen wird, desto mehr neue Produkte wird man auch daselbst finden, die für die Künste und den Handel brauchbar sind.

Das nämliche gilt auch von den Gummiarten, von den Harzen, Oelen, Wurzeln, Rinden und medicinischen Pflanzen. Die Regierung müßte eigentlich Kunstverständige dahin abschicken, um die Natur, die in diesem Lande so außerordentlich reich ist, genau zu untersuchen; höchst wahrscheinlich würde man noch eine Menge neuer Produkte entdecken, die der Menschheit

im Ganzen, und den Einwohnern des Landes insbesondere, zum größten Nutzen gereichen würden. Bis jetzt macht nur das einzige Cocusnußöl einen Handelsartikel bei ihnen aus, und auch dieses wird nur allein in der Provinz Cumana in einer solchen Quantität fabrizirt, daß man, nach dem nöthigen Verbrauch davon im Lande selbst, noch eine beträchtliche Quantität davon übrig behält, die als Handelsartikel ausgeführt werden kann.

Von allen übrigen Arzenei-Pflanzen, die in einer so unermeßlichen Menge vorhanden sind, daß alle Apotheken in ganz Europa auf das reichlichste damit versehen werden könnten, sind im Jahr 1796 aus dem Hafen la Goayre, dem einzigen, der damals das Recht hatte, nach dem Mutterlande zu handeln, nicht mehr ausgeführt worden, als 428 Pfund Salsaparille, 500 Pfund Tamarinden, die überall in dem ganzen Lande wachsen und 239 Pfund Fieberrinde. Seit einiger Zeit fängt jedoch diese Sorglosigkeit an einigermaßen abzunehmen, denn im Jahr 1798 sind aus dem nämlichen Hafen la Goayre, nach den damaligen Ausfuhrlisten, von neutralen Schiffen 3674 Pfund Salsaparille und 3400 Pfund Harze von verschiedener Art ausgeführt worden. Im Jahr 1801 betrug die Ausfuhr aus Porto-Cabello 2400 Pfund Salsaparille und 48000 Pfund Guayac; allein diese Artikel sowohl als ihre Quantität sind im höchsten Grad unbedeutend, wenn man die unermeßliche Menge von den verschiedenen Arten solcher Produkte bedenkt, die in den Provinzen Caracas gefunden werden.

Um eine vollkommen richtige Kenntniß von dem Lande zu erhalten, muß hier auch eine Beschreibung von den Seen beigefügt werden, die sich in demselben befinden. Von solchen, die bloß allein durch Regenwasser entstanden sind, giebt es sehr viele in den Ebenen, welche sich an dem Orinoco hin erstrecken;

unter denjenigen aber, in welche große Flüsse ihre Gewässer ergießen, sind die Seen Maracaïbo und Valencia die beiden vorzüglichsten, und verdienen allerdings eine nähere Beschreibung.

Der See Maracaïbo.

Dieser See hat bis auf den heutigen Tag seinen Namen dem Cazicken, der vormals an demselben geherrscht hat, zu verdanken. Er hat ohngefähr die Gestalt einer liegenden Wasserflasche, deren Hals gegen Norden zu gerichtet ist und an das Meer stößt. Seine Länge von der Sandbank von seiner Mündung an bis zu seiner südlichsten Vertiefung beträgt 50 Stunden, seine größte Breite aber 30, und sein Umfang über 150 Stunden. Wahrscheinlich hat er seine Entstehung den vielen Flüssen zu verdanken, die sich von Osten, Westen und Süden her in denselben ergießen und die nach und nach dieses große Wasserbecken ausgehöhlt haben; ihre Wirkung hörte aber auf, sobald das Bekken groß genug war, daß ihre Strömungen nicht mehr gegen einander zusammen stießen, sondern einzeln ihren Weg gegen das Meer hin ruhig fortsetzten.

Die Fahrt auf diesem See ist äußerst sicher und er trägt die allergrößten Schiffe; auf den Flüssen, die sich in denselben ergießen, werden die Waaren und Lebensmittel aus dem Innern des Landes herbeigeschaft, um theils in der Stadt Maracaïbo selbst verbraucht, theils daselbst eingeschifft zu werden. Stürme haben auf diesem See sehr selten statt, allein demohngeachtet wird er, besonders bei starken Nordwinden, in einem solchen Grade unruhig, daß die Wellen, die er wirft, alle Canöes und kleinern Barken, die unvermuthet von Windstößen überfallen werden, in seinem Schooße begraben. Bei solchen Nordwinden tritt auch das Meerwasser weit in den See hinein, und man kann es bis über Maracaïbo hinaus an seinem salzigen Geschmack erkennen; außerdem ist aber zu jeder andern Zeit das

Wasser in dem See bis an das Meer hin durchaus süße und trinkbar. Die Bäder, die man in demselben nimmt, sind wegen der großen Hitze des Klimas schlechterdings nöthig und für die Gesundheit äußerst zuträglich.

Die Ebbe und Fluth hat an den Ufern des Sees in einem weit höhern Grade statt, als an den benachbarten Meeresküsten, und sie scheint daher ihren Grund in dem Wasser des Sees selbst und nicht in dem des Meeres zu haben. Wenn das Meer die Veranlassung dazu gäbe, so müßte auf den Küsten desselben die Ebbe und Fluth weit stärker seyn, als in dem See, besonders da der entlegenste Punkt des letztern 50 Stunden entfernt ist; auch müßte das Meerwasser in den See hineindringen, und dies ist ebenfalls nicht der Fall.

Alle Arten von Fischen, die es in dem südlichen Amerika giebt, werden auch in diesem See in der größten Menge gefunden, ausgenommen die Schildkröten, die doch, was äußerst sonderbar ist, sonst überall in Menge anzutreffen sind.

Auf der Nordost-Seite des Sees, wo seine Ufer am allerunfruchtbarsten sind, befindet sich eine unerschöpfliche Grube von mineralischem Pech, das ein natürliches Erdharz ist. Man vermischt dieses Pech mit Talg und bedient sich desselben zum Kalfatern der Schiffe.

Die Harztheilchen, die beständig aus dieser unermeßlich großen Grube aufsteigen, entzünden sich in der Luft so äußerst leicht, daß die Nacht hindurch die ganze Gegend beständig mit phosphorischen Feuern angefüllt ist, die wie Blitze durch einander hinfahren. Zur Zeit der großen Hitze sind sie, wie man bemerkt hat, anhaltender und stärker, als wenn die Witterung kühler ist. Man nennt daher auch diese Gruben die Laterne von Maracaïbo, weil sie den Spaniern zum Leuchthurm und den Indianern auch zugleich zum Compas dienen, denn die letztern fahren auf dem See ohne alle

Instrumente herum, und richten sich, um sich einigermaßen zu orientiren, am Tage nach der Sonne und des Nachts bloß allein nach diesen Feuern; die Natur scheint diese absichtlich zum Schutz und zur Sicherheit für diese Schiffahrt zu unterhalten.

Die Ufer des Sees sind so äußerst unfruchtbar und besonders so ungesund, daß sie fast gar nicht angebaut und bevölkert sind. Die Indianer haben sie auch von jeher für so ungesund gehalten, daß sie sich nicht auf denselben niederließen, sondern lieber auf dem See selbst wohnten. Sie bauten sich daher Hütten auf dem Wasser und machten die Pfähle, worauf sie dieselben stellten, von einem durchaus unverweslichen Holze, von der Art des Eisenholzes. Nach der Sage im Lande soll sich dieses Holz, so weit es im Wasser steht, in wenigen Jahren gänzlich versteinern.

Die Spanier fanden auf diesem See sehr viele Dörfer, die zwar ohne Ordnung und nicht nach der Schnur, aber äußerst dauerhaft erbaut waren. Aus diesem Grunde legte man dem See den Namen Venezuela, oder Klein-Venedig, bei, den er selbst zwar nicht behalten hat, der aber dagegen der ganzen Provinz beigelegt worden ist. Der alles verheerende Alfinger brachte auch im Jahr 1529 Verwüstung, Tod und Sklaverei unter diese harmlosen Menschen. Die sämmtlichen Dörfer wurden von Grund aus zerstört, bis auf vier, die noch heut zu Tag existiren. Lange Zeit hindurch glaubte man, diese Völker hätten sich bloß auf dem Wasser niedergelassen, um den reissenden Thieren oder irgend einer feindlichen Nation zu entfliehen. Heut zu Tage ist man jedoch von dem Gegentheil überzeugt, weil auch die Indianer, die noch wirklich auf dem See wohnen, sich schlechterdings weigern, auf dem festen Lande niederzulassen. — Diese vier Dörfer, die alle in kleinen Entfernungen von einander auf der Ost-Seite des Sees liegen, haben die Namen Lagunillas, Misoa, Tumoporo und Mo-

poro. Sie haben auch eine gemeinschaftliche Kirche auf dem Wasser, worin der Gottesdienst von einem besondern Priester besorgt wird, dem die Seelsorge über alle diese Wasser-Indianer übertragen ist. Es gehört jedoch ein sehr warmer Eifer für das Wohl seiner Mitmenschen dazu, um diese geistliche Stelle anzunehmen, denn es ist ein seltener Fall, daß der Prediger, der dahin kommt, länger als 14 Tage gesund bleibt, und ein noch weit seltenerer, daß er nach einem Jahre noch am Leben ist.

Diese Wasser-Indianer holen zwar einen Theil ihrer Lebensmittel auf dem Lande, allein ihre Hauptnahrung verschafft ihnen der Fischfang. Auch aus der Jagd der wilden Enten ziehen sie die wesentlichsten Mittel zu ihrem Unterhalt, und die Art, wie sie sich dabei benehmen, ist höchst sonderbar. Sie lassen nämlich beständig leere Calabassen auf dem See und um ihre Hütten herum schwimmen, damit die wilden Enten an den Anblick derselben gewohnt werden und nicht mehr davor erschrecken. Wenn nun ein Indianer sich etliche Enten für seinen Tisch holen will, so springt er so tief ins Wasser, daß man nichts mehr von seinem Körper sieht, als den Kopf, und diesen steckt er in eine von den Calabassen, welche sämmtlich auf eine solche Art durchlöchert sind, daß er durch dieselben heraussehen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Auf diese Art schwimmt er an den Ort hin, wo sich mehrere wilde Enten aufhalten, und wenn er sie erreicht hat, so faßt er die zunächst bei ihm befindlichen einzeln bei den Füßen und reißt sie schnell unter das Wasser hinunter, so daß sie weder Zeit haben zu schreien, noch auch irgend ein anderes Zeichen zu geben, wodurch die übrigen Enten von der Gefahr, die ihnen drohet, benachrichtigt würden. Alle Enten die er auf diese Art fängt, befestigt er in seinem Gürtel, und niemals kehrt er nach Hause zurück, ohne so viele Enten zu haben, als er nur braucht und verlangt.

Diese stille Jagd hat den großen Vorzug, daß das Wildbret nicht durch sie aufgeschreckt wird, und daß sie mit dem nämlichen guten Erfolg und ohne alle Kosten so oft als man will wiederhohlt werden kann.

Auf dem westlichen Ufer des Sees ist das Erdreich so äußerst fruchtbar, daß verschiedene Spanier der Ungesundheit der Luft Trotz geboten und einige Pflanzungen von Cacao und andern Produkten daselbst angelegt haben. Allein alle diese Niederlassungen sind sehr zerstreut, und man hat noch kein Dorf geschweige denn eine Stadt daraus zusammen bringen können. Ohngefähr in der Mitte derselben befindet sich eine Kapelle, und bei dieser wohnt ein Geistlicher, der den Gottesdienst und die Austheilung der Sacramente besorgt.

Die südlichste Seite des Sees ist ganz unangebaut und durchaus unbewohnt. Auf der nördlichen Seite ist das Klima zwar eben so heiß, wie auf den übrigen, allein demohngeachtet ist es unendlich gesunder. Die Stadt Maracaïbo liegt daher auch in dieser Gegend und zwar auf dem westlichen Ufer des Sees und gegen ihr über sind noch zwei Dörfer, wovon das eine Punta de Piedro heißt und von Indianern bewohnt wird, das andere aber den Namen Altagracia führt, und lauter Spanier zu Einwohnern hat.

Der See Valencia.

Der See Valencia gewährt einen weit angenehmern und erfreulichern Anblick als der See Maracaïbo. Er ist zwar bei weitem nicht so groß, aber dagegen von unendlich größerm Nutzen. Seine Ufer sind nicht wie die des letztern Sees mit einer Unfruchtbarkeit gestempelt, die die Seele des Menschen niederschlägt, noch mit der Ungesundheit, die die Existenz desselben zu zerstören sucht; sie sind im Gegentheil im höchsten Grade gesund, haben eine höchst angenehme Tempera=

tur der Luft, und bieten den entzückend schönen Anblick einer ausnehmenden Fruchtbarkeit dar.

Die Größe dieses Sees ist von allen Schriftstellern, welche darüber geschrieben haben, verschieden angegeben worden. Oviedo gab sie vor ohngefähr 100 Jahren zu 14 Stunden in der Länge und 6 in der Breite an. Im Jahr 1764 bestimmte sie Cisneros auf 18 bis 20 Stunden in der Länge und ohngefähr 6 in der Breite. Im Jahr 1787 legte ihr der Verfasser der geographischen Charte von der Provinz Venezuela eine Länge von 10 und eine Breite von 3½ Stunden bei. Eben so wenig ist man über seine eigentliche Lage einig, noch auch über den Grad von Cultur, den seine Ufer erreicht haben. Glücklicherweise brauche ich keiner von diesen Meinungen blindslings zu folgen, sondern kann mich auf das Zeugniß meiner eigenen Augen und auf dasjenige, was mir von aufgeklärten Spaniern, die an seinen Ufern wohnen, erzählt worden ist, bestimmt verlassen. Dieser See ist demnach in seiner ganzen Lage von Osten nach Westen 13½ Stunden lang und seine höchste Breite beträgt 4 Stunden. Er hat die Gestalt eines länglichen Vierecks und liegt ohngefähr eine Stunde von der Stadt Valencia, in einem Thale, das rings umher, außer nur auf der West-Seite gegen das Innere des Landes zu, von hohen Bergen eingeschlossen ist.

Ohngefähr 20 Flüsse ergießen ihr Wasser in denselben, und haben keinen Ausfluß mehr daraus. Der See ist ohngefähr 6 Stunden von dem Meere entfernt, und der ganze Zwischenraum, der ihn von demselben trennt, ist mit unzugänglichen Gebirgen angefüllt. Da er nun durchaus keinen Ablauf zu haben scheint, und doch auf allen Seiten beträchtliche Flüsse in sich aufnimmt, so entsteht die natürliche Frage, wie er denn seit Jahrhunderten immerfort die nämliche Gestalt hat beibehalten können? Sollte ihm durch die bloße Ausdünstung, so groß dieselbe auch immer zwischen den

Wendezirkeln seyn mag, die nämliche Menge von Wasser, welche die Flüsse hineingießen, auch wieder haben entzogen werden können? Dies ist wegen seiner geringen Oberfläche durchaus unmöglich. Es ist daher sehr glaublich, daß sich eine unterirdische Oeffnung in demselben befindet, wodurch die nämliche Quantität Wasser, die durch die Flüsse hinein kommt, wieder ausströmt. Diese Muthmaßung erhält dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die Barken, die auf demselben fahren, von den Ufern bis in die Mitte sehr schnell und sogar nicht ohne Gefahr fortgetrieben werden, dahingegen man weit mehr Zeit und Mühe aufwenden muß, um sie wieder an die Ufer zurück zu führen. Hieraus läßt sich nichts anders vermuthen, als daß in der Mitte des Sees eine Öffnung vorhanden ist, wodurch seine Wasser unaufhörlich wieder abfließen. Hierdurch allein wird es erklärbar, warum dieser See nicht nach und nach an Größe beträchtlich zugenommen hat; ja man kann sogar im Gegentheil den Grund von der starken Abnahme darin finden, die er seit einigen Jahren auf eine höchst auffallende Art erlitten hat. Dieses letztere läßt sich jedoch auch noch daraus erklären, weil die Einwohner der Provinz in neuern Zeiten alle Flüsse, die sich in den See ergießen, zur Bewässerung ihrer neuangelegten Pflanzungen, sehr häufig abgestochen, über ihre Felder in allen Richtungen hingeleitet, und dadurch die Masse von Wasser, die vorher aus denselben in den See kam, beträchtlich vermindert haben. Alle die abgeleiteten Wasser werden durch die Vegetation, die sie bewirken, erschöpft, oder sie verdünsten und daher muß das Becken, das sie gemeinschaftlich aufnimmt, auch ohne daß die unterirdische Öffnung in der Mitte desselben größer geworden wäre, nothwendig an Umfang abnehmen.

Die neuen Ländereien, die durch diese Abnahme des Sees entstehen, sind auf eine ganze außerordentliche Art fruchtbar, und werden daher auch von den

Einwohnern vorzüglich gern zu Anlegung ihrer Pflanzungen genommen. Auf der östlichen Seite wird in diesem neuen Lande auf Rechnung des Königs Tabak gebaut; die ganze Anstalt ist in fünf große Pflanzungen eingetheilt, auf denen 15000 Menschen beschäftigt und erhalten werden. Die sämmlichen Ufer sind übrigens mit den reichsten Produkten der Natur bedeckt, und es gewährt eine äußerst wohlthätige Empfindung, wenn man diese üppige Vegetation ansieht. Der Aufenthalt daselbst wird auch noch durch die Menge von Vögeln, die sich in der Gegend dieses Sees aufhalten und wovon die meisten ein höchst prächtiges Gefieder haben, oder durch ihren Gesang ergötzend, so wie auch durch die vielen Wasservögel, die der Jagdliebhaber daselbst findet, noch beträchtlich erhöht.

Alle Produkte, die theils auf den Ufern des Sees, theils an den Flüssen, die sich in denselben ergießen, wachsen, werden in größern oder kleinern Schiffen auf dem See verfahren. Diese Schiffahrt ist jedoch nichts weniger als leicht und gefahrlos, und zwar zum Theil aus dem schon angeführten Grunde, nämlich wegen des starken Zugs des Wassers gegen die Mitte zu, theils auch, weil sich sehr viele kleine Inseln und Klippen in dem See befinden, wodurch man fast gänzlich verhindert wird, sich der Segel zu bedienen. Einige von diesen Inseln werden zusehends immer größer, jemehr der See abnimmt. Viele von ihnen sind bewohnt und eine darunter hat eine so ansehnliche Bevölkerung, daß vielerlei Obstarten, Gemüse und sonstige Pflanzengewächse in großer Menge auf derselben gebaut und in das Innere des Landes verkauft werden können. Es befindet sich sogar eine Quelle auf derselben, deren Wasser weit besser und schmackhafter ist als das Seewasser.

Es giebt auch in diesem See eine große Menge von Fischen, jedoch nur von wenigen Arten. Auf den Ufern desselben findet man viele kriechende Thiere,

besonders häufig aber eine Art von Eydechsen, welche die Spanier Mattos nennen und die von den Indianern sowohl als von den Spaniern für einen vorzüglich köstlichen Leckerbissen gehalten werden. Das Vorurtheil, welches ich jedoch von Kindheit an gegen diese Thiere hatte, erlaubte mir durchaus nicht es selbst zu kosten; ich bin übrigens häufig Zeuge gewesen, daß weder die Spanier noch die Indianer den nämlichen Widerwillen dagegen haben. Ehe ich noch wußte, daß diese Thiere gegessen werden, wurde ich eines Tages an dem Ufer dieses Sees von einer fast unerträglichen Hitze überfallen, und begab mich deshalb in ein von Indianern bewohntes Haus, um mich einige Stunden daselbst auszuruhen. Ich war kaum einige Minuten daselbst, so sah ich, daß der indianische Hausvater seinen Bogen und seinen Köcher ergriff; ich fragte ihn, was er vorhabe? und er gab zur Antwort, daß er etwas zum Mittagsessen holen wolle. Eine Stunde nachher kam er mit einer prächtigen Eydechse zurück, die er mit einem Pfeil geschossen hatte, und die ganz dem Iguana, so wie Valmont de Bomare dasselbe beschreibt, ähnlich sah. Der gute Indianer wollte mir ein Geschenk damit machen und es schien ihn sogar zu kränken, daß ich es nicht annahm; als ich ihm jedoch den Grund davon erklärt hatte, so lachte er und ließ es gut seyn. Der Eydechse wurde sogleich die Haut abgezogen und dieselbe gekocht, sie machte das Mittagessen der ganzen Familie aus.

Nachdem ich nun bisher von den Seen gesprochen habe, so muß jetzt natürlicherweise auch die Beschreibung von den Flüssen folgen. Man kann sich denken, daß in einem so gebirgigen Lande, und wo so heftige Regengüsse herabfallen, die Gewässer sich eine unendliche Menge von Canälen müssen gebildet haben, um sich in den großen Behälter zu ergießen, den der Schöpfer dem dritten Element angewiesen hat. Der ganze Theil von Terrafirma, welcher den Gegenstand

dieses

dieses Werkes ausmacht, ist auch wirklich so außerordentlich reich an Flüssen, daß schwerlich in irgend einem andern Lande deren mehr werden gefunden werden. Jedes einzelne Thal hat seinen größern oder kleinern Fluß und wenn gleich diese nicht alle schiffbar sind, so tragen sie doch unendlich viel zur Bewässerung und Befruchtung der an ihren Ufern angelegten Pflanzungen bei.

Alle diejenigen unter diesen Flüssen, die sich innerhalb der Gebirgskette befinden, fließen von Süden nach Norden und ergießen sich in das Meer; dahingegen diejenigen, die auf der Rückseite der Gebirge gegen Süden zu entspringen, die ganze daselbst befindliche unermeßliche Ebene durchströmen und in den Orinoco fließen. Die erstern sind von der Natur auf beiden Seiten stark eingefaßt und haben auch einen hinlänglichen Fall, so daß sie nur selten übertreten, und daß, wenn es geschieht, die Überschwemmungen keinen großen Schaden verursachen und nicht lange dauern. Die andern hingegen, die durch ein vollkommen ebenes Land fließen, und deren Bett weit weniger tief und fest ist, vermischen ihre Gewässer einen großen Theil des Jahres hindurch mit einander und sehen alsdann eher einem Meere, als übergetretenen Flüssen ähnlich.

Es würde sehr langweilig seyn, wenn ich von jedem dieser Flüsse eine umständliche Beschreibung hier mittheilen wollte; dagegen glaube ich jedoch von den beträchtlichsten darunter eine kurze Nachricht beifügen zu müssen, und verspare dabei alles, was den berühmten Orinoco und die Flüsse, die sich in denselben ergießen, betrift, auf die weiter unten folgende besondere Beschreibung von Guiana.

Von dem Cap de la Vela an, das die westliche Gränze von Venezuela ausmacht, bis nach Maracaïbo, giebt es keinen Fluß von einiger Bedeutung. In der Beschreibung von dem See Maracaïbo hat man aber gesehen, daß sich in diesen eine

große Menge von Flüssen ergießen, und in seiner Mündung gemeinschaftlich ins Meer fließen. Sechzehn Stunden ostwärts von Coro befindet sich der Fluß Guigues, der bis auf sechs Stunden von seiner Mündung schiffbar ist. Hieraus entspringt jedoch kein Nutzen, weil die ganze umherliegende Gegend im höchsten Grade unfruchtbar, und folglich nichts von Produkten daselbst abzuholen ist.

Fünf-und zwanzig Stunden ostwärts von diesem Flusse ergießt sich der Tocuyo ins Meer, der ohngefähr 15 Stunden südwärts von Carora, und über 60 Stunden von dem Meere entspringt. Er ist bis nach dem Dorfe Banagua, das über 40 Stunden von seiner Mündung entfernt ist, schiffbar. Auf ihm wird das Bauholz, das auf seinen Ufern in der größten Menge vorhanden ist, ausgeführt, und er würde auch zum Transport von einer Menge von Produkten dienen, wenn nicht die Einwohner die Cultur des so äußerst fruchtbaren Bodens aus Trägheit gänzlich vernachlässigten.

Wenn man immer längs der Küste hinfährt, so findet man in einer Entfernung von 13 Stunden von der Mündung des Tocuyo, den Fluß Yaracuy, der zwar 40 Stunden gegen Süden entspringt, allein erst zwei Stunden von St. Philipp anfängt beträchtlich zu werden. An diesem Orte wird er schiffbar und nunmehr werden auf demselben alle Produkte verschickt, welche die Thäler von St. Philipp und die Ebenen von Barquisimeto hervor bringen, und die auf dem Meer nach Porto-Cabello als dem nächsten Hafen versandt werden.

Von dem Yaracuy an giebt es keinen Fluß, den man schiffbar nennen könnte, bis zum Tuy, der sich 30 Stunden ostwärts von dem Hafen Goayre in den Ocean ergießt. Er entspringt in den Gebirgen von San-Pedro, 10 Stunden von Caracas, und fließt durch die Thäler Aragoa, Tacata und

St. Lucia, die er reichlich bewässert; hierauf vereinigt er sich mit dem Goayre, wodurch er für Schiffe von mittlerer Größe schiffbar wird; von nun an dient er zum Transport aller der Produkte, woran diese Thäler einen Ueberfluß haben, und besonders des Cacao, der in der allervorzüglichsten Güte daselbst gewonnen wird. Es ist ohne allen Zweifel derjenige Fluß in der ganzen Generalcapitainerie Caracas, durch dessen wohlthätige Bewässerungen am meisten nützliche Produkte und Handelsartikel hervorgebracht werden.

Von dem Tuy an kömmt man weiter an keinen Fluß bis an den Unare, der die Grenze der Provinzen Caracas und Cumana ausmacht. Er ist bis 6 Stunden von seiner Mündung schiffbar, und sein ganzer Lauf beträgt ohngefähr 40 Stunden von Süden nach Norden. Weiter hin kömmt man noch an die Mündung des sehr unbedeutenden Flusses Neveri, und des eben so wenig schiffbaren Manzanares, der bei der Stadt Cumana vorbei fließt. Jenseits dieser Stadt gelangt man an den Meerbusen Cariaco, in welchen mehrere kleinere Flüsse sich ergießen, so wie auch ein beträchtlicher, der den nämlichen Namen führt. Dieser fließt durch die Stadt Cariaco hindurch, und trägt sehr viel zur Cultur des Landes bei. Er ist nicht weiter schiffbar, als von seiner Mündung an bis in die Stadt, und auch dies nicht einmal zu jeder Zeit im Jahre, denn er nimmt sehr viel Regenwasser in sich auf; daher hat er nothwendiger Weise bei anhaltendem trocknem Wetter Mangel an Wasser, und tritt hingegen in der Regenzeit, zum großen Schaden der Stadt, häufig über. Bei den Guayqueris-Indianern ist noch heut zu Tage die Tradition im Gange, daß der Meerbusen Cariaco durch ein Erdbeben entstanden sey.

Auf der ganzen nördlichen Küste des Landes bis an das Vorgebirge Paria, das nebst den sogenannten Drachen-Inseln den Haupteingang gegen Norden

in den Meerbusen von Paria ausmacht, existirt durchaus kein schiffbarer Fluß. In diesen Meerbusen aber ergießen sich deren mehrere, worunter der Guaruapiche, der auf der Ostseite des Gebirges Brigantin entspringt, der beträchtlichste ist. Er nimmt in seinem Laufe eine Menge Bäche in sich auf, wovon die meisten den Namen von Flüssen verdienten, und daher scheint er selbst bei seiner Mündung ein Fluß von der allerersten Größe zu seyn. Schiffe von mittlerer Größe können auf demselben sehr weit hinauffahren, und werden an ihrer weiteren Fahrt nicht sowohl durch Mangel an Wasser verhindert, als vielmehr weil der Fluß voll von Bäumen liegt, die der Wind hineingeworfen oder der Strom selbst herbei geführt und nach und nach aufgehäuft hat. Dieses Hinderniß würde jedoch bald aus dem Wege zu räumen seyn, wenn es sich der Mühe verlohnte; allein unglücklicherweise bringt dieses Land durchaus nichts hervor, was man als Handelsartikel zur Ausfuhr brauchen könnte.

Alle diese Flüsse, in welche sich noch eine zahllose Menge von andern ergießen, und die noch nicht einmal den zwanzigsten Theil von denen ausmachen, die unmittelbar in's Meer fließen, befinden sich sämmtlich nur in dem nördlichen Theil von den Provinzen Venezuela und Cumana. Aber auch der südliche Theil derselben ist nicht weniger reichlich mit Flüssen versehen, die von Norden nach Süden strömen und sich in den Orinoco ergießen. Die beträchtlichsten darunter sind der Mamo, der Pariagoan, der Cachicamo, der Aracay, der Manapire und endlich der Fluß Apure, der in mehrern Mündungen in den Orinoco fällt; er nimmt eine solche Menge von Flüssen in sich auf, daß er förmlich die Gestalt eines Fächers hat, der sich auf einer Strecke von mehr als 30 Stunden südwärts von der Provinz Venezuela ausbreitet. Die meisten von diesen Flüssen sind bis

auf 40 und 50 Stunden von dem Orte, wo sie sich mit dem Fluß Apure in den Orinoco ergießen, schiffbar; hieraus sieht man schon allein, zu welchem hohen Grade von Fruchtbarkeit und Wohlstand die Provinz Guiana von der Natur bestimmt ist.

Nach der Beschreibung der Flüsse komme ich nun auch auf die Meeresküsten und auf die Seehäfen, die sich in diesen Provinzen befinden. Das Meer, das diese Küsten bespült, wird von den Engländern das Caraibische Meer genannt; denn es hat in der That ringsumher keine andern Grenzen, als die ganze Kette der Antillen, von der Dreieinigkeitsinsel an bis nach Cuba, und von da wieder nach Terrafirma, d. h. lauter solche Länder, die ursprünglich von Caraiben bewohnt gewesen waren. Ich weiß nicht, warum nicht auch alle übrigen europäischen Nationen diese Benennung angenommen haben, da durch sie ein Theil des Erdballs, den man außerdem mit unter dem allgemeinen Namen der Nordsee begreift, genauer und bestimmter bezeichnet wird. Man hat doch diesem nämlichen Meere, nach den verschiedenen Ländern, die es bespült, auch verschiedene Namen gegeben. Man sagt z. B.: das Biscayische Meer, das Adriatische Meer, das Brasilianische Meer u. s. w.; warum sollte man denn nicht auch, um sich noch verständlicher auszudrücken, das Caraibische Meer sagen?

Auf der ganzen Nordküste dieses Landes, von dem Cap la Vela an bis an das Cap Paria, ist die Ebbe und Fluth so äußerst gering und unbedeutend, daß sie auf die Schiffahrt nicht den mindesten Einfluß hat; auf der ganzen Ostküste hingegen, von dem zuletzt genannten Cap an bis an das holländische Guiana, ist sie stark genug, um den Schiffen, die sich denselben nähern, gewissermaßen Gesetze vorzuschreiben. Die Winde sind auf den Küsten, wo sich nichts ihrer natürlichen Richtung entgegen setzt, weit regelmäßiger, als in dem Innern des Landes, wo sie so

mancherlei Arten von Hindernissen antreffen. Die gewöhnlichen Winde, die man auf den Küsten hat, sind die nämlichen, die zwischen den Wendekreisen allgemein auf dem Meere herrschen, und die man unter dem Namen der Passatwinde kennt; die Richtung derselben ist immer von Nordosten nach Osten. Es hat jedoch hierbei der Unterschied statt, daß diese Winde auf dem Meere immer anhaltend und beständig sind, auf den Küsten hingegen nur von 9 Uhr des Morgens bis auf den Abend wehen. Die Nacht hindurch tritt regelmäßig der entgegengesetzte Wind ein, und dies ist so allgemein der Fall, daß nur selten eine Ausnahme davon statt hat.

Alle Häfen auf diesen Küsten sind mit der höchst verderblichen Art von Holzwürmern heimgesucht, die in den sämmtlichen Antillen angetroffen wird, und auch von da nach Europa gebracht worden ist. Hier aber sind sie in einer solchen ungeheuern Menge vorhanden, daß durchaus alle Rheden und Häfen, ja sogar alle Flüsse, in welche das Meerwasser eindringt, damit angefüllt sind. Ein Schiff, das nicht mit Kupfer belegt ist, kann in keinem von allen diesen Häfen länge vor Anker liegen, ohne von diesen Würmern angefressen und endlich ganz außer Stand gesetzt zu werden, das Meer zu halten. Wenn daher die Schiffe, die in diesen Häfen liegen, nicht zu Grunde gehen sollen, so müssen sie alle zwei bis drei Monate sorgfältig mit Theer und Talg überstrichen werden.

Ein anderer Nachtheil, den alle diese Häfen in den Provinzen Caracas mit einander gemein haben, besteht darin, daß sie zur Fluthzeit durch hohe stürmische Wellen beunruhigt werden, die nicht von Winden herrühren, aber darum nicht weniger beschwerlich und oft auch gefährlich sind. Die einzige Rhede von Porto-Cabello ist hiervon ausgenommen, und nur in dieser allein liegen die Schiffe vollkommen ruhig.

So wie ich oben die wichtigsten unter den schiffbaren Flüssen angeführt habe, so will ich nun auch, in der nämlichen Reihefolge, die vorzüglichsten Seehäfen beschreiben. Den Anfang macht der Hafen Portete, der fünf Stunden ostwärts von dem Cap de la Vela entfernt ist, wo aber nur kleine Fahrzeuge einlaufen können. Vier Stunden weiterhin ist der Hafen Bayahonda, in welchem die größten Schiffe vor allen Windstößen gesichert sind. In diesen beiden Häfen ist auch der Ankergrund vortrefflich; allein sie sind beide von keinem Werth für die Spanier, weil die wilden Indianer, von denen weiter unten die Rede seyn wird, sich im Besitz derselben befinden. Diese treiben auf der Rhede von Bayahonda vorzüglich die Perlenfischerei, und dies ist das einzige Produkt, womit sie mit den Engländern und Holländern Handel treiben.

Der erste Hafen, den man antrifft, wenn man längs der Küste gegen Osten zu fährt, ist der von Maracaïbo. Die Einfahrt in denselben wird aber durch eine Sandbank versperrt, wodurch große Schiffe durchaus nicht, kleinere aber nur mit vieler Mühe in denselben einlaufen können; ohne Lootsen ist dieses, auch mit dem Senkblei in der Hand, kaum möglich. Sobald man jedoch über die Sandbank hinweg ist, so hat man Wasser in Menge und befindet sich in einem vortrefflichen Hafen. Weiter gegen Osten kömmt man an den Hafen von Coro; allein dieser wird wenig besucht, weil er theils nicht genug gegen die Winde geschützt ist, theils weil die Produkte, die man daselbst abholen kann, sehr unbedeutend und nichts weniger als einladend sind. Von hier bis nach Porto-Cabello befindet sich kein Hafen mehr, der angeführt zu werden verdiente. Allein nunmehr komme ich auf den besten unter allen, die nicht nur auf dieser Küste, sondern auch in ganz Amerika befindlich sind. Die Bay von Porto-Cabello ist geräumig, bequem und

ganz vollkommen sicher; die gesammte spanische Marine könnte sich zu gleicher Zeit in derselben vor Anker legen. Sie ist durchaus von allen Seiten gegen die Winde geschützt; das Land, das sie gegen Süden, Osten und Westen umringt, ist außerordentlich hoch, und die beiden Spitzen, die gegen Norden die Einfahrt in dieselbe bilden, scheinen von der Natur absichtlich dazu bestimmt zu seyn, daß sie auch die Wuth der gewöhnlichen Nordost-Winde brechen sollen. Man könnte die ganze Rhede für einen unermeßlich großen Teich halten, so vollkommen ruhig ist sie, und so wenig fühlt man in derselben die unruhige Bewegung, worin sich beständig das Meer in einem höhern oder geringern Grade befindet. Aus diesem Grunde hat sie auch den Namen Porto-Cabello erhalten, was im Teutschen einen Haarhafen bedeutet, weil die Schiffe in demselben mit den allerunbedeutendsten Stricken weit sicherer befestigt werden können, als in den meisten übrigen Häfen mit den stärksten Ankertauen. Die Schiffe haben es in demselben so bequem, daß auch die allergrößten unter ihnen bis dicht an die Küste anfahren können, und daß alle Waaren, ohne daß man im geringsten eine Barke oder ein Canöe dazu nöthig hat, ein- und ausgeladen werden können. Sogar auch die Kriegsschiffe können sich, vermittelst einer nicht mehr als 3 oder 4 Toisen langen, fliegenden Brücke, mit dem Lande in Verbindung setzen.

Drei Stunden von Porto-Cabello ist die Bay von Turiamo, die von Norden nach Süden eine Stunde lang ist. Es laufen jedoch sehr wenige Schiffe in dieselbe ein, weil sie gegen die Nordwinde nicht geschützt ist, und man auch in der umliegenden Gegend nicht Produkte genug findet, wegen deren es sich der Mühe verlohnte, sich einem so unsichern Hafen anzuvertrauen. Daher besteht auch die ganze dasige Bevölkerung beinahe ausschließend nur in einem Wacht-

posten, der zur Verhinderung des Schleichhandels dahin gestellt wird.

Einige Stunden weiter hin kömmt man an den Hafen Ocumare, der sehr gut und gegen alle Winde vollkommen gesichert ist. Auf der Ostseite wird er durch eine Batterie von acht 12pfündigen Kanonen vertheidigt. Das Dorf Ocumare liegt ohngefähr eine Stunde von dem Hafen, an einem Flusse gleiches Namens, der das Thal außerordentlich fruchtbar macht, und sich an dem Fuße des Forts in den Hafen ergießt.

Der Hafen Goayre ist derjenige, der auf dieser ganzen Küste am häufigsten besucht wird, und der demohngeachtet der schlechteste unter allen ist. Er ist den Nordost=Winden ganz Preis gegeben, und daher richten die Stürme unter den Fahrzeugen, die daselbst vor Anker liegen, oft großen Schaden an. Hiezu kommt noch, daß man bis auf eine Viertelstunde von dem Ufer nur acht Lachter Wasser antrifft. Das Ein= und Ausladen der Waaren geht folglich äußerst mühsam und langsam von statten, und ist auch mit beträchtlichen Kosten verbunden. Dies sind jedoch noch nicht einmal alle Nachtheile, die man von diesem Hafen anführen kann; auch die zur Fluthzeit eintretenden hohen Wellen arbeiten mit dem nehmlichen Ungestüm auf dem Grund und Boden des Hafens, als auf seiner Oberfläche. Sie bringen daher immer eine Menge Sand mit sich, oder heben den in die Höhe, der auf dem Grunde des Meeres liegt, und werfen ihn in einer so ungeheuern Masse auf die Anker nieder, daß diese in einem solchen Grade und in so kurzer Zeit damit überdeckt werden, daß man sie schon nach wenigen Wochen nicht mehr im Stande ist zu lichten; entweder zerbrechen sie, oder man sieht sich genöthigt, die Taue zu kappen. Um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, bleibt durchaus nichts anders übrig, als daß jedes Fahrzeug alle acht Tage seine Anker aufheben

muß. Um endlich dieses Gemälde ganz vollständig zu machen, muß ich noch anführen, daß die Holzwürmer in diesem Hafen mehr Verwüstungen anrichten, als in irgend einem andern.

Aus diesem schlechten Hafen, den man nicht zu bald wieder verlassen kann, würde ich meine Leser unaufgehalten in den nächsten führen, der angemerkt zu werden verdiente, wenn ich nicht auf meinem Wege, ohngefähr eine Stunde ostwärts von Goayre, die Stelle anträfe, wo ehemals die Stadt Caravalleda gestanden hat. Die Ursache ihrer Entvölkerung gereicht ihren ersten Einwohnern zu sehr zur Ehre, als daß ich unterlassen könnte, sie meinen Lesern kürzlich hier mitzutheilen.

Die Stadt Caravalleda wurde im Jahre 1568 von Diego Losada, dem auch die Stadt Caracas ihre Existenz zu verdanken hat, auf der nämlichen Stelle erbaut, wo Franz Faxardo acht Jahre vorher die von den Indianern bald darauf wieder zerstörte Stadt Collado gegründet hatte. Losada errichtete zu Caravalleda sogleich ein Cabildo, oder einen Senat, wie es damals in allen neu erbauten Städten zu geschehen pflegte. Alle diese Städte hatten das Recht, durch ihre Regidoren ihre jährlichen Alcalden selbst zu erwählen. Auch die Stadt Caravalleda genoß dieses Vorrecht ruhig und ungestört bis in das Jahr 1586, wo es auf einmal dem Gouverneur der Provinz, Ludwig de Roxas, einfiel, den Einwohnern ganz eigenmächtigerweise die Ernennung der Alcalden für das folgende Jahr zu verbieten, indem er selbst sie ernennen würde. Man machte ihm Vorstellungen dagegen, die aber nicht angenommen wurden; daher ging, ohngeachtet dieses Verbots, zur gewöhnlichen Zeit die Wahl der Alcalden auf die herkömmliche Weise vor sich, und als diejenigen, die der Gouverneur ernannt hatte, sich ebenfalls einfanden, so wurden sie wieder zurück geschickt. Die Ein-

wohner waren über diesen Mißbrauch der Gewalt in einem solchen Grade aufgebracht, daß sie fest entschlossen waren, alles auf das Spiel zu setzen um ihr Recht zu behaupten. Dagegen wurde aber auch der Gouverneur durch diese Energie im höchsten Grade erbittert und beging nunmehr noch eine zweite, weit schreiendere Ungerechtigkeit; er ließ nämlich die vier Regidoren dafür, daß sie die Pflicht ihres Amtes erfüllt hatten, gefangen nehmen und in einen Kerker werfen. Diese Kränkung nahmen die Einwohner von Caravalleda so an, als wenn sie einem jeden unter ihnen selbst widerfahren wäre, und faßten sogleich alle den löblichen Entschluß, eine Stadt, worin die Gesetze so schändlich über den Haufen geworfen würden, gänzlich zu verlassen. Sie begaben sich sämmtlich und ohne alle Ausnahme nach Valencia und Caracas; Caravalleda hingegen diente von nun an bloß Raubvögeln und Schlangen zum Aufenthalt. Als der König diesen Vorfall erfuhr, so machte er dem Gouverneur die heftigsten Vorwürfe über sein Benehmen und erkannte ihm eine so strenge Strafe zu, daß seine Nachfolger von ähnlichen Ungerechtigkeiten auf immer abgeschreckt wurden. Die Regidoren wurden wieder in Freiheit gesetzt und erhielten eine sehr angemessene Entschädigung. Auch die Einwohner forderte man auf, wieder in die verlassene Stadt zurück zu kehren, allein keiner von ihnen wollte sich dazu verstehen, weil sie, wie sie sagten, nicht mehr in einem Orte leben könnten, wo sie alles an die ihnen widerfahrne Beleidigung erinnern würde. Weil es daher unmöglich war Caravalleda wieder zu bevölkern, so wurde der Hafen Goayre zur Ausfuhr der Produkte aus diesem Theile der Provinz bestimmt.

Zwischen Goayre und dem Cap Codera, die 25 Stunden von einander entfernt sind, trift man siebenzehn Flüsse an, die sich ohngefähr in gleichen Zwischenräumen von einander ins Meer ergießen. An den

Ufern von ihnen allen giebt es eine große Menge Cacao, und auch ziemlich viele Zuckerpflanzungen. Einige Stunden, ehe man das Cap Codera erreicht, kommt man an einen für kleine Fahrzeuge ziemlich guten Hafen, der, ich kann jedoch nicht sagen aus welchem Grunde, den Namen Franzosenhafen führt. Von dem Cap Codera an zieht sich die Küste gegen Süd-Südost. Nach sechs Stunden kommt man an den Fluß Paparo, der ein Arm von dem Tuy ist, und nach abermals 3 Stunden an die Mündung des Tuy selbst, von welcher der See Tacarigua, den man jedoch mit dem See Valencia, welchem die Indianer den nämlichen Namen beilegen, nicht verwechseln muß, nur anderthalb Stunden entfernt ist. Dieser See ist von einer Bay durch nichts verschieden, und wenn man ihn nicht so nennt, so geschieht es bloß, weil sich oft eine bewegliche Sandbank vor denselben legt und ihm alle Communication mit dem Meere versperrt. Die Gestalt desselben ist zirkelförmig; von dem Meere gegen Nordosten an bis in seine Vertiefung gegen Südwesten hat er sieben Stunden im Durchschnitt. Man findet eine große Menge von allen Arten von Seefischen darin, und er ist besonders wegen der erstaunend vielen Caimans *) merkwürdig, die es darin giebt.

Nunmehr folgt eine Strecke von 28 Stunden gegen Osten zu, wo man auf der Küste eine unendliche Menge von Flüssen findet, die während der Regenzeit fürchterlich reissende Ströme, in der trocknen Jahrszeit hingegen fast ganz ohne Wasser sind, so daß man bequem zu Fuß hindurch gehen kann. Der erste Hafen, den man hierauf wieder antrift, ist Barcelona an dem Flusse Neveri. Man muß auf diesem Fluß 4 Stunden von seiner Mündung an hinauf fahren,

*) Dies ist die Benennung eines großen Krokodilles auf den antillischen Inseln.

worauf man in eine nicht sehr tiefe Bay kommt, die nur Schiffe von mittelmäßiger Größe in sich aufnehmen kann. An dem Ufer liegt die Stadt mit zwei Forts, durch welche die Schiffe im Hafen beschützt werden. Dieser Hafen steht den Nordwinden durchaus offen; dagegen findet man eine Stunde nordwärts von demselben auf der Südseite von der Insel la Borracha, die nur allein von Fischern bewohnt wird, einen vollkommen sichern Hafen, in dem auch die allergrößten Fahrzeuge einlaufen können.

Von Barcelona an zieht sich die Küste wieder ost-nord-ostwärts bis nach Cumana, das 12 Stunden davon entfernt ist. Diesen ganzen Zwischenraum nimmt eine Kette von kleinen Inselchen ein, die in einer geringen Entfernung von der Küste abliegen. Cumana ist eine gute Viertel-Stunde von der Küste entfernt. Der Fluß Manzanares fließt mitten durch die Stadt hindurch, allein er hat, wie schon oben gesagt worden, so wenig Wasser, daß nur Canöes und sehr kleine Schiffe auf demselben fahren können. Die Schiffe müssen daher an einem andern Orte, der über eine Stunde von der Mündung des Flusses entfernt ist, die Anker werfen, und die Waaren, die man ein- und ausladen will, müssen daher auf eine sehr beschwerliche Art in Barken hin und her transportirt werden. Dicht jenseits Cumana kommt man an den Meerbusen Cariaco, der durch die nämliche Küste von Cumana, und die Landspitze von Araya gebildet wird. Er erstreckt sich 10 Stunden von Westen nach Osten, und seine Breite beträgt 3 an manchen Stellen auch 4 Stunden. In der Mitte ist er 80 bis 100 Lachter tief; seine Oberfläche ist aber beständig vollkommen ruhig, weil ihn die Berge, von denen er von allen Seiten umringt ist, gegen alle Winde schützen, außer nur gegen die Nord-West-Winde, von denen er durchaus beherrscht wird. Die Landspitze von Araya, die gegen Osten von der Mündung des Meer-

busens liegt, ist für die Schiffe außerordentlich gefährlich, weil sie nicht nur selbst sehr niedrig ist, sondern sich auch nordwestwärts von derselben eine Sandbank befindet, die sich zwei Stunden weit in das Meer hinaus erstreckt und kaum über das Wasser emporragt. Um diese Spitze muß man jedoch schlechterdings herum fahren, wenn man aus Europa kömmt, und in den Hafen von Cumana einlaufen will.

Von dieser Landspitze an bis an die von Chacopata sind eine Menge kleine Bayen und Häfen. In dieser Strecke liegen auch gegen Norden die Inseln Cubagua und Margaretha. Die Durchfahrt zwischen denselben und dem festen Lande wird durch die Menge von Untiefen, die sich in diesem ohnehin sehr schmalen Canale befinden, äußerst erschwert, und man muß daher in dem Hafen Pampatar auf der Insel Margaretha schlechterdings einen Lootsen mitnehmen.

Wenn man von hieraus seinen Weg immer weiter gegen Osten fortsetzt, so kommt man an den Meerbusen von Paria, der Terrafirma gegen Westen und die Dreieinigkeits-Insel gegen Osten liegen hat. Von diesen beiden Ländern erstrecken sich gegen Norden beträchtliche Spitzen in das Meer hin, und zwischen ihnen befinden sich drei Inseln, die so geradezu zwischen den beiden Spitzen von Osten nach Westen hinlaufen, daß sie den Meerbusen auf seiner Nordseite verschließen. Sie selbst sind jedoch soweit von einander entfernt, daß sie vier Öffnungen formiren, die den Namen der Drachen-Mündungen (Bouches du Dragon) führen und durch welche der Meerbusen sich seiner überflüßigen Gewässer entledigt. Die größte unter diesen Mündungen, die zwei Stunden in der Breite hat, ist die westliche zwischen der Landspitze von Paria auf Terrafirma und der Insel Chacachacares; sie ist zwar auf ihrer westlichen Seite voll von Klippen, aber da diese alle sichtbar sind, so kann man

sie leicht vermeiden. Zwischen der genannten Insel und der Insel Navios ist die zweite Mündung, die kleiner als die erstere ist und den Namen der Schiffsmündung führt; da sich ihr Canal von Norden nach Südosten hinzieht, so können die Schiffe sehr gut durch sie hinaus, aber nur mit vieler Mühe hereinfahren. Die dritte Mündung, die man de Huevos, oder die Eyermündung nennt, wird durch die Insel Navios gegen Westen und die Insel Monos gegen Osten gebildet; ihre Richtung geht von Nordost nach Südost und daher ist sie weit besser zum Einlaufen in den Meerbusen als zum Auslaufen aus demselben. Die vierte Mündung endlich ist zwischen der letztern Insel und der westlichen Spitze der Dreieinigkeitsinsel; man nennt sie de los Monos oder die Affenmündung. Sie ist die schmalste unter allen und zugleich auch die gefährlichste, weil sich in der Mitte derselben ihrer ganzen Länge nach ein Felsenrief hinzieht, vor dem man sich nicht genug in Acht nehmen kann. Für die kleinen Schiffe geht der Weg zwischen diesem Rief und der Dreieinigkeitsinsel hin.

Die Größe dieses Meerbusens beträgt 25 Stunden von Osten nach Westen und 15 Stunden von Norden nach Süden. In allen Theilen desselben findet man, jedoch in verschiedener Tiefe, die vortreflichsten Ankerplätze, und man kann ihn in seinem ganzen Umfange einen wahren Hafen nennen, der es in Rücksicht seiner Größe und seiner Güte mit den schönsten Häfen auf dem Erdboden aufnimmt. Der Boden besteht überall aus Schlamm, ausgenommen an der Küste von Terrafirma, wo man auch Sandboden findet. Verschiedene Schriftsteller haben behauptet, das Wasser in diesem Meerbusen sey süß, allein ich kann bestimmt versichern, daß es durchaus eben so salzig schmeckt, als das Meerwasser. Auf der Südwest-Seite erhält der Meerbusen einen außerordentlich starken Zufluß von Wasser durch mehrere Mündungen des Orinoco, die

sich mit einer reissenden Gewalt in denselben ergießen. Man muß daher nothwendig auf die Vermuthung gerathen, daß diese Gewässer des Orinoco nach und nach dasjenige Stück Landes von Terrafirma losgerissen haben, das man heut zu Tage die Dreieinigkeitsinsel nennt, und daß sie nicht eher mögen aufgehört haben, dergleichen Verwüstungen anzurichten, als bis sie sich die Drachenmündungen geöffnet hatten, wodurch sie sich nunmehr in den Ocean ergießen. Wirklich gehen auch die Strömungen immer durch die Drachenmündungen hindurch in das Meer, und daher ist es auch so äusserst schwer, anders als bei höchst günstigem Winde durch dieselben und besonders durch die kleinern unter ihnen in den Meerbusen einzulaufen.

Die Einfahrt in den Meerbusen auf der Südseite ist zum mindesten eben so schwierig, als auf der Nordseite. Man muß sich zwischen Klippen und Untiefen hindurch arbeiten und durchaus einen Südost = Wind abwarten, um es mit einiger Sicherheit ausführen zu können. Auf der Küste von Paria befinden sich mehrere Häfen, durch welche die Communication mit der Dreieinigkeits = Insel sehr erleichtert wird. Der Vortheil hiervon ist jedoch heut zu Tage ausschließend auf Seiten der Engländer, denen diese Insel zugehört.

Drittes Kapitel.

Bevölkerung des Landes, Sitten und Gebräuche der Einwohner.

Ohngeachtet der sorgfältigsten Erkundigung, bin ich nicht im Stande gewesen, ein vollständiges und genaues Verzeichniß von der Bevölkerung der Provinzen, die zur Generalkapitänerie Caracas gehören, zu erlangen.

In den Archiven der Regierung befinden sich durchaus keine Listen über die Anzahl der Einwohner des Landes; auch sogar in der Kanzlei des Intendanten existiren solche Verzeichnisse nicht, die doch in allen Staaten die Basis einer vernünftigen Administration ausmachen müssen. Nach langen vergeblichen Nachforschungen erfuhr ich endlich, daß die Geistlichkeit dasjenige für die Religion thue, was die weltliche Regierung zum Besten der Staatshaushaltung für überflüßig hielt. Durch die Güte eines Freundes, dessen Namen ich jedoch verschweigen muß, erhielt ich hierauf auch aus dem bischöflichen Secretariat die Bevölkerungslisten des Bisthums Caracas von den Jahren 1800 und 1801 und zwar nach den verschiedenen Städten, Flecken und Dörfern. Allein, als ich in der Folge erfuhr und Gelegenheit hatte selbst zu sehen, auf welche Art diese Listen verfertigt werden, so verlor ich allen Glauben an ihre Genauigkeit, und es würde eine Kühnheit dazu gehören, die ich nicht besitze, wenn ich sie für richtig ausgeben wollte. Diese Sache verhält sich nämlich folgendermaßen:

In allen spanischen Ländern wird die Ausübung der Religionspflichten nicht, wie in der übrigen Christenheit, dem eigenen Gewissen jedes einzelnen überlassen, sondern die Diener der Kirche führen eine strenge Aufsicht über alle Arten von Religionsgebräuchen, besonders aber über die jährliche Beichte. Jeder der nun an Ostern diese Pflicht erfüllt, erhält von dem Beichtvater ein kleines Zettelchen, auf dem das Jahr, hierauf das einzige Wort: confesò (hat gebeichtet) und die Unterschrift des Priesters stehen. Um hierauf in der Kirche das Abendmahl zu genießen, giebt man an den Pfarrer daselbst diesen Beichtzettel ab, den er behält und dagegen einen andern von ihm unterschriebenen ausfertigt, auf welchem, unter dem Jahre, das Wort: comulgò (er hat das Abendmahl genossen) stehet.

Während der Fastenzeit geht nun der Geistliche, oder einer von seinen Gehülfen, in der ganzen Stadt von Haus zu Haus herum und schreibt alle Personen auf, die das zum Beichten erforderliche Alter haben, so wie auch die, so es nicht haben. Nach dem Osterfest geht er abermals herum und sammelt die Communionszettel ein; die Anzahl dieser letztern hält er nun mit der Anzahl der Personen zusammen, die er bei seinem ersten Besuche in dem Hause gefunden hatte und entdeckt dadurch jeden gespielten Betrug. Diese Verfahrungsart ist aber den Einwohnern äußerst lästig und macht sie eher geneigt, sich dieser heiligen Handlung zu entziehen, als sie zu begehen; sie schlagen daher auch alle möglichen Mittel und Wege ein, um den Geistlichen zu betrügen. Alte Weiber gehen zur Osterzeit mehrmalen zur Beichte, und erhalten dabei jedesmal einen Zettel; von diesen behalten sie einen für sich und die übrigen verkaufen sie. Der gewöhnliche Preis eines solchen Beichtzettels ist ein Piaster; er steigt jedoch, je näher die Zeit kommt, wo man sie vorzeigen muß. Diejenigen, die Gelegenheit haben, eine Reise zu machen, wählen dazu die Zeit, wo die Beichtzettel eingesammelt werden. Viele geben bei dem ersten Besuch des Geistlichen nur einen Theil der Personen an, aus denen die Familie besteht; andere verschließen auch ihre Hausthüre vor ihm, wenn er die Zettel einsammelt und lassen ihn so lange klopfen, bis endlich einer von den Nachbarn ihm zuruft, daß niemand zu Hause wäre.

Wenn ich beweisen wollte, daß alle diese Maaßregeln, die man trift, um gute Christen zu machen, ihren Zweck gänzlich verfehlen, so würde es mir an Stoff nicht fehlen; mein Zweck ist aber hier bloß zu zeigen, daß es den Bevölkerungslisten, die sich auf dieselben gründen, durchaus an Vollständigkeit und Genauigkeit fehlt. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Verzeichnisse von der Volksmenge einiger Städte, die

auf das genaueste und sorgfältigste gezählt worden war, mit diesen Listen zusammen zu halten, und es ergab sich dabei jedesmal, daß in denselben die Anzahl der Einwohner um den vierten, oder doch zum wenigsten um den fünften Theil zu gering angegeben wär. Demohngeachtet bleibt aber die Regierung immer noch auf das festeste überzeugt, daß man, um die Volksmenge kennen zu lernen, kein besseres Mittel anwenden kann, als das eben angeführte. Als daher auch der König im Jahr 1801 ein genaues Verzeichniß von der Bevölkerung der Generalkapitänerie Caracas verlangte, so glaubte die Regierung nichts weiter thun zu müssen, als den desfallsigen Befehl an die sämmtlichen Bischöfe des Landes gelangen zu lassen; diese verfertigten hierauf die Bevölkerungslisten auf die gewöhnliche Art, und folglich fielen dieselben ganz eben so unrichtig aus.

Nach allen Nachrichten, die ich auf das allersorgfältigste eingezogen habe, glaube ich übrigens die Bevölkerung des Landes auf folgende Art bestimmen zu können:

Die Provinz Venezuela, mit Inbegriff von Varinas, enthält .	500,000
Das Gouvernement von Maracaïbo	100,000
Das Gouvernement v. Cumana	80,000
Das spanische Guiana . .	34,000
Die Insel Margaretha . .	14,000
Zusammen	728,000 Pers.

Von dieser Volksmenge sind zwei Zehntheile Weiße, drei Zehntheile Sklaven, vier Zehntheile Freigelassene oder Abkömmlinge von Freigelassenen, und der Rest besteht aus Indianern.

Diese Bevölkerung ist in jeder Rücksicht äußerst gering, und sie könnte nach der Größe und der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes wohl hundertmal

stärker seyn, ohne daß es an Mitteln fehlte, die Einwohner nicht nur zu ernähren, sondern sogar auch zu bereichern. Die Anzahl von Europäern, die sich darunter befindet, wird man übrigens sehr beträchtlich finden, wenn man einen Blick auf die geringe Bevölkerung des Mutterlandes selbst wirft, und auf die unermeßlichen spanischen Besitzungen, die alle aus dem nämlichen Mutterlande ihre Colonisten ziehen; wenn man sich ferner der National-Leidenschaft für die Bergwerke erinnert, durch welche alle Spanier, die den Entschluß fassen, Europa zu verlassen, ausschliessend nach Mexico und Peru hingezogen werden; wenn man sich erinnert, daß die Provinzen Caracas das vermeinte Unglück haben, daß sie Menschen, welche gediegenes Gold haufenweise zu finden wünschen, nichts als Produkte des Erdbodens, die Arbeit und Geduld erfordern, darbieten können; wenn man endlich die Schwierigkeiten bedenkt, wodurch die spanische Regierung selbst die Reise ihrer europäischen Unterthanen nach Westindien zu verhindern suchen muß, damit nur das Mutterland selbst nicht allzu sehr entvölkert werde.

Es darf sich in Spanien durchaus niemand nach dem spanischen Amerika einschiffen, ohne die Erlaubniß dazu von dem Könige zu haben, und diese wird nie anders ertheilt, als wegen Handelsgeschäften und zwar höchstens auf zwei Jahre; die Erlaubniß, sich daselbst niederzulassen, ist außerordentlich schwer zu erhalten. Diesem Gesetz sind auch sogar die Geistlichen und die Mönche unterworfen. Die Creolen, die nach Spanien kommen, dürfen nicht mehr nach Amerika, wo sie ihre Güther und ihre Verwandten haben, zurück kehren, wenn ihnen der König nicht die ausdrückliche Erlaubniß dazu ertheilt. Dieses Verbot erstreckt sich sogar auch auf das weibliche Geschlecht; selbst die Mädchen

haben eine besondere Königl. Erlaubniß dazu nöthig und die verheiratheten Frauen erhalten dieselbe nicht anders, als um mit ihren Männern dahin zu reisen.

Dieses System ist ganz von demjenigen der übrigen europäischen Mutterländer verschieden, denn diese lassen ihre Colonieen für einen jeden, der sich dahin begeben will, völlig offen stehen, und haben dieselben sogar eine lange Zeit hindurch für solche Anstalten gehalten, wo sie alles Schlechte, das sich in ihnen selbst befindet, hinschicken können. Es sind noch nicht 30 Jahre, daß die Eltern eines jungen Menschen, der sich schlecht aufführte, ihm damit drohten, daß sie ihn in die Colonieen schicken würden, und sehr häufig wurde auch die Obrigkeit aufgerufen, um ihnen dieses Wort zu halten. In Frankreich ist die Todesstrafe nicht selten in die Deportation nach den Colonieen verwandelt worden, und wir haben noch in ganz neuern Zeiten den Fall gehabt, daß Mitglieder des Direktoriums und des gesetzgebenden Körpers als Opfer einer damals herrschenden Faktion nach Cayenne deportirt wurden, weil die Faktion es für zu gefährlich hielt, sie zum Tode zu verurtheilen. Spanien hingegen handelt gegen seine Colonieen weit gerechter und menschenfreundlicher; es hat von jeher, so wie es auch noch heut zu Tage der Fall ist, die Reinheit der Sitten daselbst zu erhalten, und auf alle mögliche Art zu verhindern gesucht, daß kein Keim der Verderbniß aus Europa dahin gebracht werden möge. Schon seit dem Jahr 1584 wird durchaus niemand die Erlaubniß ertheilt, dahin zu reisen, der nicht ein authentisches Zeugniß von guten Sitten und einem unsträflichen Lebenswandel vorweisen kann. Vor noch nicht langem durfte ein Spanier, der einen Königl. Paß für irgend eine Provinz in Amerika hatte, sich durchaus nicht in eine andere Provinz begeben. Um aus Santa-Fé nach Peru oder aus Peru nach Chili u. s. w. zu reisen, mußte man vor-

erst schlechterdings eine neue Erlaubniß vom Könige einholen; diese letztere Einrichtung, die allerdings übertrieben strenge war, ist zwar bis auf den heutigen Tag noch immer nicht ausdrücklich aufgehoben worden, allein in neuern Zeiten wird sie doch wenigstens nicht mehr mit der sonstigen Strenge beobachtet.

Da es nun den europäischen Spaniern selbst so außerordentlich schwer fällt, in ihre Colonieen zu reisen, so kann man sich denken, wie viele Schwierigkeiten ein Ausländer zu besiegen haben muß. Bisher war es immer die erste Bedingung, um einen Paß nach den Colonieen zu erhalten, daß man seine spanische Herkunft beweisen mußte; war dieses nicht möglich, so half alles weitere Nachsuchen durchaus nichts. In neuern Zeiten haben jedoch die Bedürfnisse des Staats eine andere Einrichtung desfalls veranlaßt, nach welcher nunmehr für jedermann, er mag aus einem Lande seyn, aus welchem er wolle, die spanischen Colonieen offen zu stehen scheinen, wenn er nur die von der Regierung bestimmte Taxe dafür bezahlt. In einem Königl. Edikt, das im Jahr 1801 unter dem Titel Gnaden-Tarif erlassen worden ist, wurde die Taxe für die Erlaubniß nach Indien zu reisen, auf 8200 Realen de Vellon bestimmt, welche 400 Piaster oder 525 Rthlr. sächs. betragen, und außerdem wurde auch noch die nämliche Summe für die Erlaubniß sich in dem Lande niederzulassen, festgesetzt; hierbei wurde jedoch zugleich noch vorausgesetzt, daß man die erforderlichen Eigenschaften dazu besitzen müsse, worunter die vorzüglichste darin besteht, daß man der katholischen Religion zugethan ist.

Ohngeachtet dieser Schwierigkeiten haben doch sehr viele Ausländer, in der Hoffnung ihr Glück in den spanischen Colonieen zu machen, sich daselbst niederzulassen gesucht, und manche von ihnen haben auch sogar Mittel und Wege zu finden gewußt, dieses, trotz des Gesetzes, ohne Erlaubniß auszuführen. Wenn nun

diese Europäer daselbst bloß vegetiren, wenn sie im Elend, in der Dürftigkeit leben, und besonders wenn sie ihr Brod durch Betteln erwerben; so werden sie nicht im geringsten beunruhigt und leben unter dem Schutz der spanischen Verachtung vollkommen sicher. Verstehen sie hingegen ein Handwerk oder eine Kunst, so haben sie alle Spanier, die das nämliche Gewerbe treiben, zu Feinden, zu Anklägern, zu Verfolgern. Wenn sie sich bereichern, so müssen sie ihr Geld rechts und links verborgen, und sobald sie sich dessen weigern, so nimmt die Verfolgung ihren Anfang. Besitzen sie mehr als gewöhnliche Kenntnisse, so sind sie in jedem Falle äußerst verdächtig, denn die Spanier haben allgemein den Glauben, daß ein unterrichteter Fremder immer ein Feind von den Gesetzen ihres Landes seyn muß. Wegen der Religion wird man äußerst selten verfolgt, und die Spanier schlagen dieses Mittel nicht eher ein, als wenn sie kein anderes zur Befriedigung ihrer Rache mehr kennen; aber alsdann ist auch nichts leichter, als die Irreligion eines Fremden zu beweisen, der bis zu diesem Zeitpunkte für einen sehr guten Christen war gehalten worden. Die Zeugen dürfen nur aussagen, daß er von den heiligen Mysterien nachtheilig gesprochen habe, daß er bloß in die Kirche gehe, um Unanständigkeiten daselbst zu verüben, daß er die religiösen Ceremonien lächerlich gemacht habe u. s. w. so ist der Unglückliche ohne alle Rettung verloren. Heut zu Tage werden jedoch diese ehemaligen Vorurtheile nach und nach in den Gerichten ebenfalls abgelegt, und man wird in einem solchen Fall nicht immer sogleich nach der ganzen Strenge der Gesetze bestraft, sondern man kommt oft auch mit einigen Jahren Gefängnißstrafe, mit der Bezahlung der Prozeßkosten und der Verbannung davon. Allein es gehört doch zuverlässig ein großer Grad von Kühnheit dazu, oder man muß sehr in Verlegenheit seyn, was man mit seiner Person

anfangen will, um sich in eine solche Lage zu begeben, wo man allem diesem ausgesetzt ist.

Nach der Menge von Europäern, die sich in der Generalkapitänerie Caracas befinden, sollte man jedoch glauben, die Auswanderung dahin aus dem Mutterlande müßte äußerst beträchtlich seyn. Allein es hat offenbar das Gegentheil statt, und außer den Beamten, welche die Regierung dahin abschickt, und vielleicht sogar auch mit denselben, begeben sich jährlich zuverlässig nicht hundert Personen aus dem Mutterlande in die Provinzen von Caracas. Dagegen muß man aber freilich auch bemerken, daß noch weit wenigere von daher wieder nach Europa zurückkehren, denn die Spanier, die von Natur ernsthaft sind, verändern nicht gern den Ort ihres Aufenthaltes, und wenn sie sich einmal in Amerika befinden, so haben sie nicht das geringste Verlangen mehr, jemals wieder in ihr Vaterland zurück zu kehren. Was aber die Creolen anbetrift, so wissen diese kaum mehr, daß Spanien ihr eigentliches Vaterland ist; sie sehnen sich auch gar nicht in dasselbe zurück, denn sie halten Amerika für das allerbeste Land in der Welt, weil die Europäer sich so viele Mühe geben und so sehr alles aufbieten, um dahin zu gelangen. Sie bringen dabei das Klima und die Produkte von Europa nicht mit in Anschlag, sondern nehmen bloß allein Rücksicht auf die gewöhnliche Armuth derer, die diesen Welttheil verlassen. Daher darf man sich keinesweges wundern, daß eine Bevölkerung, so schwach und unbedeutend sie auch im Anfang gewesen ist, die aber weder durch eine Pest, noch durch Kriege, noch durch Auswanderungen vermindert worden ist, sich innerhalb 300 Jahren beträchtlich vermehrt hat. Sie würde in der That noch weit beträchtlicher seyn, wenn sie der Kirche nicht so viele Diener und den Klöstern weniger Mönche und Nonnen geliefert hätte.

Der Charakter eines Menschen ist gewöhnlich nur

eine Folge von den ersten Eindrücken, die er in seiner Jugend erhält, denn die Menschen sind meistentheils nur dasjenige, wozu sie gemacht werden. Wenn man daher weiß, auf welche Art ein Volk seine Kinder erzieht, so kennt man auch schon, im Ganzen genommen, seinen Charakter und seine Sitten. Ich will daher hier die erste Erziehung, welche die Creolen erhalten, kürzlich schildern, und damit mir der Leser keinen Vorwurf von Partheilichkeit machen kann, so will ich bloß dasjenige anführen, was ein Creole von Geburt, der Doktor Miguel Joseph Sanz, darüber gesagt hat. Dieser helldenkende Mann, der durch Verstand und Kenntnisse über die Vorurtheile, die ihn umringen, erhaben ist, bekam von der Regierung den Auftrag, eine neue Municipalverfassung für die Stadt Caracas zu entwerfen und in dem Plan, den er darüber einreichte, entwarf er von der bisherigen öffentlichen Erziehung daselbst folgende Beschreibung:

„Sobald ein Kind einigermaßen herangewachsen ist, so wird es in eine öffentliche Schule geschickt, wo es in Büchern, die alberne Wundergeschichten enthalten, lesen lernt. Anstatt ihn die Größe, die Macht und Güte des Schöpfers kennen zu lehren, und anstatt ihm ächt christliche Grundsätze einzuprägen, glauben die Eltern ihre Pflicht vollkommen erfüllt zu haben, wenn das Kind nur einige Gebete auswendig weiß, den Rosenkranz ableiern und einige andere äußere Gebräuche des Christenthums verrichten kann, die zwar an und für sich sehr gut sind, aber doch bei weitem nicht hinreichen, um einen guten Christen und einen rechtschaffenen Mann aus ihm zu machen. Anstatt die Kinder in dem zu unterrichten, was sie Gott, sich selbst und ihren Nebenmenschen schuldig sind, prägt man ihnen bloß Eitelkeit und Hochmuth ein, und erfüllt sie mit den lächerlichsten Vorurtheilen in Rücksicht

auf die Vorzüge ihrer Geburt. Die meisten Kinder zu Caracas halten sich für weit vornehmer als alle übrigen, und setzen einen dummen Stolz darein, daß einer ihrer Vorfahren Alcade gewesen ist, oder daß sie einen Mönch zum Bruder oder einen Pfarrer zum Onkel u. dergl. haben. Durch diese Vorurtheile wird zwischen den Familien ein beständiger Haß unterhalten, und es kann in den Kindern durchaus keine Nacheiferung für die Tugenden der rechtschaffenen unter ihren Mitbürgern und kein Abscheu für die Laster der schlechten erweckt werden, weil sie von ihren Eltern nie etwas anders hören, als daß Peter nicht eben so vornehm ist wie Anton, oder daß Johanns Familie diesen oder jenen Flecken hat u. s. w."

„Im Ganzen genommen ist die Erziehung der Kinder zu Caracas äußerst schlecht. Ehe sie noch ein wenig mechanisch lesen und schreiben können, giebt man ihnen schon die lateinische Grammatik in die Hände, und ehe sie noch ihre eigene Sprache richtig verstehen, hält man sie schon zum Studium der höheren Wissenschaften an. Es ist ein bejammernswerther Anblick, wenn man einen jungen Mann sieht, der schon mehrere Jahre hindurch die höheren Wissenschaften studiert und vielleicht auch sogar schon den Doktorhuth erworben hat, und der demohngeachtet nicht im Stande ist, sich in seiner Muttersprache richtig auszudrücken, oder einen ordentlichen Aufsatz zu verfertigen. Das größte Unglück hierbei aber ist, daß diese jungen Leute sich fest einbilden, es sey eine verlohrne Zeit für sie, wenn sie sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben wollten. Man ist allgemein der Meinung, daß alle Weisheit in der lateinischen Grammatik, in der aristotelischen Philosophie, in den Institutionen von Justinian und in den theologischen Werken einiger Gottesgelehrten besteht, und daß man nur den Doktorhuth oder eine geistliche Kleidung zu tragen braucht, um ein geachteter Mann

in der Welt zu seyn. Es wird für unschicklich gehalten, das Land zu bauen, und auch alle mechanischen und nützlichen Künste werden verachtet; aus bloßer Pralerei zieht man die militärische Uniform an, um seinen Unterhalt zu verdienen, wird man Advokat, um sich in ein gewisses Ansehen zu setzen, läßt man sich die geistliche Weihe geben, und in einem Kloster legt man das Gelübde der Armuth ab, bloß um sich gegen dieselbe sicher zu stellen. Einer von diesen Wegen wird durchaus von allen Europäern eingeschlagen und die Felder bleiben daher ungebaut. Jedermann will ein Herr werden, d. h. dem Müßiggang fröhnen und sich allen Lastern desselben hingeben."

Dieses Gemählde, das zwar eigentlich bloß für die Stadt Caracas entworfen ist, paßt jedoch auch auf alle übrigen Provinzen, und ist im Ganzen genommen der Wahrheit vollkommen gemäß. Ich muß jedoch selbst bekennen, daß die Farben desselben zu stark aufgetragen sind, denn die Erziehung der spanischen Creolen ist zwar sehr schlecht, aber doch nicht in einem solchen Grade, daß sie sammt und sonders unwissende Menschen werden. Dem Verfasser muß diese Übertreibung der edeln Absicht wegen, die dabei zum Grunde lag, zu gute gehalten werden; er war selbst Familienvater und hielt eine gute Erziehung für das schönste Erbtheil, das man seinen Kindern hinterlassen kann.

Die Wahrheit übrigens ist, daß die Creolen in Terrafirma einen weit lebhaftern und schärfern Verstand haben, und auch weit fleißiger und arbeitsamer sind, als die Creolen in den andern Colonien. Dagegen stehen sie diesen in gefälligen Sitten, in Annehmlichkeit des Umgangs und in allem, was zum guten Ton gehört, weit nach, denn vom Unterricht im Reiten, Fechten, Tanzen, in der Musik und im Zeichnen ist bei ihrer Erziehung gar nicht die Rede. Sie haben, so wie ihre ganze Nation, das Vorurtheil, daß

alles, was nicht Spanisch ist, nicht anders als unbedeutend und verächtlich seyn kann, und hiervon war, bis jetzt wenigstens, die natürliche Folge, daß sie sich fest einbildeten, sie könnten durch Umgang mit andern Nationen nur verlieren, aber durchaus nichts gewinnen. Heut zu Tage scheint jedoch in ihrer Denkungsart eine wichtige Revolution vorzugehen, und die kommende Generation wird sich wahrscheinlich vor der gegenwärtigen auf das vortheilhafteste auszeichnen. Die jungen Spanier fangen schon wirklich an, das Mangelhafte ihrer Erziehung selbst einzusehen, und suchen daher mit dem größten Eifer durch die Werke fremder Nationen das Fehlende zu ersetzen. Die meisten jungen Leute lernen, bloß mit Hülfe der Wörterbücher, die französische und englische Sprache, und geben sich alle ersinnliche Mühe, um sie auch sprechen, oder doch wenigstens geläufig verstehen zu lernen. Sie halten nicht mehr, wie ehemals, die Geographie und die Geschichte für überflüßige Wissenschaften, und sehen auch immer mehr ein, daß die Theorie des Handels mehr Achtung verdient, als ihr bisher von ihrer Nation zu Theil geworden ist. Nur die unbegreifliche Rangsucht ist bei ihnen noch immer die nämliche; ohne Zweifel wird sie jedoch in der Folge ebenfalls vor dem Lichte der Vernunft verschwinden müssen.

Die spanische Nationaltracht wird täglich mehr von der französischen Kleidungsart verdrängt. Der Degen, dieser unzertrennliche Gefährte eines jeden Spaniers, von dem Augenblick an, wo er die Arme seiner Amme verläßt, bis auf sein Sterbebett, kommt jetzt nur noch bei besonders wichtigen Gelegenheiten zum Vorschein; die Abneigung dagegen wird täglich größer, und wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo man in den Straßen der spanischen Städte eben so wenige Degen sehen wird, als bei uns Zipfel- und Allonge-Perrücken. Runde Hüthe, abgeschnittene ungepuderte Haare, lange Beinkleider, die bis an den Magen heraufgehen, und

kurze, zugespitzte Röckchen — darin besteht heut zu Tage der Anzug der jungen Spanier, die durch Reichthum oder Geburt das Recht besitzen, den Ton anzugeben.

Unter allen Nationalgebräuchen der Spanier scheint der der Sieste am tiefsten bei ihnen eingewurzelt zu seyn. Alles in den spanischen Colonieen, was nur eine menschliche Gestalt hat, opfert, nach einer reichlichen oder frugalen Mahlzeit, zwei bis drei Stunden dem Schlafe auf. Man entzieht sich diesen Genuß wegen keiner andern Ursachen, als wegen deren wir übrigen uns allenfalls auch den Schlaf in der Nacht versagen würden. Die allerarbeitsamsten Menschen suchen ihre Zeit so einzutheilen, daß ihrer Sieste nichts entzogen wird, und man sollte fast glauben, daß diese Gewohnheit ihren Grund in dem Klima und in der physischen Beschaffenheit des Landes habe, weil alle Europäer, die dahin kommen, sie gemeiniglich schon im ersten Jahre ebenfalls annehmen.

Der moralische Charakter eines Volkes kann vorzüglich auch aus seinen Begriffen vom Ehestand und aus der Art, wie es denselben behandelt, erkannt werden. Ich muß daher diesem Gegenstande hier ebenfalls noch eine kurze Untersuchung widmen.

Die Spanier werden schon durch ihre Religion, durch die öffentliche Meinung und durch den Nationalgeschmack zum Ehestande aufgefordert; überdies ist derselbe auch bei ihnen mit mancherlei, zum Theil sehr wichtigen Vorrechten verbunden. Die geringste rechtliche Anzeige ist schon hinreichend, daß ein Hagestolz wegen einer Übelthat verurtheilt werde, da hingegen die allerklärsten und überzeugendsten Beweise gegen einen verheiratheten Mann kaum hinreichend sind, wenn anders nicht die Klage von seiner Frau selbst eingereicht wird. In allen spanischen Ländern werden die Mannspersonen mit dem vierzehnten Jahre nach

den Gesetzen mannbar, und die Mädchen mit dem zwölften; dies ist auch beinahe allgemein das Alter, wo die Spanier anfangen, an das Heirathen zu denken. Ein junger Mann, der, ohne für die Kirche bestimmt zu seyn, im zwanzigsten Jahre noch nicht verheirathet ist, fängt schon an unter die Hagestolzen gezählt zu werden, und man findet äußerst häufig Eheleute, deren gemeinschaftliches Alter zusammen genommen nicht über dreißig Jahre beträgt. Sobald die Natur in ihnen spricht, so sucht man dieselbe durch eine gesetzmäßige Verbindung zu befriedigen, und man glaubt nicht eher ein Mann zu seyn, als wenn man verheirathet ist. Den gegenseitigen Charakter giebt man sich vor der Verheirathung selten die Mühe kennen zu lernen; man verbindet sich mit einander auf das ganze Leben, als wenn es nur auf einen einzigen Tag geschähe. Dieser Leichtsinn hat jedoch größtentheils seinen Grund in den Gesetzen selbst, denn diese gestehen bei einer so wichtigen Handlung, wovon das Glück oder das Unglück des ganzen übrigen Lebens abhängt, den Eltern zu wenig wirksame Gewalt über den Willen ihrer Kinder zu. Bei allen gesitteten Völkern haben die Eltern eine absolute Gewalt über ihre Kinder bis in ein gewisses durch die Gesetze bestimmtes Alter. In England ist dieses Alter für beide Geschlechter auf 21 Jahre bestimmt, in Frankreich, nach den neuesten Gesetzen, für die Mannspersonen auf 21 und für die Mädchen auf 25 Jahre; in Deutschland aber ist es nach den verschiedenen Provinzen verschieden. So lange nun die Kinder minderjährig sind, so bleiben sie in einer gänzlichen Abhängigkeit von ihren Eltern; während dieser Zeit haben sie durchaus keinen eigenen Willen, und jede Verbindlichkeit, die sie auf sich nehmen, ist null und nichtig. Die Absicht, die der Gesetzgeber hierbei hatte, ist äußerst weise und gut, denn

er wollte die unerfahrne Jugend vor den verderblichen Folgen der erwachenden Leidenschaften schützen. Die spanischen Gesetze sind vielleicht die einzigen in der Welt, die den Eltern diese Vorsorge für ihre Kinder nicht zugestehen. Sie nehmen vielmehr an, daß mit der Epoche ihrer Mannbarkeit auch ihre Vernunft schon vollkommen entwickelt sey; sie setzen zwar ebenfalls die Volljährigkeit der Kinder auf 25 Jahre fest, und bestimmen auch sogar, daß bis zu dieser Epoche die Einwilligung der Eltern zu einer giltigen Heirath der Kinder schlechterdings nöthig sey; allein durch Mißbräuche in der Anwendung der Gesetze wird diese Verfügung durchaus wieder zernichtet. Wenn ein Mädchen von zwölf Jahren und ein junges Pürschgen von funfzehn auf den Einfall gerathen, einander zu heirathen, so erzeigen sie zwar ihren Eltern die schuldige Ehre, sie um ihre Einwilligung anzusprechen; erfolgt aber diese nicht, weil entweder die Aufführung oder die Erziehung eines der beiden Theile oder sonst irgend ein Grund einen unglücklichen Erfolg der Ehe voraussehen lassen, so wird durch diese Weigerung der Eltern nichts weiter bewirkt, als daß zwischen ihnen und ihren Kindern ein empörender Prozeß entsteht. Die Gerichte nehmen die Klage der Kinder sogleich an, und befehlen vor allen Dingen, daß das Mädchen aus dem väterlichen Hause weggenommen und in ein anderes gebracht werde. Hierauf müssen die Eltern diesen ungehorsamen Kindern so viel Geld liefern, als dieselben nicht nur zu ihrem Lebensunterhalt, sondern sogar auch zur Bestreitung der Prozeßkosten nöthig haben. Als Grund ihrer verweigerten Einwilligung können sie überdies nichts anführen als den geringern Stand des jungen Mannes oder des Mädchens, denn nur dieser allein hat vor den Gerichten gültige Kraft. Da nun dieser Grund ausführlich entwickelt und bewiesen wer=

den muß, so müssen daraus bei einem Volke, dem nichts über die Vorzüge seiner Geburt geht, nothwendigerweise die verderblichsten Prozesse und die unversöhnlichsten Feindschaften zwischen den Familien entstehen. Wenn hingegen die Gleichheit des Standes nicht angefochten wird oder nicht erwiesen werden kann, so lassen sich die Gerichte durch keinen andern denkbaren Grund abhalten, die wirkliche Vollziehung der Heirath anzubefehlen.

Dergleichen ungehorsame Kinder haben auch noch ein anderes weit einfacheres Mittel, der väterlichen Gewalt zu trotzen und ihrer Neigung zu folgen. Um eine Ehe vollkommen gültig zu machen, ist es nämlich hinreichend, daß die beiden jungen Leute vor dem Pfarrer ihrer Kirche laut und bestimmt erklären: daß sie als Mann und Frau mit einander leben wollen; wenn nun gleich kein Aufgebot vorhergegangen ist und die Einwilligung der Eltern gänzlich fehlt, so wird dennoch hierdurch das Sakrament der Ehe schon hinlänglich vollzogen. Wenn daher Kinder die Einwilligung der Eltern in eine thörichte und nachtheilige Heirath nicht erlangen können, oder wenn sie auch oft nur voraus vermuthen, daß sie dieselbe nicht erlangen werden, so treten sie auf der offenen Straße oder in dem ersten, dem besten Privathause, oder wo sie ihn sonst antreffen, vor den Pfarrer hin und erklären ihm ihre Absicht. So lächerlich nun auch diese Zeremonie ist, so hat sie doch nichts desto weniger die Kraft, daß dadurch die zwei Personen durch unauflößliche Bande auf ewig mit einander vereinigt werden.

Zu meinem wahren Vergnügen muß ich jedoch hier noch beifügen, daß seit meiner Rückkehr nach Europa diese schrecklichen Mißbräuche durch ein besonderes Königliches Edikt aufgehoben worden sind. In demselben ist nämlich verordnet worden, daß in Zukunft

keine

keine Mannsperson unter dem Alter von 25, und keine Frauensperson unter dem von 23 Jahren ohne ausdrückliche Einwilligung der Eltern, die auch nicht gehalten werden sollen, den Grund ihrer Weigerung anzugeben, sich verheirathen dürfen, und daß alle Geistlichen, die eine Trauung ohne diese Formalität verrichten, des Landes verwiesen und ihre Güter konfiscirt werden sollen. Aus dieser Verordnung sieht man offenbar, daß auch in diesem Lande die Fackel der Vernunft nach und nach anfängt, die Finsterniß der Vorurtheile zu vertreiben.

Der Mangel an Eintracht, den man unter dem größten Theil der spanischen Eheleute bemerkt, rührt ohne Zweifel von dem verderblichen Gebrauch her, daß sie sich so äußerst jung verheirathen. Eine andere Ursache davon liegt in der ungerechten Begünstigung, welche die Frauen zum Nachtheil ihrer Männer durch die spanischen Gesetze zu genießen haben. Es giebt kein unglücklicheres Geschöpf auf der Welt, als ein Spanier, dessen Frau entweder eifersüchtig, oder ausschweifend, oder zänkisch ist. Ist sie eifersüchtig, so findet sie bei den Geistlichen, so wie bei den Gerichten, volles Gehör und man glaubt ihr alles, was sie gegen ihren Mann vorbringt. Wenn sie ihn beschuldigt, daß er ihr untreu ist und sein Geld mit Buhlerinnen verschwendet, so braucht sie ihre Aussage ganz und gar nicht zu beweisen, sondern man glaubt ihr auf ihr bloßes Wort und der Mann kommt, je nachdem er von höherem oder geringerem Stande ist, entweder mit einem öffentlichen Verweis davon, oder er wird ins Gefängniß geworfen, und muß so lange in demselben aushalten, bis seine Frau selbst wieder um seine Befreiung ansucht. — Beklagt sich hingegen ein Mann über die schlechte Aufführung seiner Frau, so braucht sich diese nur über eine solche Beschuldigung, wodurch ihre Ehre gekränkt wird, tief beleidigt zu stellen, so wird der arme Mann nicht nur sogleich zur

Ruhe und zu einem anständigen Betragen für die Zukunft verwiesen, sondern er hat sogar von Glück zu sagen, wenn ihm nicht selbst die Strafe zu Theil wird, die er seiner Frau zugedacht hatte. — In keinem Lande in der Welt sind die Ehemänner mehr der Willkühr ihrer Weiber unterworfen als in diesem. Kein verheiratheter Spanier darf irgend eine Reise machen, ohne die ausdrückliche Erlaubniß seiner Frau zu haben; kommt er nicht zu der von der Frau ihm vorgeschriebenen Zeit wieder zurück, so wird er, auf die erste Anzeige von Seiten der letzteren, durch die Obrigkeit bei schwerer Strafe zurück gerufen, und nun muß er unverzüglich gehorchen, wäre er auch in Chili oder in Californien, und mögen seine dasigen Geschäfte schon vollständig abgethan seyn oder nicht!

Ohngeachtet sich aber die Kinder so häufig gegen den Willen ihrer Eltern auflehnen, so sollte man doch dem äußern Anschein nach glauben, daß die kindliche Ehrfurcht gegen die Eltern in keinem Lande in der Welt pünktlicher und strenger beobachtet werde als in diesem. Jeden Morgen beim Aufstehen, so wie des Abends beim Schlafengehen, müssen alle spanischen Kinder, sowohl der Reichen wie der Armen, der Weißen wie der Schwarzen, der Freien wie der Sklaven, ihren Vater und ihre Mutter knieend um ihren Segen bitten, und ihnen alsdann, ehe sie sich wieder aufrichten, die Hand küssen. Die nämliche Zeremonie hat auch den Tag über statt, so oft der Vater, die Mutter, der Onkel, die Tante oder die Kinder nach Hause kommen, und die letzteren werden hiervon in keinem Alter befreit. Auch bedient man sich, wenn man vom Vater oder der Mutter spricht, einer Redensart, die den höchsten Grad von Abhängigkeit ausdrückt. Dies ist nämlich das Beiwort: su merced, Ew. Gnaden, das außerdem nur von den Sklaven gegen ihre Herren, oder von den Freigelassenen gegen die Weißen von vornehmen Stande gebraucht wird. Allein diese Ehren-

bezeigungen sind bloß allein äußere Gebräuche, bei denen man durchaus nichts denkt und nichts empfindet; sie gehören zu dem angenommenen Zeremoniel, oder zu den Regeln der Etikette, die bei den Spaniern äußerst zahlreich sind, und worunter sich einige so sonderbare und merkwürdige befinden, daß ich mich einige Augenblicke dabei aufhalten muß.

Die Spanier haben noch die nämliche Achtung vor dem steifen abgemessenen Zeremoniel, als es bei uns vor ohngefähr hundert Jahren der Fall gewesen ist. Wer die Vorschriften desselben nicht beobachtet, wird für einen groben Menschen ohne alle Erziehung gehalten, und doch sind diese Vorschriften so äußerst zahlreich, daß man gar füglich eine oder die andere davon vergessen kann. Wehe aber dem, der sich einen solchen Gedächtnißfehler zu Schulden kommen läßt, denn über diesen Artikel darf er nicht hoffen, jemals Verzeihung zu erhalten.

Die Fremden, die in einer Stadt ankommen, oder die Einwohner, die nach einer langen Abwesenheit wieder zurückkehren, erwarten von ihren Bekannten, daß sie zuerst einen Besuch bei ihnen abstatten, sie selbst aber besuchen nur diejenigen wieder, die vorher bei ihnen gewesen sind. Diese Besuche werden entweder persönlich oder durch ein Billet oder auch durch eine bloße Meldung abgethan. Die Ankunft eines Fremden oder die Rückkehr eines Abwesenden nicht erfahren zu haben, ist ein Verbrechen der beleidigten Etikette, durch welches zwischen demjenigen, der den Besuch abstatten und dem, so ihn empfangen sollte, eine solche Kälte und Entfernung verursacht wird, daß sie einer wirklichen Feindschaft nicht unähnlich sieht.

Verändert man seine Wohnung, so muß man alle Nachbarn des Hauses, das man verläßt, so wie die Nachbarn von demjenigen, in welches man einzieht, davon benachrichtigen. Dies geschieht gewöhnlich bei den ersteren durch ein Billet, worin man sie versichert,

daß man es äußerst bedaure, sich aus einem Hause, daß durch ihre Nachbarschaft so viel Annehmlichkeit bekommen habe, entfernen zu müssen, und sie zugleich auch benachrichtigt, daß man seine Wohnung in das oder jenes Haus verlege, wo man jederzeit bereit seyn werde, ihre Befehle zu vollziehen; den letzteren aber giebt man sein Vergnügen zu erkennen, daß man zu so angesehenen Nachbarn zu wohnen komme, und bietet ihnen seine Dienste an. Hierauf muß nun jeder Nachbar entweder schriftlich auf eine der Sache angemessene Art antworten, oder in Person einen Besuch abstatten; wird eines oder das andere hiervon unterlassen, so bleiben sich die Familien nicht nur fremd, sondern es entsteht sogar eine entschiedene Feindschaft unter ihnen.

Wenn man sich verheirathet, so muß man alle seine Freunde und Bekannten davon benachrichtigen; das nämliche geschieht auch wenn ein Kind gebohren wird, und alle diese Höflichkeiten, die gewöhnlich schriftlich geschehen, müssen durch persönliche Besuche erwiedert werden. Besonders aber erwartet jeder einigermaßen vornehme Spanier, an seinem Namenstage einen Besuch von allen seinen Nachbarn, von seinen sämmtlichen Bekannten, und besonders von allen seinen Dienstuntergebenen. Es strömen alsdann so viele Leute in dem Hause zusammen, wie bei uns ehemals am Neujahrstage zu geschehen pflegte. Diese Art von Besuchen wird jedoch nicht eher erwiedert, als an dem Namenstage der Besuchenden. Werden sie aber alsdann verabsäumt, oder wird ein unbekannter Heiliger, dem vielleicht nicht einmal ein Platz in dem Kalender zu Theil geworden ist, vergessen, so entsteht eine Feindschaft daraus, die oft die größten Folgen nach sich zieht.

Es ist ein Beweis von guter Erziehung, wenn man beim Eintritt in ein Haus ein starkes Geräusch macht, um dadurch von seiner Ankunft zu benachrich-

tigen; ginge jemand ruhig und in der Stille hinein, so würde man von ihm vermuthen, daß er die Bewohner entweder überraschen oder behorchen wollen, und es würde ihm äußerst übel genommen werden.

Die Frauenspersonen stehen niemals von ihrem Sitze auf, um einen Besuch zu empfangen; jeder Besuchende, der sich bei diesen anmelden läßt, von welchem Stande oder Geschlecht er auch sey, und so eng er mit ihnen durch Freundschaft oder Verwandtschaft verbunden sey, muß so lange im Vorzimmer warten, bis die Dame sich auf ihrem Sopha zurecht gesetzt hat und in einer zum Empfang von Besuchen ihrem Geschlecht geziemenden Verfassung zu seyn glaubt. Sie selbst besuchen einander gegenseitig niemals, ohne sich vorher förmlich bei einander anmelden zu lassen, und diese Besuche haben immer des Nachmittags von fünf bis um acht Uhr statt. Selten gehen die Männer gemeinschaftlich mit ihren Frauen irgend wohin, und die letzteren werden gewöhnlich nur von zwei oder drei Mägden begleitet.

Nach den Regeln der Höflichkeit muß man einer Person, mit der man spricht, alles anbieten, wovon mit ihr die Rede ist. Sagt man daher zu einem Spanier, er habe eine schöne Uhr, einen schönen Ring, einen schönen Stock, einen schönen Degen, ein schönes Kleid u. s. w., so giebt er sogleich zur Antwort: zu ihrem Befehl; und macht dabei eine Bewegung, als wenn er einem die Sache überlassen wollte. Das nämliche ist auch der Fall, wenn von seinem Hause, seinen Kindern, seiner Frau ꝛc. die Rede ist; dies alles gehört, sagt der Spanier, der Person zu, mit der man spricht. Die Kleidung, die man nach der Etikette an großen Festtagen, so wie bei allen den angeführten Zeremonien-Besuchen anziehen muß, besteht in Rock und Hosen von Taffet, Atlas oder Sammet, niemals aber von Tuch, außer nur wenn man Trauer hat, oder wenn sich eine reiche

Stickerei darauf befindet. Die Weste muß von Gold- oder Silberstoff, oder doch wenigstens reich gestickt seyn. Dieser Anzug würde jedoch noch immer für sehr armselig gehalten werden, wenn nicht noch ein Degen mit einem massiven silbernen, oder wenn die Person einigermaßen reich ist, mit einem goldenen Griff, dabei wäre.

Auch der Regierung sind mehrere Handlungen des bloßen Zeremoniels auf das genaueste vorgeschrieben; die merkwürdigsten darunter sind die Geburts- und Namenstage des Königs, der Königin und des Prinzen von Asturien, welche sämmtlich die Namen dias de besamenos, Tage des Handkusses, führen. Alle Militärpersonen, so wie die sämmtlichen Mitglieder der Audienzia, begeben sich an denselben zum Generalkapitän, und alsdann, mit diesem an ihrer Spitze, in die Kirche. Hier wohnen sie einer feierlichen Messe und einem Tedeum bei, während dessen von den Truppen eine dreifache Salve gegeben wird. Hierauf kehrt man in der nämlichen Ordnung wieder in den Pallast des Gouverneurs zurück, und nunmehr finden sich auch alle geistliche und weltliche Corporationen daselbst ein, um den Generalkapitän, als Repräsentanten des Königs, das Kompliment zu machen. Es entstand einmal ein großer Streit darüber, ob auch der Bischoff gehalten wäre, diesen Besuch abzustatten, und der König hat denselben bejahend entschieden; um jedoch das Harte, was für die Geistlichkeit in dieser Entscheidung liegen konnte, zu mildern, so wurde zugleich verordnet, daß, sobald der Prälat diese Schuldigkeit würde beobachtet haben, der Generalkapitän auch sogleich mit seinem ganzen Gefolge den Bischoff, als Fürsten der Kirche, besuchen sollte; dies wird auch bis auf den heutigen Tag auf das allerpünktlichste beobachtet, denn die Spanier verstehen über alles, was zur Etikette gehört, keinen Spaß.

Hierbei kann man den Gedanken nicht unterdrü-

cken, daß es in einem Lande, wo die Komplimente eine so große Rolle spielen, sehr an Offenherzigkeit fehlen muß; denn Menschen, die sich nicht anders sehen, als aus Pflicht und niemals aus Freundschaft, können ohnmöglich gegenseitig eine wohlwollende Zuneigung zu einander haben. Ein jeder von ihnen lebt allein und abgesondert, und steht mit allen seinen Nebenmenschen nur in politischen, aber keinesweges in herzlichen Verhältnissen. Wahrscheinlich liegt auch hierin ganz allein der Grund, warum die Spanier so geneigt zu Angebereien sind. Nur allein die gerichtliche Anzeige des Schleichhandels macht hiervon eine Ausnahme, und wird durch die öffentliche Meinung gemißbilligt; alle übrigen aber, von welcher Art sie auch seyn mögen, werden für vollkommen gleichgültig, und einige darunter sogar für verdienstlich gehalten.

Niemals kommen bei den Spaniern in Amerika die jungen Mädchen so wie bei uns zusammen, um sich durch unschuldige Spiele untereinander zu belustigen, und niemals werden für die jungen Leute Bälle veranstaltet; daher können auch niemals Freundschaften unter ihnen gestiftet werden, die das ganze Leben hindurch dauern, und zum Glück des Menschen so wesentlich beitragen. Aus diesem Mangel an allen Arten von freundschaftlichen Verhältnissen, entsteht aber ein geheimer Neid, der durch jedes Glück, das einem andern widerfährt, aufgeregt, aber unter einer täuschenden Maske sorgfältig verborgen wird. Hieraus kann man sich erklären, warum die Spanier so außerordentlich empfindlich sind. Durch ein unüberlegtes Wort, durch einen zweideutigen Ausdruck über das Alter der Familien, über ihren Adel und ihre Titel, werden sie aufs äußerste aufgebracht und fassen sogleich den Vorsatz, sich auf das empfindlichste zu rächen, denn sie verzeihen weit leichter einen Scherz, der sie selbst, als der einen von ihren Vorfahren betrifft. Sobald sie sich aber für beleidigt halten, so machen sie sogleich

die Sache vor Gericht anhängig; durch Zweikämpfe werden bei den Spaniern, was übrigens äußerst löblich ist, keine Streitigkeiten ausgeglichen; dafür hat aber auch bei ihnen niemals eine offenherzige Versöhnung, ein aufrichtiges Vergessen der Beleidigungen statt. Wenn einmal ein Spanier seinen Haß auf jemand geworfen hat, so ist es für die ganze Dauer seines Lebens, und dieser Haß geht sogar, je nachdem die Veranlassung dazu mehr oder weniger wichtig war, auf die folgenden Generationen über. Durch die Rache, die man zu nehmen sucht, wird jedoch niemals Blut vergossen, sondern man sucht gegenseitig alle Subtilitäten der Schikane hervor, häuft Schriften auf Schriften, und verwirrt die Prozesse auf eine solche Art, daß sie ewig dauern und beiden Theilen unermeßliche Summen kosten. Es giebt wenige nur einigermaßen angesehene spanische Familien, die nicht einen oder auch mehrere, bloß durch die beleidigte Eigenliebe veranlaßte, Prozesse hätte. Die amerikanischen Spanier scheinen beständig auf der Lauer zu stehen, um eine Gelegenheit zu einem Prozeß aufzufinden, und diese Leidenschaft, durch die sie sich im strengen Verstande zu Grunde richten, ist Ursache, daß sich eine unendliche Menge von Advokaten bei ihnen befindet, welche desto berühmter sind, je mehr sie das Talent besitzen, immer neue Prozesse aus den Prozessen selbst entstehen zu machen. Es existirt kein Land in der Welt, worin es mehr Prozesse giebt, als in dem spanischen Amerika, und hier zeichnet sich wieder vorzüglich die Insel Cuba aus. Sollte man es für möglich halten, daß es in der einzigen Stadt Havana, wo doch nicht einmal ein Appellationsgericht ist, im Jahr 1792 zwei und siebenzig Advokaten lebten, außer denen, die sich noch in den übrigen Städten der Insel befanden? Die ganze Bevölkerung der Insel belief sich damals nur auf 254,000 Seelen, und der Betrag der Ausfuhr machte eine Summe von fünf Millionen Piastern aus;

dahingegen in St. Domingo, dessen Volksmenge sich auf 660,000 Menschen belief, und das jährlich für 27 Millionen Produkte ausführte, bei beiden dasigen Gerichtshöfen und auf der ganzen übrigen Insel zusammen genommen, nicht mehr als 36 Advokaten befindlich waren. Daher kommt es auch, daß der genauesten Berechnung nach, die Prozeßkosten aller Art, die jährlich bloß allein bei der Audienzia zu Caracas verursacht werden, die unermeßliche Summe von 1500,000 Piaster betragen sollen. Diese außerordentliche Prozeßsucht ist aber um so viel unbegreiflicher, da die in Amerika wohnenden Spanier, sowohl Creolen als Europäer, den Charakter, der dazu erforderlich zu seyn scheint, ganz und gar nicht besitzen. Sie sind nichts weniger als hitzig und aufbrausend, sondern vielmehr sehr sanft und in einem außerordentlichen Grade höflich; in ihren Unternehmungen gehen sie keinesweges mit Kühnheit zu Werke, sondern vielmehr mit einer gewissen Furchtsamkeit, die sie Klugheit nennen. Eine Folge hiervon ist, daß sie äußerst selten ein schnelles Glück machen, aber sich auch eben so selten plötzlich zu Grunde richten.

Dieses ruhige, bedächtliche Benehmen, ist der Regierung und dem Mutterlande der sicherste Bürge für die Dauer ihrer Oberherrschaft; denn Menschen, die bei allen ihren Handlungen mit Überlegung zu Werke gehen, lassen sich nur außerordentlich selten dazu verleiten, daß sie sich gegen eine Regierung, die sie von Jugend auf gewohnt waren für einen Gegenstand der höchsten Verehrung halten, aufzulehnen und sich ihrer Herrschaft zu entreißen suchen sollten. Demohngeachtet hatte doch im Jahr 1797 der Fall statt, daß die spanische Oberherrschaft in Westindien durch eine Empörung in der Provinz Venezuela gänzlich umgestoßen zu werden Gefahr lief. Da nun in neuern Zeiten, durch die Expedition von Miranda, Europa abermals auf diese Länder aufmerksam gemacht wird, so ist es an

seinem Platze einige Nachrichten von dieser frühern Verschwörung kürzlich hier mitzutheilen.

Die erste Veranlassung zu derselben gaben ohne Zweifel die Grundsätze der französischen Revolution, die so einfach und natürlich waren, daß sie in allen vier Welttheilen Bewunderer und Anhänger fanden, und die auch wirklich eine so schöne moralische Tendenz zu haben schienen, daß ohne die traurige Erfahrung, die man in der Folge davon machte, die Weisheit selbst nichts daran zu tadeln finden konnte. Natürlicherweise mußten daher auch in Terrafirma manche Köpfe dadurch entflammt werden, und der damalige Zeitpunkt schien um so günstiger zu seyn, diese Grundsätze auszuführen, weil Spanien durch den vorhergegangenen Krieg mit Frankreich erschöpft worden war, und durch den damaligen mit England noch mehr zu Grunde gerichtet wurde, und da es seine eigenen von den feindlichen Flotten bedrohten Küsten nicht entblößen und seine Macht zur Vertheidigung seiner angegriffenen Gerechtsame nach Amerika abschicken konnte. Es war im Gegentheil wahrscheinlich, daß England, nach seiner neuern aber höchst tadelnswerthen Politik, einen Aufstand in Terrafirma auf alle mögliche Art begünstigen und unterstützen würde.

Dies war die Lage der Dinge, als drey Staats-Gefangene, die wegen revolutionnärer Verbrechen in Spanien verurtheilt worden waren, daß sie für den Rest ihres Lebens in die Casematten von Goayre eingesperrt werden sollten, an dem Ort ihrer Bestimmung anlangten. Diese Männer besaßen sämmtlich in einem hohen Grade das Talent der Beredsamkeit; sie gaben sich für Schlachtopfer des Despotismus, für Märtyrer der Freyheit aus, und dies wiederholten sie so oft und so nachdrücklich, daß man es ihnen endlich glaubte und an ihrem Schicksale Antheil nahm. Offiziere und Soldaten suchten ihnen dasselbe zu erleichtern; sie erhielten sogar häufig die Erlaubniß aus ih-

ren Casematten heraus zu gehen, und sich mit den zahlreich versammelten Einwohnern zu unterhalten. Da sie nun bald bemerkten, wie sehr ihre Grundsätze überall Eingang fanden, so entwarfen sie den Plan, dieselben in der Provinz Venezuela zu realisiren, denn sie konnten sich wenigstens für ihre eigenen Personen von der gegen sie erkannten Strafe dadurch zu befreyen hoffen. Anfänglich wurde nur eine sehr geringe Anzahl von Personen in das Geheimniß eingeweiht; da man jedoch überall die Stimmung so äußerst günstig fand, so wurden nach und nach Menschen aus allen Ständen und Klassen in die Verschwörung hineingezogen.

Dieser erste Enthusiasmus griff jedoch nicht so um sich und verbreitete sich nicht in dem Grade, wie es die Staats-Gefangenen anfangs gehofft hatten; sie sahen vielmehr bald ein, daß es nichts leichtes wäre, die kalten phlegmatischen Einwohner von Venezuela in Flammen zu setzen und suchten daher bloß Vortheile für sich selbst heraus zu ziehen und ihre Flucht zu befördern. Da sie überdies voraus sahen, daß auch bei vielen von ihren Anhängern der anfängliche Enthusiasmus bald völlig erkalten und folglich ihr ganzer Anschlag in kurzer Zeit verrathen werden würde, so gaben sie vor, daß sie schlechterdings den Engländern auf den benachbarten Inseln ihren Plan selbst vorlegen, und sie um ihre Hülfe und ihren Beystand bitten müßten. Wirklich brachten sie es auch dahin, daß man ihnen die Gelegenheit verschafte heimlich zu entfliehen, und man wird wohl ohne meine Versicherung glauben, daß sie nie mehr zurück gekommen sind.

Als das Geheimniß endlich wirklich verrathen wurde, so ließ sogleich die Regierung, sowohl zu Goayre als zu Caracas, alle Personen, die der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigt wurden, an einem und dem nämlichen Tage gefangen nehmen. Aus den angestellten Verhören ergab sich, daß man

keine andere Absicht gehabt hatte, als die Regierung über den Haufen zu werfen, das Land für unabhängig zu erklären und ihm eine völlig republikanische Verfassung zu geben. Wäre aber dieser Plan wirklich ausgeführt worden, so würde allen diesen Provinzen das nämliche schreckliche Schicksal zu Theil geworden seyn, wodurch St. Domingo auf eine so unheilbare Art zu Grunde gerichtet worden ist. Das Verbrechen war so groß, daß das Schwerd der Gerechtigkeit ohne Unterschied alle diejenigen treffen mußte, welche Antheil an demselben genommen hatten. Sieben Verbrecher wurden zu Caracas öffentlich hingerichtet, sechs und dreißig zu den Galeeren verurtheilt und zwei und dreißig, welche man weniger schuldig fand, nach Spanien geschickt, um von dem Könige selbst ihr Urtheil zu empfangen. Hier wurden dieselben im Jahre 1802 völlig begnadigt, jedoch unter der Bedingung, daß sie in Europa bleiben und nie mehr nach Amerika zurückkehren sollten.

Dieser ganze Plan, der für die spanischen Besitzungen so äußerst verderblich hätte werden können, war so klug angelegt gewesen, indem man nicht nur aus den verschiedenen Truppenkorps, sondern auch aus allen Departementen der Staatsverfassung, aus den Handwerkern und Bürgern und sogar auch aus der Geistlichkeit, Theilnehmer an der Verschwörung geworben hatte, daß bei dem Ausbruch derselben Spanien in keiner Klasse von Einwohnern Vertheidiger gefunden hätte. In kurzer Zeit wird es sich nun zeigen, ob damals dieser Empörungsgeist mit der Wurzel ausgerottet worden, oder ob noch ein krebsartiger Keim davon zurückgeblieben ist? Miranda's berühmte Expedition, die so kräftig von den Engländern unterstützt zu werden scheint, muß über das Schicksal dieser spanischen Besitzungen auf eine oder die andere Art bestimmt entscheiden.

Eine sehr zahlreiche Klasse der Einwohner in die-

sem Lande machen die Sclaven aus. Man schaudert schon bei dem Namen dieser Unglücklichen, die von dem Schicksal dazu verdammt sind, daß sie keinen andern Willen haben dürfen, als den ihrer Herren, daß sie im Schweiß ihres Angesichtes arbeiten müssen, ohne die Vortheile davon einzuerndten, und daß sie in dem gesellschaftlichen Leben weder die geringste Achtung genießen, noch auch gegen die Mißhandlungen ihrer Herren, deren völliges Eigenthum sie sind, den mindesten Schutz finden können. Dieses schreckliche Uebel ist jedoch nur eine traurige Folge von dem Verderben, das in frühern Zeiten Amerika betroffen hat. Als die europäischen Mächte dieses unermeßliche Continent in Besitz nahmen, so wurden die ursprünglichen Einwohner desselben nach und nach immer mehr ausgerottet, und die geringe Anzahl derselben, die dem Schwerd der Eroberer entronnen und heutzutage noch übrig ist, scheint zur Belohnung für das von ihren Vorfahren vergossene Blut das Vorrecht erlangt zu haben, ihr Leben in dem vollkommensten Müßiggang zubringen zu dürfen. Das nämliche Mutterland, das diesen Provinzen die Hände zur Bearbeitung ihres Bodens entzog, hätte ihnen von Rechtswegen auch wieder andere dazu liefern sollen; allein die Volksmenge in Spanien selbst war nicht beträchtlich genug, um diese Besitzungen jenseits des Meeres bevölkern zu können, und das Klima in der heißen Zone war auch so beschaffen, daß man die Europäer, die man nach Amerika verpflanzte, der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzte. Noch schwankte daher der spanische Hof zwischen der Nothwendigkeit, die Indianer selbst zur Sklaverei zu verurtheilen, um den Boden durch sie bestellen zu lassen, und zwischen der gänzlichen Entsagung aller der unermeßlichen Reichthümer, die man von der Fruchtbarkeit dieser Provinzen erwarten konnte, als Bartholomäus de las Casas sich der Indianer im Jahre 1517 beim Kaiser Carl V. annahm. Dieser Mönch,

der in der Folge Bischof von Chiapa und sehr mit Unrecht berühmt wurde, zog aus den allgemeinen Grundsätzen, auf denen die natürliche Freiheit des Menschen beruht, die sonderbare Folge, daß die Sclaverei der Indianer ein schreckliches Verbrechen, die der Afrikaner hingegen eine absolute Nothwendigkeit sey. Er verlangte mit dem Enthusiasmus der Menschenliebe die Freiheit der erstern und mit der Gefühllosigkeit der Tyranney die Sclaverei der letztern. Auf seinen Rath wurden wirklich 4000 von diesen Unglücklichen auf der Küste von Afrika eingekauft und nach den großen Inseln St. Domingo, Cuba, Jamaica und Porto-Ricco gebracht. Dies ist der Ursprung von der Sclaverei der Neger in Amerika, denn diesem ersten Beispiele folgten bald alle europäischen Staaten nach, welche Colonien daselbst besaßen und sich in der Unmöglichkeit befanden, den Boden derselben durch Europäer bestellen zu lassen.

Die Spanier haben jedoch den Neger-Handel niemals unmittelbar getrieben, und auch niemals Niederlassungen auf der Küste von Afrika errichtet. Sie finden, daß dieser Handel allzusehr den Grundsätzen der Religion zuwiderläuft; ihr Gewissen bringen sie aber auf eine sehr feine Art zum Schweigen, indem sie es für ganz natürlich halten, diejenigen Neger zu kaufen, die ihnen von andern zugeführt werden. Die Regierung schließt daher von Zeit zu Zeit einen Handel mit fremden Kaufleuten ab, nach welchem in diesen oder jenen Theil ihrer Besitzungen eine gewisse Anzahl von Negern eingeführt werden darf. Außerdem war es sonst auch den Spaniern frei gestellt, in den fremden Colonieen Neger einzukaufen, und sie wurden sogar auf alle mögliche Art dazu aufgemuntert, damit dem Lande Arbeiter verschafft würden; allein seit dem schrecklichen Umsturz von St. Domingo, dessen verderbliche Grundsätze sich auch mehr oder weniger über alle andere Colonieen ausgebreitet haben, hat die Regie-

rung diesen Einkauf von Negern in fremden Colonieen auf das strengste verboten. Sie will lieber den Vortheilen, die für den Landbau daraus entstehen können, entsagen, als sich der Gefahr aussetzen, daß das Gift dieser verderblichen Grundsätze, das in den französischen Colonieen so schreckliche Verheerungen angerichtet hat, auch in ihre Besitzungen eingeführt werde. Es sind daher seitdem schon mehrere Schiffe auf denen man aus den verschiedenen französischen Colonieen eine große Anzahl von Negern von jedem Alter und Geschlecht, in Terrafirma einführen wollte, beharrlich abgewiesen und wieder zurück geschickt worden. Dieses System ist zwar nicht geeignet dem Ackerbau Leben und Thätigkeit zu geben, allein man kann doch nicht läugnen, daß es sehr klug ist; denn in der jetzigen Lage der Dinge muß man weit mehr darauf bedacht seyn, dasjenige zu erhalten, was man besitzt, als große Vortheile zu erwerben, mit Gefahr alles zu verlierrn.

Die Anzahl der Sklaven, sowohl derer, die zum Feldbau, als derer, die zu den häuslichen Arbeiten gebraucht werden, beläuft sich, wie wir schon oben gesehen haben, in der Generalkapitänerie Caracas auf 218,400 Seelen. Man ist allgemein der Meinung, daß die Spanier ihre Sklaven mit mehr Menschenliebe behandeln, als alle andere Nationen. In gewisser Rücksicht ist dieses allerdings gegründet; im Ganzen genommen ist es aber vollkommen falsch. Das vorzüglichste, was die Spanier für ihre Sklaven thun, besteht bloß darin, daß sie dieselben zu guten Christen zu machen suchen; sie setzen eine Art von Stolz darein, daß ihre Sklaven mehr Gebete auswendig wissen, und ihren Catechismus besser hersagen können, als man es häufig bei der gemeinen Klasse der Christen findet. Nicht als ob sie verständen, was sie hersagen; darum bekümmert sich niemand! man verlangt bloß die Artikulation der Töne von ihnen, und diese erlernen sie auch durch die Länge der Zeit. Der Herr macht den

wahren Inquisitor seines Sklaven; er zwingt ihn zu allen Handlungen der Frömmigkeit, die durch die Religion vorgeschrieben oder durch den Gebrauch eingeführt sind, und sucht ihm alle Gelegenheit, auf irgend eine Weise auszuschweifen, so viel als möglich abzuschneiden. Des Nachts werden daher, sowohl auf dem Lande als in den Städten, alle jungen Sklavenmädchen von dem Alter von zehn Jahren an bis sie sich verheirathen, sorgfältig eingeschlossen. Auch den Tag über giebt man auf alle ihre Schritte Achtung und verliert sie so wenig als möglich aus den Augen. Allein diese strenge Aufsicht ist viel zu lästig und beschwerlich, als daß sie wirksam seyn könnte; die Begierden werden nur um soviel mehr dadurch gereitzt, und die spanischen Sklavinnen sind daher trotz der Wachsamkeit ihrer Herrn, ganz eben so ausschweifend als wie die in andern Colonieen. Man könnte sogar behaupten, daß die erstern noch ärger sind, weil sie wegen des Zwangs, worin sie leben, alle Weitläuftigkeiten müssen abzukürzen und jede Gelegenheit zu benutzen suchen. Wirft man nun noch einen Blick auf den Zustand von Mangel und Elend, worin sie sich befinden, so kann man sich leicht denken, wie weit ihre Enthaltsamkeit reichen mag; oft, äußerst oft, werden sie auch von den Wächtern ihrer Sitten selbst zu Ausschweifungen verführt und sehr viele Ehefrauen müssen ihr Ehebett mit ihren Sklavinnen theilen, ohne sich darüber beschweren zu dürfen.

Gebete sind durchaus das Einzige, was der spanische Sklave seinem Herrn zu verdanken hat; zu Nahrung und Kleidung ist der letztere nicht eigentlich verpflichtet, und so günstig auch die Gesetze in diesem Lande für die Sklaven zu seyn scheinen, so schweigen sie doch über diesen wesentlichen Artikel gänzlich stille. Daher lassen die meisten Spanier ihre Sklaven bloß in Lumpen gehüllt umhergehen und geben ihnen auch keine andern Lebensmittel, als welche sie sich auf den

kleinen

kleinen Fleckchen Land, die ihnen zugetheilt werden, selbst bauen können. Die Erndte mag aber nun reichlich ausfallen oder ganz fehl schlagen, der Sklave mag einen Überfluß an Lebensmitteln oder nicht so viel besitzen, um den quälendsten Hunger zu stillen, — dies ist seinem Herrn vollkommen einerlei. Das nämliche gilt auch von dem Unterhalt der Hausklaven, denen keine Felder zu ihrem Unterhalt zugetheilt werden; die Portionen, die man ihnen für den ganzen Tag giebt, sind kaum für das Frühstück hinreichend, und das übrige müssen sie sich daher durch Diebereien oder sonst auf eine unerlaubte Art zu verschaffen suchen. Auch von Kleidungsstücken bekommen die letztern nichts als die sogenannten Livreen, die sie aber nur anziehen, wann ihre Herrn ausgehen und sie ihnen hinten nachfolgen; sobald sie nach Haus zurückkommen, so müssen sie dieselben wieder ablegen und bleiben alsdann den ganzen Tag über so nackt wie die Würmer, oder sind bloß mit einigen elenden Lumpen bedeckt, die man keine Kleidungsstücke nennen kann. In den Französischen Colonieen hingegen müssen alle Arten von Sklaven zum wenigsten einmal im Jahre ganz neu gekleidet werden.

In ihren Krankheiten werden die spanischen Sklaven blos allein der Natur überlassen. Auf keiner Pflanzung befindet sich ein Arzt und oft findet man auch keinen in den zunächst gelegenen Dörfern. Ich kann sogar auch nicht verschweigen, daß es selbst in den Städten den Sklaven, die krank werden, um nichts besser geht. Selten wird der Arzt früher zu Hülfe gerufen, als bis der Herr wegen seines Interesses besorgt wird und Gefahr läuft sein Eigenthum zu verlieren. Häufig müssen auch in solchen Fällen die Sklaven, wenn sie nur eine Kleinigkeit im Vermögen haben, oder sich durch irgend einen Zweig der Indu-

strie nebenher etwas verdienen können, ihre Arzeneien selbst bezahlen.

Diese harte Behandlung der spanischen Sklaven in Rücksicht auf Nahrung und Kleidung erregt mit Recht unser Mitleiden; um sie jedoch gleichsam dafür zu entschädigen, haben ihnen die Gesetze andere sehr wichtige Vortheile zuerkannt, von denen man in den Colonieen aller übrigen Nationen durchaus nichts weiß. Ein Sklave ist sonst überall verdammt, sein ganzes Leben hindurch unter einem harten, unbarmherzigen Herrn zu leiden und zu schweigen; bei den Spaniern hingegen kann er den Herrn, der sein Eigenthumsrecht mißbraucht, sogleich verlassen. Das Gesetz verordnet, daß er einen Grund seiner Entweichung angeben muß; dagegen wird aber der allergeringste und unbedeutendste, er mag wahr oder erdichtet seyn, von den Gerichten ohne Bedenken angenommen, und dem Herrn sogleich der Befehl zugefertigt, den Sklaven, der ihm nicht länger dienen will, zu verkaufen. Hierbei hängt es jedoch nicht von der Willkühr des Herrn ab, den Preis für einen solchen Sklaven eigenmächtig zu bestimmen, sondern er kann nicht mehr für denselben verlangen, als die Summe, die er ihn gekostet hat, und diese darf in keinem Falle, der Sklave mag noch so viele Talente besitzen, über 300 Piaster betragen. Hat der Herr mehr für ihn bezahlt, so wird es für eine bloße Laune gehalten, die dem Sklaven, der einen andern Herrn haben will, nicht zum Nachtheil gereichen kann.

Es kann sich daher jeder Sklave selbst loskaufen, sobald er seinem Herrn die Summe zurück giebt, die er für ihn bezahlt hat, oder ihm 300 Piaster auszahlt, im Fall er aus irgend einem Grunde mehr für ihn gegeben hätte. Hat er diese Summe bezahlt, so ist er frei und tritt in den Rang eines wirklichen Staatsbürgers.

Auch darf kein Herr, ohne sich verantwortlich zu machen, einem seiner Sklaven eine Züchtigung zuerkennen, wodurch viel oder wenig Blut vergossen wird. Damit aber auch die Sklaven in dem Genuß dieser Rechte geschützt werden, so ist in jeder Provinz ein sogenannter Armenprokurator angestellt, der auch die Macht in den Händen hat, allen Sklaven, die sich an ihn wenden, sogleich Gerechtigkeit zu verschaffen, und diese Einrichtung allein ist ein sprechender Beweis von der Weisheit des Gesetzgebers.

Die Freilassung der Sklaven hängt in allen Colonieen bloß allein von der Großmuth der Herren ab, oder ist noch weit häufiger der Preis einer Entehrung, aus welcher Kinder entsprungen sind; sie ist daher sehr selten und wird auch überall von den Regierungen absichtlich erschwert. Bei den Spaniern hingegen wird sie, wie wir gesehen haben, auf alle mögliche Art befördert; auch die Religion rechnet die Freilassung der Sklaven unter die Gott gefälligen Werke, und es existirt durchaus kein Gesetz, durch welches der Wille eines Herrn in diesem Stücke eingeschränkt würde. Es ist sich daher nicht im geringsten zu verwundern, daß es in den spanischen Colonieen weit mehr Freigelassene und Abkömmlinge von Freigelassenen giebt, als Sklaven. Unter einer Bevölkerung von 728,000 Menschen, die sich in der Generalkapitänerie Caracas befinden, rechnet man 291,200 Freigelassene oder Abkömmlinge von Freigelassenen. Diese Klasse von Menschen ist sowohl bei den Spaniern als anderswo hauptsächlich unter der generischen Benennung der farbigten Leute bekannt.

Der Übergang aus der Sklaverei zum vollen Genuß der bürgerlichen Rechte ist in keinem Lande und in keinem Zeitalter ganz schnell und plötzlich vor sich gegangen. Zu Lacedämon, zu Athen und zu

Rom waren die Freigelassenen noch fortdauernd gewissen besondern Gesetzen unterworfen; man sah sie gleichsam für Lehrlinge des gesellschaftlichen Lebens an und es war weise und gerecht, daß man die öffentliche Ruhe durch sie nicht wollte stören lassen. Ihre unmittelbaren Nachkommen hingegen waren diesen Gesetzen schon nicht mehr unterworfen und besaßen ohne Einschränkung die vollen Rechte der Staatsbürger. In neuern Zeiten nahm man, nach der Einführung der Sklaverei in den Colonieen, auf diese richtigen Grundsätze durchaus keine Rücksicht und es fiel niemand ein, daß die uneingeschränkte Freilassung der Sklaven dem Staate schädlich oder gar gefährlich werden könnte. Daher wurden durch alle über diesen Gegenstand in den ersten Zeiten erlassenen Gesetze die Freigelassenen sogleich in den vollen und uneingeschränkten Besitz aller bürgerlichen Rechte eingesetzt. Sehr bald wurde man jedoch durch die Erfahrung von den Nachtheilen dieser Verfahrungsart überzeugt, und nunmehr fing man nach und nach an, der europäischen Farbe einen so vorzüglichen Werth beizulegen, daß jeder Weiße von den Gesetzen und durch die allgemeine Meinung für einen Menschen von einer höhern Natur gehalten wurde. Der Sklave konnte auf weiter nichts Ansprüche machen, als auf das Mitleiden der Weißen und nur durch pünktlichen Gehorsam mußte er sich seine Existenz zu erleichtern suchen. Die Kluft, die ihn von den Weißen trennte, war so unermeßlich groß, daß er auch sogar durch die Freilassung sie nicht auf einmal überspringen konnte. Heut zu Tage machen daher die Freigelassenen eine Mittelklasse zwischen Herrn und Sklaven aus, die sich den Weißen erst alsdann vollkommen anschließt, wann das afrikanische Blut durch mehrere Generationen von dem europäischen verdrängt worden ist.

Diese Grundsätze sind in allen heutigen Colonieen

der europäischen Mächte in Amerika durchgängig eingeführt, und es hat dabei bloß allein der Unterschied statt, daß sie in einigen auf eine strengere, in andern auf eine mildere Art ausgeübt werden. Auch in den spanischen Colonieen hat es damit ganz die nämliche Bewandniß. Die dasigen Gesetze verbieten, daß keinem farbigten Menschen irgend ein öffentliches Amt, es mag Namen haben wie es wolle, übertragen werden darf; auch dürfen sie nicht als Soldaten in den Königl. Linientruppen angestellt werden. Um sich ihrer jedoch zur Vertheidigung des Landes zu bedienen, so hat man eine besondere Miliz aus ihnen errichtet, wo sie es durch ausgezeichnete Verdienste bis zu dem Grad eines Capitäns bringen können; die sämmtlichen höhern Offiziere dieses Corps müssen hingegen Weiße seyn.

Alle freie Neger und Negerinnen, Mulatten und Mulattinnen sind eben so wie die Indianer einer Kopfsteuer unterworfen. Den farbigten Frauenspersonen ist es verboten, Gold, Seide und Perlen zu tragen; dieses Gesetz ist jedoch neuerlich in Vergessenheit gerathen, und der Anzug dieser Frauenspersonen wird heut zu Tag durch nichts als durch ihre Einkünfte eingeschränkt, die nach Verhältniß ihres Alters, ihrer frischen Blüthe und Schönheit mehr oder weniger beträchtlich sind. Dies ist wirklich das einzige Vermögen von neunzehn Zwanzigtheilen aller farbigten Frauenspersonen in Terrafirma und sie besitzen auch größtentheils in einem hohen Grade das Talent, dieses Erbtheil geltend zu machen. Die weißen Frauenspersonen hassen die farbigten von ganzem Herzen, weil sie nur allzuhäufig ihre Nebenbuhlerinnen sind. Die erstern haben sich das ausschließende Vorrecht zu behaupten gesucht, daß sie in der Kirche auf wollenen Teppichen knieen dürfen, die sie sich durch ihre Sklavinnen dahin nachtragen lassen. Ein einziger Tropfen afrikanisches Blut,

das noch in den Adern der Frauenspersonen fließt, ist hinreichend, um sie dieses Vorrechtes zu berauben, und wenn sie nicht vollkommen weiß sind, so müssen sie ihre Kleider durch den Staub in den Kirchen beschmutzen lassen und ihre Kniee auf dem harten Boden wund liegen. — Auch darf durchaus kein farbigter Mensch, er mag so reich seyn als er wolle, einen Indianer in seinen Diensten haben.

Diese Strenge, womit die Gesetze alle freien farbigten Menschen behandeln, wird jedoch in Rücksicht auf einzelne durch besondere Begünstigungen aufgehoben. Es ist kein seltener Fall, daß eine Dispensation der Farbe ertheilt wird, um entweder die priesterliche Würde zu erlangen, oder irgend ein bürgerliches Amt zu verwalten. Hierbei nimmt man allerdings auch auf die wahren oder vermeinten Verdienste der Person Rücksicht, die darum nachsucht; allein man muß doch zum mindesten Mulatte seyn, um sich nur darum melden zu dürfen. Ein Schwarzer darf auf eine solche Begünstigung durchaus keine Ansprüche machen, und wenn er auch ein Muster von Tugend und ein Meer von Gelehrsamkeit wäre. Ist eine farbigte Familie im Stande, ihrem Gesuch durch Geld den gehörigen Nachdruck zu geben, so geschieht es auch zuweilen, daß ganze Familien auf Befehl des Königs aus der Klasse der farbigten freien Menschen in die der Weißen versetzt werden. In einem solchen Falle darf ihnen niemand mehr den Mackel ihrer Geburt vorwerfen und sie werden für fähig erklärt, alle möglichen Ämter und Würden zu bekleiden.

Während ich mich zu Caracas aufhielt, wurden auf diese Art einer farbigten Familie von dem König alle Privilegien der weißen Farbe zuerkannt. Allein demohngeachtet entsprang für sie kein anderer wirklicher Vortheil daraus, als daß die Frauenspersonen aus der-

selben das Recht erhielten, in den Kirchen auf wollene Teppiche nieder zu knieen; dieses neue Vorrecht übten sie aber auch wirklich auf eine so auffallende Art und mit einem solchen Luxus aus, daß sie dadurch die sprechendsten Beweise von Hochmuth und Kleinlichkeit der Denkungsart ablegten. Uebrigens wurde mir von wohlunterrichteten Personen versichert, daß diese Gnade des Königs, so große Summen sie auch gekostet hatte, doch keine Veränderung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten dieser Familie nach sich ziehen, und daß kein Mitglied derselben zu irgend einem öffentlichen Amte befördert werden würde, so lange noch die Farbe ihren Ursprung verriethe. Dies ist ein deutlicher Beweis, daß die Vorurtheile keinesweges von den Gesetzen abhängen und daß sie nur allein durch die Wirkung der Zeit ausgerottet werden können.

Die Heirathen zwischen den freien farbigten Menschen sind zwar nicht durch die Gesetze verboten, allein man hat dennoch, so wie überall, eine große Abneigung dagegen. Die vornehmsten weißen Familien vermeiden mit der größten Sorgfalt alle dergleichen Verbindungen, und sind in diesem Punkte weit strenger, als ehemals die französischen Edelleute waren, die oft in keiner andern Absicht in die Colonieen reis'ten, als um ihr durch Unglücksfälle oder durch Verschwendung zu Grunde gerichtetes Vermögen durch eine Heirath wieder zu ersetzen. In einem solchen Fall bekümmerten sie sich nicht um die Farbe der Braut, und wenn nur ihr Reichthum ansehnlich genug war, so setzten sie sich leicht über alle Vorurtheile hinweg. In den spanischen Colonieen fehlt es freilich gänzlich an dieser Veranlassung zu solchen Heirathen, denn die farbigten Menschen sind daselbst größtentheils so arm, daß sie nicht viel mehr besitzen, als was sie zu ihrem Unterhalt brauchen. Nur die Schönheit und die Annehmlichkeiten eines farbigten Mädchens könnten daher einen spani-

schen Edelmann verleiten, sich gesetzmäßig mit ihr zu verbinden, wenn er sich auf keine andere Art in ihren Besitz setzen kann. Allein es giebt in diesem Lande der Mittel, seine Leidenschaften zu befriedigen, zu viele, als daß die Liebe im Stande wäre, solche Opfer zu erlangen, und auch die Tugend aller Mädchen von dieser Klasse ist viel zu schwach, um einer ernstlichen Versuchung zu widerstehen.

Es ist daher ein äußerst seltener Fall, daß sich eine vornehmere spanische Familie in eine solche Verbindung mit einer farbigten Familie einläßt. Dagegen sind dergleichen Heirathen in vorigen Zeiten und bis in das Jahr 1785 in der geringern Klasse der Weißen ziemlich häufig vorgekommen; allein in dem genannten Jahre wurde durch ein Königl. Edikt befohlen, daß zur Gültigkeit der Ehen die Einwilligung der Eltern erforderlich, und die Verschiedenheit der Farbe ein hinreichender Grund, dieselbe zu verweigern, seyn sollte; hierdurch nahm das Vorurtheil, das schon angefangen hatte zu verschwinden, aufs neue wieder überhand, und die einzigen Heirathen dieser Art, die heut zu Tage noch vorkommen, haben zwischen weißen Mädchen und farbigten Männern statt. Dieser letztere Umstand gründet sich jedoch bloß allein auf die abscheuliche Gewohnheit, die bei ihnen im Schwange geht, daß sie ihre unehelichen Kinder aussetzen. Wenn ein weißes Mädchen, das durch Temperament verleitet einen Fehltritt begangen hat, das Unglück hat schwanger zu werden, so wird nicht nur es selbst, sondern auch seine ganze Familie auf immer dadurch entehrt, und es bleibt daher einer solchen Unglücklichen in ihrer Verzweiflung nichts anders übrig, als mit verbrecherischen Händen die Natur selbst zu bekämpfen und die Frucht ihrer Liebe in dem ersten Keim zu ersticken. Widersteht jedoch die Natur allen ihren Bemühungen und das Kind kommt auf die Welt, so wird es vor irgend ein Haus, vor die Thüre einer Kirche oder auch

mitten in der Straße ausgesetzt, und dem schrecklichen Schicksale, von Hunden oder Schweinen gefressen zu werden, überlassen. Hierbei hat man nun die sonderbare Bemerkung gemacht, daß wo nicht alle, doch die meisten von diesen ausgesetzten weißen Kindern, die mit dem Leben davon kommen, von farbigten Weibern und sogar auch von freien Negerinnen aufgehoben und wie ihre eigenen Kinder erzogen werden. Die männlichen darunter werden sehr frühzeitig in Klöstern, Kirchen u. dergl. aufgenommen; allein die Mädchen bleiben bei ihren Pflegeältern und führen meistens mit ihnen ein elendes, armseliges Leben, bis sie endlich das Glück haben sich zu verheirathen. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß solche weiße Mädchen, die von farbigten Eltern erzogen worden sind, und durchaus nichts im Vermögen haben, ihre Hand dem ersten dem besten farbigten Manne, der sie zur Ehe verlangt, unweigerlich darreichen.

In allen diesen Colonieen wäre es daher schlechterdings nöthig, daß in jeder Hauptstadt einer Provinz ein Findlingshaus errichtet würde, worin die unglücklichen, von ihren grausamen Müttern verlassenen Kinder verpflegt und erzogen würden. In der Stadt Caracas, so wie in allen dazu gehörigen Provinzen, sind die sämmtlichen Kirchen auf das reichste ausgestattet und es giebt überall eine Menge frommer Stiftungen von aller möglichen Art, nur aber nirgends ein Hospital für die ausgesetzten Kinder. Wie kann man aber fromm seyn, wenn man nicht menschlich ist!

Viertes Kapitel.

Schilderung der Indianer, wie sie bei der Ankunft der Europäer waren, und wie sie noch heut zu Tage sind; nebst einer Beschreibung von den Mitteln, die man anwendet, um sie zu civilisiren.

Amerika war, im Ganzen genommen, zur Zeit der ersten Entdeckung äußerst schwach bevölkert; dies erhellt offenbar aus dem Zustande, worin die Europäer die Künste und den Ackerbau daselbst antrafen. Ein Mensch, der keine andern Lebensmittel besitzt, außer solchen, die er durch Jagd oder den Fischfang gewinnt, kann sich nirgends anders glücklich fühlen, als in den dicksten Waldungen oder an der Küste des Meeres oder an den Ufern der Flüsse. Hier werden ihm die wilden Früchte, die keine Cultur erfordern, das Wildpret und die Fische von seinen Nebenmenschen nicht streitig gemacht; auf seine Einsamkeit allein gründet sich sein Reichthum. Im Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Indianer in einem solchen Grade wild, daß sie nicht einmal das Hirtenleben kannten. Mexico und Peru waren die einzigen Länder, deren Bewohner sich einigermaßen zu civilisiren angefangen hatten. Die Beherrscher derselben regierten ganz unumschränkt über ihre Unterthanen, und die ganze Verfassung dieser Länder scheint bloß allein aus der Nothwendigkeit, sich zu vereinigen, um zahlreichen und kriegerischen Horden einen nachdrücklichen Widerstand leisten zu können, entstanden zu seyn. Das dritte Reich in Amerika war Bogota, heut zu Tage Santa-Fē; allein dieses war weit neuer als die beiden vorigen und daher auch noch weit unvollkommener. Das erstere unter diesen drei Reichen war nicht so groß als das heutige Vice-Königreich

Mexico; das zweite, das sich das älteste zu seyn rühmte, es aber wegen Mangels an chronologischen Documenten nicht beweisen konnte, machte ohngefähr das heutige Vice-Königreich Lima aus; das dritte endlich war kaum so groß wie eine mittelmäßige Provinz. Das ganze übrige Amerika wurde von einzelnen Horden von Indianern bewohnt, die sämmtlich den Namen von Nationen führten, obgleich ihre Volksmenge sich häufig kaum auf 1000 Seelen belief, und äußerst selten die Zahl von 10,000 Seelen überstieg.

Eben so war auch die Bevölkerung desjenigen Landes, das ich hier zu beschreiben habe, zu der Zeit beschaffen, als die Europäer ihre Tugenden und ihre Laster, ihre Talente und ihre Grausamkeit, ihre Kenntnisse und ihre Vorurtheile dahin brachten. Die geringe Anzahl von Einwohnern desselben war auf der ganzen Küste, von dem Vorgebirge la Vela an, bis an den Fluß Essequebo, und die Mündungen des Orinoco hin vertheilt. In den Ebenen wohnten nur sehr wenige oder gar keine Menschen, weil theils die Natur daselbst nicht freigebig genug ist, theils auch weil diese Ebenen einen Theil des Jahres hindurch von Regenwassern ganz überschwemmt werden. Diese sämmtlichen Indianer waren in kleine Völkerschaften vertheilt, wovon jede ihr besonderes, genau bezeichnetes Land besaß, und die in Kriegszeiten unter einem Oberhaupte stand, welches den Namen Cazicke führte. Jeder Cazicke wachte so eifrig über die Gränzen seines Gebietes, daß die geringste Verletzung desselben die allerblutigsten Kriege nach sich zog. Nichts beweist jedoch auf eine auffallendere Art, wie gering das Verkehr zwischen diesen verschiedenen Völkerschaften gewesen seyn muß, als die Menge ihrer Sprachen und die Mannigfaltigkeit ihrer Dialekte; denn wer nur eine indianische Sprache verstand, konnte sich selten damit einer andern zunächst wohnenden Nation verständlich machen.

Mit wenigen Zügen kann man die meisten india-

nischen Nationen, sowohl in physischer als moralischer Rücksicht, vollkommen schildern. Sie haben gewöhnlich alle eine schmale Stirne, ziemlich kleine Augen, schwarze, lange und glänzende Haare, eine spitze Nase, einen großen Mund, aufgeworfene Lippen, ein breites Gesicht und einen dicken Kopf; im Ganzen genommen sind sie kupferfarben, allein diese Farbe ist nach der Temperatur des Landes, worin sie leben, in ihren Schattirungen verschieden. Einige unter ihnen sind nicht größer als $4\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß, andere hingegen $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß. Sie haben durchgängig einen sehr schwachen Bart und überhaupt nur wenige Haare an den Orten, wo die Natur sonst gewöhnlich welche hervorzubringen pflegt; allein ganz unbärtig sind sie doch nicht. Nach ihren dicken muskulösen Gliedern zu urtheilen, sollte man sie für sehr stark halten; allein dieses ist nicht der Fall, denn mühsame Arbeiten, wozu eine besondere Anstrengung gehört, sind sie durchaus nicht im Stande zu verrichten. In moralischer Rücksicht machen Faulheit, Mangel an Begriffen, düstere Verschlossenheit und Lügenhaftigkeit die Hauptzüge von dem allgemeinen Charakter der Indianer aus. Man hat die Bemerkung gemacht, daß diejenigen Indianer, die in dem Innern des Landes wohnen, weit weniger grausam sind, als die auf den Küsten; unter den erstern giebt es sehr wenige Anthropophagen, dahingegen die letztern es fast durchgängig sind.

Solche Menschen konnten natürlicherweise kein anderes Mittel, die unter ihnen entstehenden Streitigkeiten zu schlichten, kennen, als den Krieg. Daher brach sogleich bei der geringsten Veranlassung das Feuer der Zwietracht unter ihnen aus, und sie führten ihre Kriege mit einer solchen Erbitterung, daß sie eher reißenden Thieren als Menschen ähnlich waren. Sie vergifteten nicht nur ihre Pfeile, sondern brachten auch alle Gefangenen ums Leben und aßen sie auch häufig. Die Hoffnung auf Beute war für sie kein Antrieb zum

Krieg, sondern bloß allein die Rachsucht. Sie nahmen ihren Feinden nichts, oder konnten ihnen vielmehr nichts nehmen, denn die ganze Equipage, sowohl des kommandirenden Generals, als des geringsten Soldaten, bestand bloß in einem gefüllten Köcher und Bogen, in einer Keule, einem kleinen Sack mit Mais, und zuweilen, aber selten, in einer Strohmatte. Auch ihre Dörfer bestanden bloß aus elenden Hütten, worin sich durchaus keine Geräthschaften befanden, und die der Feind daher nur verbrennen, aber nicht ausplündern konnte. Sie hatten folglich auch in ihren Kriegen keinesweges die Absicht zu erobern, sondern nur zu verheeren. Ohngeachtet dieses wüthenden Verlangens nach Blut und Verwüstung, war es aber dennoch äußerst selten, daß sich zwei indianische Armeen in offenem Felde eine Schlacht lieferten. In ganz Terrafirma waren die Caraïben, die an den Ufern des Orinoco wohnen, die einzigen, die ihre Feinde von vorn angriffen, und dadurch hatten sie sich einen solchen Ruhm erworben, daß sie das Schrecken aller übrigen indianischen Nationen waren. Ihrem Muthe hatten sie den ruhigen Besitz eines unermeßlich großen Landes zu verdanken, in welchem keine andere Nation es wagte sich niederzulassen.

Diese ihre Sucht, Krieg zu führen, dauerte so lange, bis sie selbst von den Europäern auf ihrem Grund und Boden angegriffen wurden. Nunmehr brachte die gemeinschaftliche Gefahr die natürliche Wirkung hervor, daß sich alle diese Völkerschaften mit einander gegen den Feind ihrer Unabhängigkeit vereinigten. Allein alle ihre Verbindungen brachten keine andere Wirkung hervor, als daß im Verhältniß ihrer stärkern Anzahl auch ein desto stärkeres Blutbad unter ihnen angerichtet wurde. Wir haben im ersten Kapitel gesehen, daß die Indianer, so zahlreich ihre Heere auch seyn mochten, doch niemals die Spanier, so schwach diese auch waren, aus einer Gegend verjagen

konnten, in der sie die Absicht hatten sich niederzulassen: Wie oft sind nicht Heere von 4 bis 5000 Indianern von 40 bis 50 Spaniern nach dem furchtbarsten Blutbade in die Flucht geschlagen worden? Es giebt keine Nation auf der Welt, die, wenn es darauf ankommt, das Leben mehr verachtet, als die Indianer, und die dennoch dem Tode mit den Waffen in der Hand weniger Trotz zu bieten weiß. Viele Reisebeschreiber behaupten zwar, daß die Indianer in dem nördlichen Amerika äußerst tapfer fechten und ihr Leben in den Schlachten theuer verkaufen; aus vielfältiger Erfahrung und sorgfältig eingezogenen Nachrichten kann ich jedoch bestimmt versichern, daß die Indianer im südlichen Amerika im höchsten Grade feig sind.

Es ist eine natürliche Folge von dieser Feigheit, daß das Religionssystem der wilden Indianer dermaßen mit abergläubischen Gebräuchen und Meinungen durchflochten ist, daß eine weit größere Geschicklichkeit dazu gehörte, als ich besitze, um ihre eigentlichen Glaubenspunkte davon abzusondern. Man kann aber auch noch außerdem nicht füglich einen allgemeinen Begriff von der Religion der Indianer bekommen, weil ihre religiösen Gebräuche bei allen einzelnen Völkerschaften durchaus verschieden sind. In Mexico und in Peru existirten zwar gewisse allgemeine Religionsgrundsätze, die, so barbarisch sie auch waren, doch wenigstens offenbar der ganzen Nation gemeinschaftlich zugehörten; allein die Völkerschaften in Terrafirma und Guiana, die sich zu den Indianern in den genannten beiden Reichen ohngefähr eben so verhielten, wie die russischen Tartaren zu den Europäern, besaßen lange nicht Verstand genug, um über das Schicksal des Menschen nachzudenken, und noch weniger, um es in ein ordentliches System zu bringen. Sie waren daher eine Beute abgefeimter Betrüger, die aus der Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen Vortheil zu ziehen wußten.

Der wesentlichste Religionsgrundsatz, den die Indianer sowohl ehemals hatten, als auch noch heut zu Tage haben, besteht darin, daß der Mensch eine unsterbliche Seele besitzt. Dies ist der einzige Punkt, worin alle diese Wilden mit einander übereinstimmen; über die Bestimmung der Seele nach dem Tode hingegen hat fast jede Völkerschaft eine besondere Meinung. Die Indianer in Terrafirma nehmen nur ein böses Urwesen an, dahingegen alle übrigen wilden Nationen von jeher sowohl ein gutes als ein böses angenommen haben; der Grund von dieser Sonderbarkeit liegt in der ihnen ganz eigenthümlichen Furchtsamkeit. Um ihre religiösen Ideen nur einigermaßen kennen zu lernen, will ich hier einige von ihren abergläubischen Meinungen und von den lächerlichen Gebräuchen anführen, welche die Stelle des Gottesdienstes bei ihnen vertreten.

In allen den Ländern, welche heut zu Tage die Provinzen Venezuela, Maracaïbo und Cumana ausmachen, war die Religion zugleich mit der Arzneikunde verbunden. Die nämlichen Personen waren zu gleicher Zeit Priester und Ärzte, und wurden von ihrer frühesten Kindheit an in der Arzneikunde und in der Magie unterrichtet. Diese priesterlichen Ärzte waren unter dem Namen der Piachen bekannt. Sobald sie die ersten Anfangsgründe dieser beiden Wissenschaften, die unzertrennlich mit einander verbunden waren, erlernt hatten, so wurden sie zwei Jahre hindurch, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, in großen Höhlen im Dickſten der Waldungen eingeschlossen. Hier durften sie diese ganze Zeit über niemand, und sogar auch nicht einmal ihre Eltern sehen, und nichts essen, was Leben gehabt hatte. Die alten Piachen, oder Lehrer, begaben sich des Nachts zu ihnen, um ihnen Unterricht zu ertheilen. Wenn man sie endlich für gelehrt genug hielt, oder wenn die Zeit ihrer Absonderung verflossen war, so erhielten sie den

Titel eines Piachen, und mit ihm das Recht Kranke zu heilen, die bösen Geister zu beschwören, und das Zukünftige vorher zu sagen.

Die Heilmittel, deren sie sich bei ihren Kranken bedienten, bestanden vorzüglich in einigen Arten von Kräutern, Hölzern und Wurzeln, die entweder roh oder gekocht oder auch gestampft und mit Fett vermischt gebraucht wurden; es mußten jedoch immer, indem man sich ihrer bediente, gewisse Zauberworte ausgesprochen werden, von denen der Arzt selbst nichts verstand. Eine ihrer gewöhnlichsten Verfahrungsarten bestand darin, daß sie denjenigen Theil des Körpers, in welchem sich der Schmerz hauptsächlich festgesetzt hatte, häufig mit der Zunge leckten, oder auch selbst daran saugten, um, wie sie sagten, den Krankheitsstoff heraus zu ziehen. Nahm demohngeachtet der Schmerz oder das Fieber überhand, so rieben sie den ganzen Körper des Kranken stark mit der Hand, und saugten wiederholt an allen einzelnen Gelenken desselben. Zu gleicher Zeit sprachen sie mit lauter und starker Stimme gewisse unverständliche Worte aus, die, nach ihrer Versicherung, die nachdrücklichste Aufforderung an die bösen Geister, daß sie den Körper des Kranken verlassen sollten, enthielten. Ließ aber dennoch die Krankheit nicht nach, so nahm man seine Zuflucht zu einem gewissen Holz, das der Piache allein kannte, und mit welchem derselbe den Mund des Kranken inwendig stark rieb und sogar bis in den Hals damit hinunter fuhr, so daß dieser bald alles, was er im Magen hatte, von sich geben mußte. Der Piache stieß dabei beständig ein fürchterliches Geschrei aus, heulte, zitterte und verdrehte den Körper auf die entsetzlichste Art, bis er endlich selbst in einen starken Schweiß verfiel, und zugleich eine Menge Schleim ausbrach, den die Verwandten des Kranken sammelten und mit den Worten: wir werfen dich weg, Teufel! wir werfen dich weg! zum Hause hinaus warfen.

Wenn

Wenn nach einer solchen starken Kur der Kranke genas, so schenkte man dem Piachen alles, was sich in dem Hause befand; starb derselbe hingegen, so warf man die Schuld davon auf das Schicksal und niemals auf den Arzt.

Überdies waren auch die Piachen die engsten Vertrauten des Schicksals. Sie konnten voraussagen, ob ein Krieg entstehen würde oder nicht, und was für einen Ausgang er nehmen würde? Ob das Jahr fruchtbar oder unfruchtbar, ob der Fischfang ergiebig seyn und ob man die Fische vortheilhaft würde verkaufen können? Sie verkündigten Sonnen- und Mondfinsternisse voraus und die Erscheinung von Cometen; kurz sie waren die wahren Nostradamus dieses rohen und im höchsten Grade unwissenden Volkes. Alle diese Prophezeiungen, so wie auch die Heilung der Kranken, mußten sehr theuer bezahlt werden, und daher waren die Piachen nicht nur die reichsten unter den Einwohnern, sondern auch die einzigen Reichen. Sie wurden bis zum Aberglauben geehrt und gefürchtet, und ihr Einfluß war so groß, daß sie dadurch gewissermaßen eine unumschränkte Gewalt über ihre Nation besaßen, wovon sie jedoch selten Gebrauch machten. Sie hatten überdies eine große Menge von Vorrechten zu genießen, wovon eines der merkwürdigsten, und von dem man auf die andern schließen kann, darin bestand, daß es sich jeder junge Mann gefallen lassen mußte, bei seiner Verheirathung dem Piachen den ersten Genuß seiner jungen Frau zu überlassen.

Es ist ein allgemeiner Glaube sowohl bei allen wilden Indianern, als auch bei denen, die sich der gesellschaftlichen Ordnung unterworfen haben, und der sogar auch zu den Spaniern übergegangen ist, daß alle Krankheiten von Zaubermitteln herrührten, die irgend ein Feind gegen sie angewandt hätte. Die Indianer messen oft den Piachen die Schuld davon bei,

ohne daß sie es jedoch wagen, ihnen Vorwürfe darüber zu machen, denn sie glauben, daß auch diese allein im Stande sind, den Zauber wieder aufzuheben.

Die sämmtlichen Indianer in Terrafirma waren der Meinung, und sind es auch noch bis auf den heutigen Tag, daß die Seele des Menschen, wenn sie den Körper verlassen hat, nicht ohne Nahrungsmittel subsistiren kann. Daher begruben sie den Leichnam entweder im Hause, und gaben ihm einen großen Vorrath von Lebensmitteln mit ins Grab, oder sie trockneten ihn nach und nach am Feuer aus und hingen ihn in ihren Wohnungen auf. Bei ihren Leichenbegängnissen pflegten sie sehr zu weinen, und die Thaten des Verstorbenen zu besingen. Bei den Vornehmeren wurde der Jahrestag ihres Todes von allen ihren Freunden und Verwandten gefeiert, und jeder war bei dieser Gelegenheit verbunden, einen Vorrath von Essen und Trinken mitzubringen. Wenn der Leichnam begraben worden war, so mußte er auf diesen Tag wieder ausgegraben werden, um dem Feste beizuwohnen; dabei wurden nun wahre Orgien gefeiert, und man brachte die ganze Nacht hindurch mit Essen, Trinken, Tanzen und Lärmen zu.

Aus dem bisher erzählten sieht man, daß die Indianer in Terrafirma gar nicht einmal auf den Gedanken gekommen waren, irgend eine Ursache von der bewunderungswürdigen Ordnung in der Natur aufzusuchen. Die Indianer am Orinoco hingegen glaubten doch wenigstens an einen Urheber aller erschaffenen Dinge, und erwiesen ihm einige göttliche Verehrung. Verschiedene von den dasigen Nationen hielten die Sonne für die höchste Gottheit und für die Grundursache aller Dinge; andere glaubten, daß sie alle Produkte der Erde, so wie überhaupt alle zeitlichen Güther, einzig und allein dem Monde zu verdanken hätten, und hielten daher die Verfinsterungen desselben

für die furchtbarsten Zeichen seines Zornes. Wenn daher eine solche eintrat, so fingen sie sogleich die lächerlichsten Zeremonien an, um die Strafen, die für ihre Faulheit und ihre Undankbarkeit über sie kommen sollten, von sich abzuwenden. Die Männer übten sich dabei in den Waffen, um tapfer zu scheinen, oder hauten aus allen Kräften Holz, oder verrichteten sonst irgend eine beschwerliche und mühsame Arbeit, um dem Monde zu zeigen, daß sie keinesweges träge wären, und nicht ohne Ungerechtigkeit von ihm bestraft werden könnten; die Weibspersonen hingegen traten vor ihre Häuser heraus, warfen unter einem jämmerlichen Geschrei Mais und andere Getreidearten in die Luft, und versprachen feierlich, daß sie sich bessern und in Zukunft fleißiger arbeiten wollten. War nun die Verfinsterung vorüber, so wünschten sie sich gegenseitig Glück, daß sie durch leere Versprechungen den Mond hintergangen hätten; sie veranstaiteten alsdann sogleich einen Ball, und dieser endigte sich, wie alle ihre Feste, mit Völlerei und mit den ekelhaftesten Ausschweifungen.

Alle diese bisher angeführten Gebräuche und Meinungen sind noch heut zu Tage bei allen wilden Indianern im Gange und auch sogar die unterworfenen Indianer haben sich noch nicht ganz davon los gemacht. Noch jetzt kennen die sämmtlichen Indianer keinen größern Genuß auf der Welt, als sich zu betrinken und müßig zu gehen. Die allerberauschendsten Getränke sind in ihren Augen die besten; ehemals verfertigten ihre Weiber eine Art von Wein aus Ananas und andern Früchten, der durch die Gährung einen beträchtlichen Grad von Stärke erhielt, aber heut zu Tage wird dieses Getränk nicht mehr geachtet, weil sie sich mit leichter Mühe den noch weit stärkern europäischen Branntwein verschaffen können. Der Indianer bringt sein ganzes Leben bloß allein mit Trinken und

mit Schlafen zu; er fühlt sich äußerst unglücklich, wenn wegen eingetretener ungünstiger Witterung, die von seiner Frau bestellte Erndte nicht geräth, und er sich folglich gezwungen sieht, zuweilen auf die Jagd oder auf den Fischfang auszugehen, um für sich und die Seinigen Lebensmittel zu holen; in diesem Falle richtet er sich aber auch immer so ein, daß er durch die Beschwerlichkeiten eines einzigen Tages für eine ganze Woche den nöthigen Unterhalt und die gewünschte Ruhe erhält.

Die Otomachen, die an dem obern Theile des Orinoco wohnen, sind die einzigen Indianer, die von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme machen. Sie sind die thätigsten und gebildetsten unter allen Indianern, und machten, ehe noch die Missionarien sich bei ihnen niederließen, gewissermaßen nur eine gemeinschaftliche Familie aus. Mit Anbruch des Tages wiesen die Vorsteher eines Ortes einem jeden Einwohner seine bestimmte Arbeit an; auch die Erndten wurden in gemeinschaftlichen Magazinen aufgehoben und von den Oberhäuptern nach ihren Bedürfnissen unter sie vertheilt. Wenn sie von der Arbeit zurück kamen, so hielten sie gemeinschaftlich ihre Mahlzeit, und badeten sich alsdann in dem Fluß; bei einbrechender Nacht fingen sie aber an zu tanzen, und dieses dauerte bis gegen Mitternacht, wo sie sich sämmtlich schlafen legten. Diese Lebensart beobachteten sie täglich Jahr aus Jahr ein, und es gab sonst keine andere indianische Nation in Terrafirma, die eine solche republikanische Verfassung gehabt und dadurch manchem policirten Staate ein Beispiel von Eintracht gegeben hätte. Mit lebhaftem Bedauern muß ich daher noch beifügen, daß diese bewunderungswürdige Einrichtung heut zu Tage fast gänzlich ihre ursprüngliche Reinheit verloren hat, und daß nur noch einige wenige Spuren davon übrig sind.

Eben diese Otomachen haben auch den Gebrauch, daß sie Erde essen; es geschieht jedoch mehr aus Geschmack als aus Bedürfniß. Dies ist nämlich eine besondere Art von Erde, die stark mit Fett vermischt und hierauf ein wenig gebacken wird, so daß sie gänzlich aufhört schädlich zu seyn. Außerdem leben alle wilden Indianer, die an dem Orinoco wohnen, größtentheils von der Jagd und dem Fischfang; da jedoch diese, so wie auch das Obst und die übrigen Früchte, welche die Natur von selbst hervorbringt, nur in gewissen Jahreszeiten ergiebig sind, so würden die Indianer, die durchaus nicht im Stande sind auf lange Zeit hinaus Vorsorge zu treffen, sich oft genöthigt sehen, aus Mangel an Nahrungsmitteln Wochen und Monate hindurch zu schlafen, um nur nicht Hungers zu sterben, wenn ihnen nicht die Vorsehung eine besondere Quelle von Lebensmitteln angewiesen hätte, die einem solchen Volke, das alle Arbeit haßt, äußerst willkommen seyn muß. Es legen nämlich jährlich, wann die Wasser des Orinoco fallen, was gewöhnlich im Februar geschieht, Millionen von Schildkröten ihre Eier auf den Ufern des Flusses in den Sand, und halten sich so lange daselbst auf, bis ihre Jungen ausgekrochen und groß genug sind, um ihre Hülfe entbehren zu können. Während dieser Zeit begeben sich alle Indianer, die in der Nähe des Orinoco wohnen, mit ihren Familien an die Ufer desselben, um einen Vorrath von Schildkröten einzusammeln. Diese Thiere lassen sie nun am Feuer trocknen, um sie dadurch eine ziemliche Zeitlang eßbar zu erhalten; das nämliche geschieht auch mit den Eiern derselben, ausgenommen mit denen, aus welchen auf der Stelle ein Öhl bereitet wird, das dem besten Olivenöhl an Güte nichts nachgiebt. Diese Produkte dienen jedoch denjenigen Indianern, die in einer gewissen Entfernung vom Orinoco wohnen, nicht

nur zum Lebensunterhalt, sondern auch zu einem Tausch-handel mit den Spaniern.

Der Ehestand ist bei den Wilden in Amerika keine religiöse Handlung. Die Vielweiberei ist bei ihnen eingeführt und die Ehen zwischen den nächsten Verwandten haben nicht statt, ob sie gleich durch keine bestimmten Gesetze verboten sind. Die Väter haben nicht die geringste Gewalt über den Willen ihrer Söhne, allein eine desto uneingeschränktere über die Töchter. Diese müssen blindlings die Hand des Gatten oder vielmehr des Herrn annehmen, den ihr Vater ihnen bestimmt. Die Väter geben ihren Töchtern kein Heirathsguth mit, sondern sie bekommen vielmehr eines von dem neuen Eidam, das gewöhnlich in einer gewissen Quantität Wildpret, in Fischen und andern dergleichen Dingen besteht, oder das auch durch eine bestimmte Arbeit abverdient werden kann.

Die ganze Hochzeits-Zeremonie besteht bloß in Tänzen und im Essen und Trinken, das sich immer mit dem höchsten Grad von Trunkenheit endigt. Die Verwandten, Nachbarn und Freunde der beiden jungen Eheleute werden zu diesem Feste eingeladen; die Männer, die sich dabei einfinden, bringen so viel Holz und Stroh mit, als zur Aufbauung einer Hütte für das junge Paar erforderlich ist, die Weibspersonen hingegen schenken der Braut alle Fische und Früchte, alles Brodt und alle Getränke, die man zur Hochzeit nöthig hat. Sobald unter Tanzen und Trinken die Nacht angebrochen ist, so wird die junge Frau ihrem Manne überliefert und die Zeremonie hat ein Ende. Während des Tanzes singen übrigens einige alte Weiber der Braut beständig verschiedene Verse vor. Ach! meine Tochter! fängt die eine von diesen Alten an, was für Jammer und Qualen bereitest du dir für die

Zukunft vor! wenn du es voraus gewußt hättest, so würdest du dich gewiß nicht verheirathet haben! — Ach! fährt die andere fort, wie sehr hast du dich geirrt! wie hast du nur glauben können, daß du im Ehestande eine einzige Minute verleben würdest, ohne Ströme von blutigen Thränen zu vergießen? — Die Schmerzen des Kindergebährens, setzt eine dritte hinzu, sind nichts gegen die, die dein Mann dir täglich verursachen wird; er wird dein Tyrann und du wirst sein Opfer seyn.

Alle diese Prophezeiungen treffen auch leider nur allzu richtig ein. Die Weiber aller Wilden überhaupt werden äußerst schlecht gehalten, allein die am Orinoco sind unter allen bei weitem die unglücklichsten. Der Tag ihrer Hochzeit ist der letzte, an welchem die Indianerin am Orinoco nicht Ursache hat, das Unglück ihres Geschlechts zu beweinen. Sie müssen nicht nur alle häuslichen Arbeiten, keine einzige ausgenommen, verrichten, sondern auch die Felder bestellen und die Erndte einsammeln. Von keiner unter diesen Arbeiten, sie mögen auch noch so beschwerlich seyn, werden sie jemals befreit, sie mögen schwanger seyn oder ein Kind am Busen nähren. Sie müssen ihre Kräfte übermäßig anstrengen, sich den heftigsten Regengüssen aussetzen und der Hitze der Sonne Trotz bieten, während ihre barbarischen Ehemänner immer zu Hause auf ihrer Hangematte liegen, ihren Zigarro rauchen und sich in Branntwein betrinken; diese würdigen sogar ihre von Arbeit erschöpften Gattinnen nicht einmal ein Wort mit ihnen zu sprechen. Die Unglücklichen dürfen an den Mahlzeiten, die sie selbst zubereitet haben, nicht Theil nehmen, sie müssen in einiger Entfernung stehen bleiben und gelassen abwarten, bis ihre Tyrannen fertig sind, worauf sie erst die Erlaubniß erhalten, die Überbleibsel zu verzehren.

Die Otomachen sind die einzigen unter allen Indianern, die ihre Frauen an ihren Lustbarkeiten Antheil nehmen lassen; diese müssen zwar ebenfalls, wie überall, alle häuslichen und Feldarbeiten verrichten, allein dagegen werden sie doch wenigstens zu den öffentlichen Vergnügungen zugelassen. Diese Indianer sind ferner die einzigen, bei denen die Vielweiberei nicht im Gange ist. Ein jeder von ihnen heirathet nur eine einzige Frau, und es herrscht bei ihnen durchgängig der sonderbare Gebrauch, daß immer ein junger Otomache eine alte Frau, und ein alter ein junges Mädchen heirathet; hierdurch allein, behaupten sie, würden gute Ehen gestiftet, denn das älteste von den beiden Eheleuten müsse immer dem jüngeren die nöthigen Unterweisungen und Anleitungen geben.

Aus dem bisher erzählten kann man ohngefähr urtheilen, was für eine Erziehung bei den Indianern die Väter ihren Kindern geben; sie sind so schlechte Gatten, daß sie nothwendig auch schlechte Väter seyn müssen! So lange die Kinder ganz klein sind, behandeln sie dieselben zwar mit vieler Zärtlichkeit, und man könnte hieraus fast schließen, daß die Vaterliebe ihrem Herzen nicht fremd ist. Allein dies schränkt sich bloß auf die zarteste Kindheit ein, und hat vermuthlich seinen Grund in dem Bedürfniß, mit den Kindern zu tändeln und zu spielen, oder in der Furcht, sie durch den Tod wieder zu verlieren. Sobald hingegen die Kinder stark genug sind, um sich ihren Unterhalt selbst herbeiholen zu können, so bekümmert sich der Vater nicht weiter um sie. Dafür giebt es aber auch auf der ganzen Erde nirgends so unnatürliche Söhne, als unter den Indianern. Anstatt denjenigen, der ihnen das Leben gegeben hat, zu lieben und zu verehren, hegen sie einen tödlichen Haß gegen ihn; sie sehnen sich, oft mit der äußersten Ungeduld nach

dem Zeitpunkt, wo sie selbst Stärke genug besitzen, und dagegen die ihres Vaters wieder abgenommen hat, um Hand an sein Leben zu legen, und alle solche empörende Handlungen bleiben gänzlich unbestraft. Höchst merkwürdig ist es aber, und man kann darin die göttliche Gerechtigkeit nicht genugsam bewundern, daß dieser Haß der Kinder niemals die Mütter trift; da sie von ihrer frühesten Kindheit an Zeugen von den zahllosen Leiden derselben, und bis in ihr Jünglingsalter die treuen Gefährten ihres unglücklichen Lebens sind, so werden sie frühzeitig von einem Gefühl von Mitleiden für sie erfüllt, das sich bei reiferem Alter in wahre Zärtlichkeit umwandelt.

Die meisten Indianischen Völkerstämme gehen durchaus nackt, und ihr schönster Putz besteht darin, daß sie sich den ganzen Körper mit rother Farbe bemalen. Auch sogar die Kinder an der Brust ihrer Mütter werden schon zweimal im Tage frisch gemalt. Kein Indianer hält sich für nackt, außer nur wenn er nicht bemalt ist, und es gehört eine lange Gewohnheit dazu, ehe er einsehen lernt, daß es weit anständiger ist, sich zu bekleiden als zu bemahlen. Wenn fremde Indianer in irgend ein Haus kommen, so erfordert es die Gastfreundschaft, daß die Frauen ihnen sogleich die durch Staub und Schmutz verdorbene Malerei abwischen, und an deren Stelle eine neue auftragen. An Festtagen bemalen sie sich auch den Körper mit mehr als einer Farbe, und die Männer stecken sich dazu noch einige Federn in die Haare und hängen auch wohl etliche Stückchen Gold oder Silber in die Ohren und in die Nase.

Dies waren die Menschen, welche die Spanier zu bekämpfen hatten, um sich in den Besitz von Terrafirma zu setzen, und ganz eben so sind auch heut zu Tage diejenigen beschaffen, die, ohngeachtet der Waffen der Eroberer und der Predigten der Missionarien, ihre Unabhängigkeit, und ihre wilde herumschwei-

fende Lebensart, beibehalten haben. In der Generalkapitänerie Caracas giebt es nur noch wenige nicht unterworfene Indianer; die meisten halten sich in den südwestlichen Gegenden von Guiana auf, und die Franziskanermönche zu Cumana haben, ohngeachtet des großen Eifers, womit sie das Bekehrungsgeschäft treiben, doch niemals den Widerwillen derselben gegen die civilisirte Lebensart besiegen können. Wenn sie auch den Missionarien zuweilen zuzuhören scheinen, so geschieht es doch bloß, um die kleinen Geschenke zu erhalten, die bei dieser Gelegenheit zur Belohnung ihrer Aufmerksamkeit unter sie ausgetheilt werden; so bald sie diese bekommen haben, so gehen sie fort und lassen sich nicht wieder erblicken. In das Innere des Landes können ihnen aber die Missionarien nicht nachfolgen, denn die vielen Wüsten, Seen, Flüsse, Sümpfe und Berge setzen einem solchen Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wahrscheinlicherweise wird der größte Theil von der unermeßlichen Strecke Landes, die sich zwischen den Mündungen des Orinoco und des Amazonen-Flusses befindet, noch auf lange Zeit und vielleicht auf immer für die Europäer gänzlich verschlossen bleiben. Man hat jedoch von den Indianern, die dieses Gebiet besitzen, nichts zu befürchten, denn sie schätzen sich äußerst glücklich, daß sie nur in dem ungestörten Besitz ihres Landes bleiben dürfen, und wissen recht wohl, daß sie dieses Glück nicht ihrem Widerstande, sondern bloß allein den Schwierigkeiten zu verdanken haben, welche die Natur den Spaniern in den Weg legt.

Die Nation der Guaraunos, welche die zahlreichen Inseln bewohnt, die der Orinoco, indem er sich ins Meer ergießt, bildet, ist ebenfalls eine von denjenigen, die weder die Gesetze von Spanien, noch die Wohlthaten des Christenthums angenommen haben. Sie wohnen zwischen dem civilisirten Theil des spanischen Guiana's und der Provinz Cumana; sie

bleiben also unabhängig, umringt von dem spanischen Gebiete, und Heyden, mitten unter den Christen. Der Grund von dieser merkwürdigen Erscheinung liegt in der Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen, denn dieses steht während der sechs Monate, wo der Orinoco anschwillt, gänzlich unter Wasser, und in den andern sechs Monaten wird es täglich zweimal von der Meeresfluth überschwemmt. Durch die zahllose Menge von Insekten, die alle diese Inseln beständig wie eine dicke Wolke bedecken, werden sie für jeden, der nicht darauf geboren worden ist, durchaus unbewohnbar. Diese schreckliche Unbequemlichkeit hat bisher die Missionarien davon entfernt gehalten, und dies wird auch wahrscheinlich noch auf lange hin der Fall seyn. Da überdies diese Indianer sich keine Einfälle in die spanischen Besitzungen zu Schulden kommen lassen, so hat auch die Regierung bisher keine Ursache gefunden, militärische Unternehmungen gegen sie zu veranstalten, so wie sie überhaupt alle solche Unternehmungen seit fast anderthalb hundert Jahren gänzlich aufgegeben hat, so lange nämlich die Indianer sie nicht durch gefährliche Empörungen und Einfälle schlechterdings dazu zwingen. — Die Anzahl der Guaraunos-Indianer beläuft sich auf 8000 Seelen und nach den Otomachen sind sie unter allen Indianern die fröhlichsten und aufgewecktesten. Sie kommen oft in die civilisirten Dörfer, die an den beiden Ufern des Orinoco liegen, und bringen Fische dahin zum Verkauf, wovon sie beständig einen großen Ueberfluß besitzen, so wie Hangematten, die sie selbst verfertigen. Solche Gelegenheiten suchen nun die Missionarien zu benutzen, um ihnen das Christenthum zu predigen; allein mit welchem Erfolg, ist schon daraus zu ersehen, daß seit mehr als anderthalb Jahrhunderten diese Indianer immerfort ihre wilde Lebensart allen noch so hoch gerühmten Vorzügen der civilisirten vorziehen. In politischer Rücksicht kann aber auch ihre Unabhängigkeit der spanischen Regierung

vollkommen gleichgültig seyn; denn sie mißbrauchen dieselbe nicht, um die Ruhe der benachbarten Länder zu stören.

Ganz anders verhält es sich hingegen mit den Goahiros-Indianern, die zwischen den Provinzen Maracaïbo und Rio de la Hacha wohnen, und eine Strecke Landes von 30 Stunden längs der Küste hin, und eben so tief in das Land hinein besitzen. Sie sind von je her für die wildesten und grausamsten unter allen am Meer wohnenden Indianern gehalten worden, und die Spanier haben auch noch niemals einen Versuch gemacht ihr Land zu erobern. Als man in spätern Zeiten auf das System der Missionen verfiel, so schickte man ebenfalls einige Kapuziner dahin ab, und diese brachten es nach langer Zeit und mit vieler Geduld auch endlich dahin, daß sie ihnen einige Wahrheiten des Christenthums und wenigstens einen Schein von Unterwürfigkeit unter die spanische Herrschaft einprägten. Die Indianer schwuren dem König von Spanien den Eid der Treue, allein dadurch erhielt dieser durchaus keine weitern Rechte über sie, als daß er ihren Cazicken, der in seinem Namen über sie regierte, ernennen durfte. Auch bequemten sie sich zu einigen religiösen Ceremonien, und man hatte allerdings Hoffnung, daß sie in der Folge der Zeit gute Christen und ruhige Bürger werden würden; allein im Jahr 1766 trug sich ein Ereigniß zu, wodurch sie unwiederbringlich wieder in ihre vorige Barbarei zurück geworfen wurden. Einer von den Missionarien erfuhr nämlich, daß ein Indianer aus einem benachbarten Dorfe alle Nächte bei einer jungen Indianerin in dem Orte, wo er selbst sich aufhielt, zubrachte; hierüber entrüstet, erließ der fromme Mann den Befehl, daß man dem jungen Indianer aufpassen, sich seiner bemächtigen und ihn geisseln sollte. Unglücklicherweise wurde auch dieser Befehl nur allzu treu und pünktlich vollzogen. Der Indianer kehrte mit blutigem Rücken in sein Dorf zu-

rück und forderte hier die Seinigen auf, die ihm zugefügte Beleidigung zu rächen. Die Indianer griffen auch sogleich sämmtlich zu den Waffen und fielen über das Dorf her, worin sich der Vorfall zugetragen hatte; hier ermordeten sie nicht nur alle Einwohner, von welchem Alter und Geschlecht sie waren, sondern sie verheerten und verbrannten auch alles, was ihnen vorkam. Die Missionarien, die allein verdient hätten, bestraft zu werden, waren so glücklich, zu entkommen, allein der dadurch verursachte Aufstand erstreckte sich bald über das ganze Gebiet dieser Nation, und diese sämmtlichen Indianer beschlossen nunmehr einmüthig, wieder zu der Lebensart, die sie überhaupt nur äußerst ungern verlassen hatten, zurückzukehren. Seit dieser Zeit hat es auch kein Missionarius mehr gewagt, diesem Volke die christliche Religion predigen zu wollen, denn er würde dabei ohne allen Nutzen einem gewissen Tode entgegen gehen.

Die Volksmenge dieser wilden Nation beläuft sich auf 30,000 Seelen; sie wird von einem Cazicken regiert, für den auf einer Anhöhe einige Stunden vom Meer eine Citadelle erbaut ist, die den Namen la Teta führt. Die ganze Nation legt sich sehr stark auf die Pferdezucht, und sie jagen auf denselben pfeilschnell davon. Ihre ganze Armee ist beritten und jeder Soldat hat, außer seinem Bogen und seinem Köcher mit Pfeilen, noch einen Karabiner und eine gefüllte Patrontasche. Die Engländer auf Jamaica unterstützen sie mit Rathschlägen, und liefern ihnen auch alle Waffen, die sie nöthig haben. Diese Verhältnisse sollen sogar, wie die Spanier behaupten, so weit gehen, daß die Goahiros-Indianer ihre Kinder nach Jamaica schicken, damit sie daselbst die englische Sprache lernen und eine Fertigkeit im Gebrauch der Schießgewehre erlangen sollen. Bei diesem sonderbaren Betragen können die Engländer keinen andern Grund haben, als daß sie auf den Fall einer künftigen mili=

tärischen Unternehmung gegen Terrafirma, dieses Volk zu Alliirten zu haben suchen.

Wenn diese Indianer mit den Mitteln, die sich in ihren Händen befinden, mehr Muth und Unternehmungsgeist besäßen, so müßten die spanischen Besitzungen in der Nähe derselben schon lange gänzlich verlassen seyn; allein zum Glück ist es ihnen noch nicht eingefallen, auf Eroberungen auszugehen, und alle ihre Unternehmungen haben sich bisher bloß auf feindliche Streifzüge eingeschränkt, wobei sie das Vieh stehlen und allenfalls eine Contribution erpressen. Daher haben sie auch wenig Verkehr mit Maracaïbo, weil ihre feindseligen Streifzüge größtentheils gegen diese Provinz gerichtet sind, und daher die Einwohner derselben gegen diese lästigen Nachbaren äußerst auf ihrer Huth seyn müssen. Diejenige spanische Stadt, welche die Goahiros-Indianer am meisten besuchen ist Rio de la Hacha, die zum Vice-Königreich Santa-Fē gehört; sie begeben sich immer Truppenweise dahin, um ihren Tauschhandel daselbst zu betreiben, und vor ihnen her gehen bei solchen Zügen gewöhnlich ihre Weiber, die außer ihren Kindern auch oft noch solche ungeheure Lasten tragen, wie Lastthiere sie kaum fortzuschleppen im Stande wären. Bei ihrem Handel sind sie übrigens so äußerst mißtrauisch, daß sie auch den Gebrauch des Geldes, aus Furcht dadurch betrogen zu werden, noch durchaus nicht angenommen haben. Alle ihre Geschäfte bestehen bloß im Tauschhandel; sie geben meistentheils Pferde oder Ochsen, und äußerst selten nehmen sie etwas anders dagegen, als Branntwein, dem sie leidenschaftlich ergeben sind. Wenn sie außerdem zuweilen sehr dringende Bedürfnisse haben, so greifen sie ohne weitere Veranlassung zu den Waffen und fallen in eine von den benachbarten spanischen Besitzungen ein. Nach einigen wenigen Feindseligkeiten tragen gewöhnlich die Spanier auf Frieden an und dieser wird auch meistentheils bald abgeschlossen, wenn

sich nur unter den Bedingungen desselben etliche Fässer Branntwein befinden. Dergleichen Verträge werden besonders häufig zu Rio de la Hacha geschlossen und durch diesen Mißbrauch müssen die Indianer nothwendig nur immer mehr aufgemuntert werden, so oft es ihnen beliebt, und ohne alle Ursache, Feindseligkeiten anzufangen; der wahre Grund von dieser feigen Nachsicht liegt jedoch in der Habsucht der Vorsteher dieser Stadt; denn weil dieselben dasjenige, was sie an die Indianer beim Friedensschluß abgeben müssen, jedesmal doppelt und dreifach ansetzen können, ohne daß man im Stand ist, ihnen nachzukommen, so machen sie dabei einen unermeßlichen Profit, und müssen folglich dergleichen Ereignisse eher wünschen als sie verhindern.

In allen spanischen Städten, wo diese Indianer entweder in Geschäften oder aus bloßer Neugierde hinkommen, werden sie immer sehr gut aufgenommen; anstatt jedoch dieses zu erwiedern, so erlauben sie vielmehr keinem Spanier, den Fuß auf ihr Gebiet zu setzen. Wer es wagen wollte, würde seine Kühnheit unausbleiblich mit dem Leben bezahlen. Nur allein die spanischen Schleichhändler erhalten von ihnen, gegen Bezahlung, ein sicheres Geleit und eine Bedeckung, die sie durch ihr ganzes Land hindurch führt; aus diesem Grunde giebt es leider unter den Spaniern selbst sehr viele Personen, denen die Unabhängigkeit der Goahiros-Indianer und ihre ganze Verfassung sehr erwünscht und angenehm ist.

Ihr vorzüglichstes und nützlichstes Verkehr treiben diese Indianer mit den Engländern in Jamaica. Außer den Waffen und der nöthigen Munition, bekommen sie von denselben auch die Zeuge, worein sie sich kleiden; denn während sie unter der spanischen Herrschaft standen, hatten sie die Gewohnheit angenommen, sich zu bekleiden, und dies ist die einzige, die sie noch beibehalten haben. Die Frauenspersonen haben eine

Art von Rock an, der bis etwas über das Knie herunter geht, und auf der Seite ſo ausgeſchnitten iſt, daß der rechte Arm nackt bleibt. Die Mannsperſonen tragen ein ſehr kurzes Hemde, ein Paar Hoſen, die nur bis auf den halben Schenkel gehen und einen kurzen über die Schultern zurückgeſchlagenen Mantel. Beide Geſchlechter ſuchen dieſen Anzug noch durch eine Menge von Federn und durch Stückchen Gold, die ſie an die Ohren, die Naſe und die Arme befeſtigen, zu verſchönern. Für die Waaren, welche ihnen die Engländer zuführen, liefern ſie dieſen vorzüglich Perlen, die ſie in ihren eigenen Häfen fiſchen, ferner auch Pferde, Maulthiere und Ochſen.

Es iſt eine wahre Merkwürdigkeit, die mit Einem Zuge die Treuloſigkeit und die Grauſamkeit der Goahiros-Indianer ganz ſchildert, daß die Engländer ſelbſt, die doch ihre vertrauten Freunde ſind, wenn ſie in ihren Häfen einlaufen, aus Furcht, von ihnen ermordet zu werden, nur äußerſt ſelten ans Land ſteigen. Das ganze Tauſchhandelsgeſchäft wird am Bord ihrer Schiffe getrieben, und ſie halten ſich überhaupt in dieſen Häfen nur ſo kurz, als möglich iſt, auf. Diejenigen Schiffe, die ein Sturm auf dieſe Küſten verſchlägt, werden ſogleich eine Beute dieſer wilden Cannibalen. Sie fangen immer damit an, daß ſie die Menſchen auf denſelben ſchlachten und ihr Fleiſch verzehren; alsdann wird auch die Ladung unter alle Anweſenden zu gleichen Theilen vertheilt.

Dieſe Schilderung iſt doch wahrſcheinlich mehr als hinreichend, um zu beweiſen, daß die Exiſtenz eines ſolchen Volkes mit keinem einzigen Vortheil, aber mit einer Menge von Uebeln verbunden iſt. Die Menſchheit empört ſich gegen den ſchändlichen Gebrauch, den dieſe Barbaren von ihrer Unabhängigkeit machen. Es iſt hier nicht davon die Rede, daß man ein Volk unterjochen ſoll, welches frei ſeyn will und es zu ſeyn verſteht; ſondern vielmehr davon, daß man Menſchen

zwingen

zwingen soll, als Menschen und nicht als wilde Thiere zu leben, daß man ihnen ein Gefühl für die Würde der Menschheit einprägen und sie auch selbst wider ihren Willen zum Genuß der Wohlthaten, die das gesellschäftliche Leben gewährt, zwingen soll. So lange dieser Schlupfwinkel von Räubern nicht einer gesetzmäßigen Oberherrschaft unterworfen wird, so lange können die benachbarten Länder durchaus keine Ruhe und Sicherheit genießen und so lange kann auch auf diesen Küsten keine freie Schiffahrt getrieben werden. Ich weiß recht gut, daß die Regierung von Terrafirma von der Nothwendigkeit, diese Goahiros-Indianer den Gesetzen der Oberherrschaft der Spanier zu unterwerfen, vollkommen überzeugt ist und daß auch der jetzige Statthalter von Maracaïbo, D. Fernando Miyares Gonzales, ein Mann, der das Talent und den Willen, das Gute zu bewirken, in gleichem Grade in sich vereinigt, alles mögliche aufgeboten hat, damit diese Indianer möchten gezwungen werden, die spanische Oberherrschaft anzuerkennen. Da er jedoch nicht im Stande ist, dieses allein zu bewirken, sondern von den Statthaltern der übrigen angränzenden Provinzen, die unter dem Vice-König von Santa-Fé stehen, dabei unterstützt werden muß, so ist bis jetzt von diesen letztern, und besonders von dem Statthalter zu Rio de la Hacha, jedes Unternehmen dieser Art hintertrieben und vereitelt worden. Die Goahiros-Indianer, sagen die Gegner des Unterwerfungsplanes, sind ein höchst gefährliches Volk; sie sind gut beritten, gut bewaffnet und können 14000 streitbare, kriegerisch gesinnte Männer ins Feld stellen. Bis jetzt schränken sich ihre Wünsche darauf ein, daß sie mit den benachbarten Provinzen einen Tauschhandel treiben, um sich Branntwein und Kleidungsstücke zu verschaffen; wenn sie auch einmal die Waffen ergreifen und einen feind-

lichen Einfall vornehmen, so fällt es doch niemals schwer, sie durch einen Vertrag, der nicht viel kostet, bald wieder zu entwaffnen; würden sie hingegen von den wenigen Truppen, die sich in den benachbarten Provinzen befinden, ernstlich angegriffen, so ist sehr zu befürchten, daß ihr Ehrgeitz erwachen möchte, daß während sie sich wehren, um nicht erobert zu werden, die Idee von Eroberung in ihnen entstehen, und daß am Ende alle benachbarten Provinzen ein Opfer ihrer Raubsucht und ihrer Grausamkeit werden möchten. — Alle diese Gründe sind jedoch mehr scheinbar als richtig und werden noch überdies bloß allein von schmutzigem Eigennutz eingeflößt; allein demohngeachtet sind bisher alle desfallsigen Bemühungen des Statthalters von Maracaïbo durch sie vereitelt worden. Der Zeitpunkt kann jedoch unmöglich mehr weit entfernt seyn, wo die Spanier sich schlechterdings genöthigt sehen werden, das Gebiet der Goahiros-Indianer feindliche zu überfallen, wenn sie anders diese verhindern wollen, ihr eigenes anzugreifen.

Dies sind die Indianer, die noch heut zu Tage in einem wilden unabhängigen Zustande leben; nunmehr komme ich auf diejenigen, die der spanischen Herrschaft unterworfen sind. Wir haben schon oben gesehen, daß die Strenge, womit die ersten Eroberer zu Werke gegangen sind, sehr bald von einem System der Sanftmuth und Gelindigkeit verdrängt worden ist und daß die Könige von Spanien die Indianer nur zu Unterthanen und nicht zu Sklaven haben machen wollen. Dieses Recht über die Unabhängigkeit der Indianer konnte zwar eben so gut bestritten werden, wie das, sie zu Sklaven zu machen, allein es war doch nicht mehr so empörend, als da es mit so vielen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten wie im Anfang ausgeübt wurde. Wenige auswärtige Schriftsteller haben

der spanischen Regierung über ihre Behandlung der Indianer die ihr gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man kann sogar den spanischen Gesetzgebern mit Recht den Vorwurf machen, daß sie, um die Indianer zu begünstigen, dieselben für die Gesellschaft und die Gesellschaft für sie unnütze gemacht haben. Die Gesetze müssen immer auf die Sitten des Volks, für das sie bestimmt sind, berechnet werden, und sind nur in so fern gut, als sie die Laster in den Menschen unterdrücken und Tugenden aufkeimen machen. Diesen Zweck erreichen aber keinesweges die Gesetze, nach welchen die Indianer regiert werden. Menschen, in denen Faulheit die Basis des Charakters ausmacht, hätte man vor allen Dingen die Arbeit zur ersten und unnachläßlichen Pflicht machen sollen; die Obrigkeit hätte den Indianer zur Arbeit streng anhalten, dieser hingegen alle Früchte derselben ohne Einschränkung einernden müssen; hierdurch würde die Gesellschaft sehr bald ein fleißiges Mitglied und der König einen nützlichen Unterthan erhalten haben. Allein man hat nicht einmal die Neigungen der Indianer stören wollen, um auch nicht die entferntesten Eingriffe in ihre Freiheit zu thun; daher hat man die Art, wie sie ihre Zeit zubringen wollen, ihnen allein überlassen, und sie haben natürlicherweise den Müßiggang und die damit verbundenen Laster gewählt.

Außer einigen wenigen Maaßregeln, um die Indianer zu verhindern, sich wieder in den Besitz ihrer alten Unabhängigkeit zu setzen, hat man schlechterdings keine Vorkehrungen getroffen, um ihre verderbten Neigungen, ihre Fehler und ihre Laster auszurotten. Die vorzüglichsten unter diesen Vorkehrungen, die das Mutterland getroffen hat, um sich seine Oberherrschaft in Amerika zu sichern, bestehen darin, daß den Indianern verboten ist, irgend eine Art von Waffen zu tragen und mit Pferden umzugehen; daß keiner von ihnen

das Handwerk eines Waffenschmiedes erlernen, oder bei jemand im Hause wohnen darf, von dem er über die Verfertigung, Ausbesserung und Behandlung der Schießgewehre Kenntnisse erlangen könnte; daß sie sämmtlich in Dörfern vereinigt und durchaus nicht einzeln in der Gegend zerstreut leben müssen; daß kein Indianer von einem Dorf in ein anderes gehen, und noch weniger seinen Wohnort dahin verlegen darf, ohne sich der schwersten Strafe schuldig zu machen, und daß endlich den spanischen Mulatten aufs strengste verboten ist, sich in den Dörfern der Indianer häuslich niederzulassen, weil man fürchtet, daß sie daselbst Ideen, die für die öffentliche Ruhe nachtheilig werden könnten, verbreiten möchten. Diese wenigen die Freiheit der Indianer einschränkenden Maaßregeln wurden jedoch auch nur im ersten Anfange getroffen, und sind bis auf die letztere, die man aus Ursachen, welche ich im sechsten Kapitel bei Gelegenheit der Missionarien ausführlicher entwickeln werde, schon seit langer Zeit sämmtlich wieder aufgehoben.

Dagegen wollen wir nunmehr auch sehen, was Spanien zu Gunsten der Indianer gethan hat, und der Leser mag alsdann unpartheiisch urtheilen, ob es jemals in irgend einem Staate eine Volksklasse gegeben hat, die größere Privilegien besessen hat. Ein erobertes Volk kann nichts weiter verlangen, als daß man es diejenigen Vortheile genießen läßt, welche durch die Verfassung der erobernden Macht allen Unterthanen derselben gemeinschaftlich zu gute kommen; meistens wird aber das eroberte Volk dieses Glückes nicht theilhaftig, und die allgemeine Verfassung erleidet in Rücksicht seiner so viele Einschränkungen, daß sie im Grunde eine ganz eigenthümliche ausmacht. Es wäre daher von Spanien schon großmüthig genug gehandelt gewesen, wenn es den Indianern seine eigenen Gesetze gegeben hätte; wie vielmehr verdient es aber Bewunde-

rung, daß es seine Gesetze zu Gunsten der Indianer abgeändert, und diese neuen Unterthanen noch glücklicher zu machen gesucht hat, als es die Spanier selbst sind. Wenn diese Wohlthat einem Volke zu Theil geworden wäre, das fähig gewesen wäre, sie einzusehen und zu benutzen, so würde die Eroberung von Amerika, nach dem ersten blutigen Jahrhundert, dessen zahllose Grausamkeiten ewig ein Brandmaal der Menschheit seyn werden, für die ursprünglichen Einwohner allerdings eine sehr glückliche Begebenheit gewesen seyn.

Die erste Wohlthat, welche die spanische Regierung den Indianern erzeigte, bestand darin, daß sie ihnen keine andere Obrigkeiten gab, als aus ihrem eigenen Volke und nach ihrer eigenen Wahl. Alle der spanischen Herrschaft unterworfenen indianischen Dörfer stehen unter einem Cazicken, der von denjenigen, die vor der Eroberung über sie regierten, abstammt; giebt es keine solche mehr, so wird ein anderer Cazicke von dem König ernannt. Dies muß jedoch schlechterdings immer ein Indianer seyn und zwar ein solcher, dessen Familie sich rein und sowohl mit europäischem als mit afrikanischem Blute unvermischt erhalten hat. Weil man hoffte, daß diese Cazicken ihre Gewalt bloß allein zum Besten ihrer Landsleute anwenden würden, so überließ man ihnen dieselbe im Anfang fast ohne alle Einschränkung; allein man sah bald, daß sie einen schrecklichen Mißbrauch davon machten, und suchte daher Maaßregeln zu treffen, um die Indianer gegen die Ungerechtigkeiten ihrer eigenen Oberhäupter zu schützen. In allen Provinzen von Caracas werden deshalb die indianischen Dörfer durch einen Cabildo, oder Gemeinderath, regiert, der, wenn das Dorf über 80 Häuser stark ist, aus zwei Alcaden und zwei indianischen Regidoren besteht, und alle Angelegenheiten der Polizei zu besorgen hat. Er soll besonders darüber wachen, daß Trunkenheit, Hurerei und Irreligion unterdrückt werden; allein diese Laster sind so sehr dem

ganzen Volke der Indianer eigen und gleichsam angeboren, daß diese obrigkeitlichen Personen selbst dieselben oft in einem weit höhern Grad ausüben, als andere, die von ihnen dafür bestraft werden. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat die Regierung zwischen dieser indianischen Obrigkeit und ihren Untergebenen, noch einen Beamten angestellt, der in Terrafirma den Namen eines Corregidors und in dem ganzen übrigen spanischen Amerika den eines Protektors der Indianer führt. Dieses Amt wird immer einem Spanier übertragen, der in dem indianischen Dorfe selbst wohnen und dafür Sorge tragen muß, daß der indianische Gemeinderath seine Gewalt nicht mißbraucht und keine übermäßigen Strafen zuerkennt; er hat das Recht, die letztern zu mildern, wenn er glaubt, das Rachsucht, Feindschaft oder Hartherzigkeit dabei im Spiele sind. Es ist übrigens doch gewiß ein offenbarer Beweis, wie niederträchtig die Indianer gesinnt seyn müssen, wenn der Eroberer selbst die aus ihrer Mitte gewählten Obrigkeiten zu verhindern suchen muß, daß sie keine Grausamkeiten gegen ihre eigenen Landsleute ausüben.

Der Corregidor hat auch die Kopfsteuer einzunehmen, welche die Indianer bezahlen müssen. Jeder Indianer behält das Land, das er zu der Zeit besitzt, wann er sich der spanischen Herrschaft unterwirft; besitzt er aber keines, so wird ihm so viel davon gegeben, als, wenn er es nur einigermaßen bearbeitet, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse vollkommen hinreichend ist.

Alle Beleidigungen, die einem Indianer zugefügt werden, müssen, nach den ausdrücklichen wiederhohlt eingeschärften Gesetzen, strenger bestraft werden, als wenn sie einem Spanier zugefügt wären. — Die Generalprokuratoren der verschiedenen Audienzias sind die gebornen Protektors der Indianer und in allen Civil-

und Criminal-Angelegenheiten ihre Sachwalter und Vertheidiger.

In allen denjenigen Dörfern, die nicht mehr unter der Leitung der Missionarien stehen, müssen die Indianer, jedoch nur die Mannspersonen, und nur die vom 18 Jahr bis in das 50ste, einen jährlichen Tribut bezahlen, der nicht in allen spanischen Besitzungen gleich stark ist, in Terrafirma aber ohngefähr zwei Piaster beträgt. Bei der geringsten ihnen zugestoßenen Krankheit aber, bei einer nur einigermaßen ungünstig gewesenen Witterung, und sonst auch unter jedem andern unbedeutenden Vorwand, wird ihnen die Bezahlung desselben von den Corregidoren erlassen; demohngeachtet geschieht es sehr häufig, daß, wenn die Zeit herannaht, wo diese, in einem so äußerst fruchtbaren Lande wie Terrafirma höchst unbedeutende Abgabe entrichtet werden soll, die Indianer die Flucht ergreifen und bei den noch wilden Indianern eine Freistätte suchen.

Zu den schönsten Vorrechten der Indianer gehört auch noch dasjenige, daß sie in allen ihren bürgerlichen und gesetzlichen Verhandlungen für minderjährig gehalten werden. Sie sind nicht verbunden irgend einen ohne Einmischung des Richters mit einem Spanier abgeschlossenen Contrakt zu erfüllen, außer nur in sofern er für sie selbst von offenbarem Nutzen ist. Grundstücke können sie nicht anders kaufen, als mit Einwilligung des Richters, allein dieser muß sich, ehe er dieselbe ertheilt, auf das genaueste erkundigen, ob auch der Kauf für den Indianer wirklich vortheilhaft ist.

Auch die Kirche hat den Indianern ausnehmend viele Vortheile zu Theil werden lassen. Die Inquisition, die über das Gewissen aller Spanier eine unumschränkte Gewalt besitzt, hat durchaus keine über das der Indianer und niemals ist einer von ihnen wegen Ketzerei, Gotteslästerung, Zauberei und wie die Ver-

brechen alle heißen mögen, gerichtlich belangt worden. Der ganze Unterricht, den ein erwachsener Indianer erhält, ehe er zur Taufe zugelassen wird, besteht darin, daß er durch Worte oder auch bloß durch Zeichen bejahen lernt, daß der Götzendienst eine Todsünde ist, und daß Lügen, Hurerei, Ehebruch, Blutschande und Völlerei ebenfalls schreckliche Sünden sind. Im Anfang wurden allen erwachsenen Indianern, wenn sie zur Taufe zugelassen wurden, die Haare abgeschnitten; weil aber die Indianer eine so außerordentliche Vorliebe für ihre Haare haben, daß sie die Himmelspforte lieber ganz für sich verschlossen seyn lassen wollen, als daß sie sich dieselbe durch dieses geringe Opfer zu öffnen suchen, so ist in der Folge der Zeit dieses Abschneiden der Haare bei der Taufe durch ein Königl. Edikt verboten worden.

Von der Nothwendigkeit der Beichte kann man die Indianer schlechterdings nicht überzeugen und sie kommen weder in der Absicht, ihre Sünden zu bekennen, in den Beichtstuhl, noch auch in der, sich zu bessern. Wenn sich der Geistliche damit begnügen wollte, was ein Indianer freiwillig beichtet, so würde er sehr bald mit ihm fertig seyn; selten kann man ihn sogar dahin bringen, daß er auf den Knieen liegen bleibt, sondern gewöhnlich setzt er sich in der ersten Minute mit aller Bequemlichkeit auf die Hacken nieder. Anstatt seine Sünden zu bekennen, leugnet er vielmehr alle, die ihm der Beichtvater vorwirft und wenn er von diesem, der seinen Lebenswandel durchaus kennt, offenbar der Lügen überführt wird, so schimpft er gewöhnlich, ehe er sich schuldig bekennt, auf diejenigen, die den Priester davon benachrichtigt haben. Eine solche Beichte, die bei jedem andern Christen schlechterdings null und nichtig wäre, wird von einem Indianer für gültig angenommen, wenn es nämlich der Beichtvater nur dahin zu bringen weiß, daß er ihm ein Geständniß der Reue ablockt, und dies geschieht

gewöhnlich dadurch, daß er ihm ein Formular eines solchen Bekenntnisses vorsagt, welches ihm der Indianer halb unverständlich nachmurmelt. Auch dürfen ihnen nur äußerst geringe Bußen aufgelegt werden; eben so werden sie auch in Rücksicht aller übrigen von der Kirche vorgeschriebenen Gebote sehr gelind behandelt, und von einem großen Theile derselben sind sie gänzlich befreit. Man ist von jeher überzeugt gewesen, daß man der christlichen Religion auf keine andere Art bei den Indianern Eingang verschaffen könnte, als wenn man ihre eigenen Neigungen und Gewohnheiten mit dem Christenthum vermischte; dies ist so weit gegangen, daß sogar in frühern Zeiten die Theologen die Frage aufgeworfen haben, ob es wohl erlaubt wäre, Menschenfleisch zu essen? das allersonderbarste hierbei aber ist, daß diese Frage wirklich zu Gunsten der Anthropophagen entschieden worden ist. In den darüber noch vorhandenen Schriften der damaligen Gottesgelehrten findet man ausdrücklich den Satz aufgestellt, daß man in dringenden Nothfällen allerdings Menschenfleisch essen dürfe, ohne eine Sünde dadurch zu begehen, indem dieses an sich selbst kein Übel wäre.

Aus allem bisher erzählten sieht man nun offenbar, daß sich die Politik und die Religion gemeinschaftlich bemüht haben, den Indianern den Uebergang von der wilden Lebensart zur civilisirten möglichst zu erleichtern. Bei welchem wilden Volke hätte man nicht auch, wenigstens nach mehrern Generationen, seinen Zweck dadurch erreichen können? Nur allein der Indianer ist von einer Apathie, wie man sie sonst in der ganzen Natur in keinem einzigen Geschöpfe mehr antrift; sein Herz ist der Freude, wie der Hoffnung verschlossen und nur allein für die Furcht empfänglich. Die Seele des Indianers hat durchaus keine Spannkraft; er bringt sein Leben in einer dumpfen Schlaffheit zu und hat keinen Begriff weder von sich selbst noch von den Gegenständen, die ihn umringen: sein

Ehrgeitz und alle seine Wünsche schränken sich bloß auf die Befriedigung seiner momentanen Bedürfnisse ein. Dieser hier beschriebene Charakter ist heut zu Tage bei den Indianern, die in den Städten wohnen, vielleicht nicht mehr ganz und in allen seinen Theilen richtig; allein auf diejenigen, die in Dörfern unter der Aufsicht eines Geistlichen oder eines spanischen Corregidors leben, paßt er noch vollkommen, obgleich seit ihrem Eintritt in die gesellschaftliche Ordnung schon vier oder fünf Generationen verflossen sind.

Alle Bemühungen des Gesetzgebers, die Seelenkräfte der Indianer aufzuwecken und ein Gefühl von Ehrgeitz in ihnen rege zu machen, sind bisher vergebens gewesen. Die vielen Vortheile, die man ihnen ertheilt hat, sind noch nicht im Stande gewesen, ihnen eine Abneigung gegen die wilde Lebensart einzuflößen, ob sie dieselbe gleich nicht anders als durch Traditionen von ihren Voreltern her kennen. Es giebt äusserst wenige civilisirte Indianer, die sich nicht im Stillen nach dem Leben in den Wäldern sehnen und die sich nicht sogleich wieder in dieselben flüchten, sobald sich eine schickliche Gelegenheit dazu darbietet. Dies geschieht aber keinesweges, wie man etwa glauben könnte, weil sie einen hohen Werth auf die Freiheit legen, sondern bloß weil sie in den Waldungen mehr Gelegenheit zu finden hoffen, ihrer dumpfen Melancholie nachzuhängen, dem grassesten Aberglauben zu fröhnen und die heiligsten Rechte der Natur mit Füßen zu treten. Seit fast drei Jahrhunderten, wo man dieser elenden Menschenraçe einen Begriff von Recht und Unrecht einzuflößen bemüht ist, hat man es noch nicht dahin bringen können, daß sie das Eigenthum anderer in Ehren halten, daß sie nicht, so lange sie starke Getränke bekommen können, beständig betrunken sind, daß sie nicht lügen, und jeden auch den heiligsten Eid brechen, sobald ihr Vortheil dadurch befördert wird, und endlich, daß sie sich, wenn sie nicht gerade

der dringende Hunger dazu antreibt, mit irgend einer Arbeit abgeben mögen. Die Gewohnheit zu lügen ist bei ihnen so herrschend und allgemein, daß nach den Gesetzen das Zeugniß von sechs Indianern vor Gericht nicht mehr gilt, als das von einem einzigen Spanier.

Auch in wahre Christen können sie nicht umgewandelt werden, den sie sind viel zu dumm, um die Wahrheiten des Christenthums zu begreifen. Sie glauben nicht einmal ernstlich an die Existenz eines einzigen wahren Gottes, und denken eben so wenig über dasjenige, was einst nach ihrem Tode aus ihnen werden wird, als was sie in dieser Welt wirklich sind, nach. Die Lehren, die man ihnen mit vieler Mühe beibringt, murmeln sie bei Gelegenheit fast unverständlich her, und geben aus Trägheit allen Regeln der Moral, die man ihnen vorsagt, unbedenklich ihren Beifall; gegen alle Arten von religiösen Handlungen hingegen haben sie einen unbesiegbaren Widerwillen. So lange der Gottesdienst mit Feierlichkeiten und Geräusch verbunden ist, so haben sie ihren Spaß an demselben, und durch das Glockengeläut, den Gesang und die Musik in der Kirche, durch die Pracht und die Zierrathen der Bekleidungen wird ihre Aufmerksamkeit rege gemacht; allein die Beichten, die stillen Messen, die Predigten sind ihnen ganz unerträglich. Halb oder auch wohl ganz nackt liegen sie während des Gottesdienstes in der Kirche auf der Erde, oder sitzen höchstens auf ihren Hacken. Niemals fällt es ihnen ein, ihr Herz im Gebet zu Gott zu erheben; der Gebrauch von Zaubermitteln allein macht Eindruck auf sie und erfüllt sie mit Ehrfurcht, so häufig ihnen auch von Kindheit an das Lächerliche derselben vorgepredigt wird. Diese Verachtung der christlichen Lehre geht sogar so weit, daß derjenige Indianer, der an dieselbe glaubt, von seinen

Kameraden für einen Einfaltspinsel gehalten wird. Anstatt nun daß sich mit zunehmendem Alter diese Gesinnungen in ihnen änderten und daß sie alsdann für die christliche Religion empfänglicher würden, so hat vielmehr gerade das Gegentheil statt, denn auch die schwachen Eindrücke, welche die christliche Religion etwa noch in ihrer Jugend auf sie gemacht haben kann, erlöschen nach und nach gänzlich in ihnen. Es ist daher kein seltener Fall, daß alte Indianerinnen die Predigten, denen sie beiwohnen, auf das Lächerlichste parodiren, und dadurch jede heilsame Wirkung, welche dieselben in den jungen Indianern hervorbringen könnten, zerstören. Diese alten Weiber sind gewöhnlich an verschiedenen Orten in der Kirche zerstreut, und kritisiren daselbst während der Predigt mit halb lauter Stimme alles, was der Geistliche sagt. Spricht derselbe von der Güte und der Macht Gottes, so murmelt die alte Indianerin für sich: Wenn er so gut, so mächtig ist, warum giebt er uns denn nicht zu essen, ohne daß wir nöthig haben zu arbeiten? — Ist von der Strafe der Hölle die Rede, so frägt die Indianerin: Hat er es gesehen? Wer hat es ihm gesagt? Ist einer von dort wieder zurück gekommen? — Spricht der Prediger von der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, so sagt die Alte: Der Schwarzrock hat gut schwatzen; warum thut es es aber nicht selbst? — Durch diese Parodie geht nun aller Nutzen verloren, den die Predigt stiften könnte, ja sie bringt sogar meistentheils eine schädliche Wirkung hervor. — Die Beichte schreiben endlich die Indianer bloß allein der Neugierde des Priesters zu, und behaupten laut, daß Gott nicht nöthig habe zu wissen, was die Indianer thun.

Man sieht hieraus offenbar, daß alle diese Dörfer der Indianer sich noch weit näher an der Barbarei

und Wildheit als an dem civilisirten Zustande befinden, obgleich viele darunter schon seit länger als anderthalb Jahrhunderten in Gesellschaft und unter dem Schutz der Gesetze leben. Zum Theil kann der Grund davon zwar wohl auch in der natürlichen Anlage dieses Volkes liegen, denn sie besitzen einen so unbeschreiblichen Grad von Dummheit und Stupidität, daß in frühern Zeiten, nämlich in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, sogar einmal ernstlich die Frage aufgeworfen wurde, ob sie auch wohl vernünftige Geschöpfe wären? und daß sogar diese Frage erst vom Pabst Paul III. nach einer vorhergegangenen sorgfältigen Untersuchung bejahend mußte beantwortet werden. Allein demohngeachtet ist doch auch zuverläßig gewiß, daß diese natürliche Beschränktheit, wenn man andere Maaßregeln getroffen hätte, zum Theil wenigstens hätte besiegt werden können. Vorzüglich hätte man ihre Faulheit nicht begünstigen, sondern sie im Gegentheil auf das strengste zur Arbeit anhalten und sie alle Früchte derselben unverkümmert genießen lassen müssen, um sie dadurch nach und nach mit den Bequemlichkeiten und Genüssen, die sie sich durch ihren Fleiß verschaffen könnten, näher bekannt zu machen. Der ganze Fehler liegt mit Einem Wort darin, daß man die Indianer für wilde Thiere gehalten hat, die man zahm machen zu müssen glaubte, anstatt daß man sie wie Kinder hätte behandeln sollen, die man zu Menschen erziehen will! —

Fünftes Kapitel.

Von der Civil- und Militär-Verfassung.

Alle Eroberungen großer Staaten sind, soweit die Geschichte reicht, niemals anders als vermittelst zahlreicher Armeen, die aus dem Kern der Nation bestanden, bewirkt worden; nur allein Spanien hat bei der Eroberung der neuen Welt eine Ausnahme hiervon gemacht. Ohne beträchtliche Truppen und fast ohne allen Aufwand wußte es sich in den Besitz eines Landes, das zweimal größer ist als ganz Europa, zu setzen, und zwar ohngeachtet des heftigsten Widerstandes von Seiten der Eingebornen, deren Anzahl sich gegen die der Eroberer im Durchschnitt genommen immer wie vier Tausend gegen Eins verhielt. So höchst wunderbar aber auch diese Eroberung ist, so muß doch die Gründung der spanischen Oberherrschaft in diesen unermeßlichen Ländern, die auf eine solche Art daselbst bewirkt worden ist, daß sie in den drei Jahrhunderten ihrer Existenz durchaus nicht hat erschüttert werden können, noch in einem weit höhern Grade unsere Bewunderung erregen. Spanien fand auch überdies bei der Einrichtung dieser seiner Colonieen durchaus kein Beispiel von Gesetzgebung weder in der alten noch in der neuern Geschichte, das es hätte nachahmen und befolgen können, denn es ist die allererste Macht gewesen, die jemals solche Colonieen gegründet hat; es hat sich daher auch das Verdienst des glücklichen Erfolgs ganz allein zuzuschreiben. Merkwürdig ist endlich noch, daß es in den Grundsätzen, nach welchen es noch heut zu Tage diese Länder regiert, durch-

aus von denen abweicht, die von allen übrigen Mächten in Rücksicht ihrer Colonieen befolgt werden.

Alle europäischen Mächte sehen nämlich den Aufenthalt in ihren Colonieen, sowohl für ihre europäischen Unterthanen als für die Creolen, nur für vorübergehend an. Diese sollen sich nur dahin begeben, um sich Vermögen zu sammeln, und sobald dieser Zweck erreicht ist, wieder in das Mutterland zurückkehren. Spanien allein erlaubt hingegen seinen Colonisten, den Ort, an dem sie sich aufhalten, für ihr Vaterland anzusehen und ihr Leben daselbst zu beschließen. In allen übrigen Colonieen bezieht sich alles auf den Ackerbau und den Handel, und man kann daselbst nichts anders seyn, als Landbauer oder Kaufmann, in den spanischen Besitzungen hingegen kann man sich allen Aemtern, sowohl der bürgerlichen als religiösen Verfassung, widmen. Um Achtung und Ehrenstellen zu genießen, müssen die Bewohner der übrigen Colonieen mit Reichthümern beladen wieder in das Mutterland zurückkehren; die spanische Regierung hingegen ertheilt auch den Bewohnern ihrer entlegensten Besitzungen, und zwar oft auch solchen Menschen, die in Amerika geboren sind und das Land niemals verlassen haben, alle Auszeichnungen, Würden und Ehrenstellen, wie ihren europäischen Unterthanen. Alle Mächte Europas suchen es endlich dahin zu bringen, daß alle, die sich in ihren Colonieen aufhalten, sich beständig nach dem Mutterlande zurückgezogen fühlen und keinen größern Wunsch kennen, als den Rest ihres Lebens daselbst zu beschließen. Daher sind durchaus keine Anstalten zur Erziehung der jungen Creolen getroffen und diese können durchaus nichts weiter lernen, als Lesen, Schreiben und Rechnen, denn die Regierung will die Eltern dadurch zwingen, ihre Kinder frühzeitig nach Europa zu schicken. Hier fassen dieselben durch die Ausbildung ihrer Talente und Kenntnisse eine solche Vorliebe für das Mutterland, daß sie sich ihr ganzes übriges Leben

hindurch beständig dahin zurück sehnen. Die spanische Regierung hingegen hat alle diese Mittel, ihre Colonieen auf das engste mit dem Mutterstaate zu verbinden, durchaus vernachläßigt, und sich bloß allein auf die Verfassung, die sie denselben gegeben, verlassen; die Erfahrung hat auch bewiesen, daß sie sich hierin nicht geirrt hat. Die Einrichtung dieser Maschine, durch die in eine so unermeßliche Entfernung und in Länder hingewirkt wird, die in Rücksicht des Klimas, der Einwohner und der Produkte so gänzlich von einander verschieden sind, ist daher ein wahres Meisterstück des menschlichen Verstandes, und es ist wirklich der Mühe werth, daß wir den innern Bau derselben hier etwas näher betrachten.

Alle spanischen Besitzungen in Amerika sind in vier Vice-Königreiche, nämlich Mexico, Peru, Buenos-Ayres und Santa-Fē, und in sechs Generalkapitänerien, nämlich Porto-Ricco, Havana, Caracas, Guatimala, Chili und die Philippinischen Inseln in Asien eingetheilt. Die Polizei in den einzelnen Orten ist der Aufsicht der Cabildos oder Gemeinderäthe, anvertraut. Die Gerechtigkeit wird durch Audienzias verwaltet, deren Anzahl sich auf dreizehn beläuft, und die zu Mexico, zu Guadalaxara, zu Guatimala, auf der Insel Cuba, zu Lima, Charcas, Chili, Santa-Fē, Quito, Buenos-Ayres, Caracas, Cusco und auf den Philippinischen Inseln ihren Sitz haben. Die christliche Religion hat ihre Bisthümer, Kapitel und Klöster; unter sieben Erzbischöfen stehen sieben und dreißig Bischöfe.

Alle diese verschiedenen Gewalten wurden, je nachdem die Erfahrung es nöthig machte, nach und nach mehr ausgedehnt oder eingeschränkt. Die Generalgouverneurs z. B. auf denen das Königl. Ansehen unmittelbar beruht, hatten zu viele Mittel in Händen, wodurch sie das ihnen übertragene große Ansehen hätten miß-

mißbrauchen können, sie mußten daher in sofern eingeschränkt werden, daß sie weder der Regierung gefährlich, noch den Unterthanen schädlich werden konnten. — Die sämmtlichen über Westindien erlassenen Gesetze, welche durch die Erfahrung für nützlich erkannt worden sind, hat man gesammelt, und diese Sammlung, die unter dem Namen des Indischen Gesetzbuches bekannt ist, wird noch bis auf den heutigen Tag allgemein befolgt.

Sobald die Regierung den Entschluß gefaßt hatte, Westindien nach eigenen, von denen für Spanien verschiedenen Gesetzen regieren zu lassen, so errichtete sie, schon i. J. 1511, ein besonderes Gericht, das den Namen des hohen Rathes von Indien führt und dem die oberste Verwaltung aller spanischen Besitzungen der neuen Welt übertragen ist. Die Mitglieder desselben bestehen aus Männern, die sich in den wichtigsten Aemtern in Amerika ausgezeichnet haben und es hat sich durch die Weisheit und Unpartheilichkeit seiner Entscheidungen in ganz Amerika einen außerordentlichen Grad von Achtung erworben. Der hohe Rath von Indien erkennt in letzter Instanz über alle Prozesse, worin schon von den Audienzias ein Urtheil gefällt worden ist, und alle seine Beschlüsse werden nach der Mehrheit der Stimmen gefaßt, außer nur wenn schon bestehende Gesetze aufgehoben, oder neue gegeben werden sollen, in welchem Falle zwei Drittheile der Stimmen erforderlich sind. Er hat das Präsentationsrecht zu allen großen geistlichen und weltlichen Aemtern; er belohnt diejenigen Beamten, die sich durch besondere Verdienste ausgezeichnet haben und er hat überhaupt alle Angelegenheiten zu besorgen, die das Militär, die Justiz, die Polizei, die Finanzen und den Handel betreffen.

In dem Innern des Landes wird der König durch die Vice-Könige und die Generalkapitäns repräsentirt,

die immer auch zugleich Präsidenten der Königl. Audienzias sind. Der Generalkapitän von Venezuela, von dem hier besonders die Rede seyn muß, besitzt als solcher die oberste Gewalt über die Provinz dieses Namens, so wie auch über die Provinzen Maracaïbo, Varinas, Guiana, Cumana und die Insel Margaretha. Alles was die Festungswerke, die Bewaffnung und mit Einem Wort die ganze militärische Verfassung dieser Provinzen betrift, steht unter seinen Befehlen. Er kann alles anordnen, was und wie es ihm gut dünkt; in wichtigern Fällen beruft er jedoch häufig eine außerordentliche Versammlung zusammen, die aus den obersten Militärpersonen besteht, und legt derselben die Sache zur Beurtheilung vor. Auch hat er alle politische Verhältnisse zwischen den ihm untergebenen Provinzen und den Colonieen anderer Mächte zu besorgen.

Als Statthalter ist übrigens seine Gewalt auf die einzige Provinz Venezuela eingeschränkt, und die übrigen Provinzen haben alle ebenfalls ihre besonderen Statthalter, die in allen Civilangelegenheiten die nämliche Gewalt in ihren Provinzen besitzen, wie er in der seinigen. Diese Statthalter werden immer auf fünf Jahre ernannt und entscheiden in erster Instanz über alle Civil- und Criminalangelegenheiten ihres Wohnortes; weil sie jedoch als Militärpersonen die hierzu nöthigen Kenntnisse nicht besitzen können, so müssen sie einen Rechtsgelehrten zu Hülfe nehmen, der an ihrer Stelle die Urtheile abfaßt.

Eines von den wichtigsten Vorrechten des Statthalters besteht dem Anschein nach darin, daß er in der Audienzia des Präsidium führt. Hieraus könnten allerdings die größten Nachtheile für das allgemeine Beste entstehen, allein zum Glück hat ihnen der Gesetzgeber schon vorgebeugt, indem er dieses Vorrecht in einen

bloßen Ehrenpunkt verwandelt hat, wodurch das Ansehen des Statthalters, als Stellvertreter des Königs, erhöht, aber ihm kein wesentlicher Einfluß verstattet wird. Er wohnt übrigens den Sitzungen der Audienzia so oft bei, als er will, und begiebt sich in die Versammlung, zu welcher Stunde es ihm gelegen ist. Wenn er hiervon die Audienzia im voraus benachrichtigt, so schickt diese einen Deputirten in seinen Pallast, um ihn abzuholen. Bei seiner Ankunft tritt die Wache unter das Gewehr und alle Advokaten, Prokuratoren und Notarien gehen ihm bis an den Wagen entgegen und begleiten ihn hinauf. Das Collegium selbst empfängt ihn an der Thüre des Versammlungssaales und führt ihn zu seinem Lehnstuhle; erst wenn er selbst sich gesetzt hat, und ausdrücklich die Erlaubniß dazu ertheilt, dürfen sich die Mitglieder der Audienzia ebenfalls niedersetzen. Nach geendigter Sitzung müssen ihn die sämmtlichen Mitglieder zurück in seinen Pallast und bis an die Thüre seines Zimmers begleiten. Aus diesem steifen und ehrerbietigen Ceremoniel könnte man nun vermuthen, daß entweder der Präsident sich selten in die Audienzia begiebt, oder daß er einen für die Freiheit der Meinungen sehr schädlichen Einfluß darin besitzt. Allein beides ist durchaus falsch; denn theils wohnen viele Präsidenten, wenn sie nicht durch dringende Geschäfte davon abgehalten werden, den Sitzungen der Audienzia sehr fleißig bei, theils haben sie durchaus keine Stimme darin, nicht einmal eine bloß berathschlagende. Sie dürfen zusehn und zuhören, aber sie müssen schweigen, so lange sie nicht durch eine allzu auffallende Verletzung aller Formen zum Sprechen gezwungen werden. Diese Art von Aufsicht über die Audienzia macht es ihnen auch zur Pflicht, dem hohen Rath von Indien von allen Uebertretungen der Gesetze, die sich die Mitglieder der Audienzia sowohl in ihrem

Amte als in ihrem Privatleben zu Schulden kommen lassen, Rechenschaft abzulegen; alle dergleichen Anklagen müssen jedoch jedesmal von gültigen Beweisen begleitet seyn.

Die Gewalt des Statthalters ist zwar allerdings sehr groß, allein nach der Absicht der Gesetze scheint sie doch im Grunde noch weit größer zu seyn, als sie wirklich ist. In den Augen des gemeinen Mannes, der die äußern Ehrenbezeigungen mit der wesentlichen Gewalt verwechselt, kann er alles thun, was er will; nach der Absicht des Gesetzgebers hingegen kann er nur das, was gerecht und vernünftig ist. Besonders wird sein Ehrgeitz und sein Despotismus durch die strenge Rechenschaft im Zaum gehalten, die er nach Niederlegung seiner Stelle von allen seinen Handlungen ablegen muß, und wovon weiter unten die Rede seyn wird. Die Gesetze haben endlich auch auf alle mögliche Art dafür gesorgt, daß diese Stellvertreter des Königs durchaus unabhängig sind. Sie dürfen in dem ganzen Lande, worin sie diese hohe Würde bekleiden, durchaus nicht mehr liegendes Eigenthum besitzen, als was von vier Sklaven bearbeitet werden kann; es ist ihnen ferner auf das strengste verboten, auf irgend eine Art Handel zu treiben, sich oder ihre Kinder an Einwohner des Landes zu verheirathen, Hochzeiten oder Leichenbegängnissen beizuwohnen, und Kinder zur Taufe zu heben. Der Zweck des Gesetzes war hierbei zuverlässig höchst vortreflich, denn schon die Vorzüge, die bei solchen Gelegenheiten einem so mächtigen Manne erwiesen werden, können auf seine Unpartheilichkeit und seinen unbestechlichen Charakter Einfluß haben; man müßte mehr als Mensch seyn, wenn man sich in den Strom der Leidenschaften hineinwerfen könnte, ohne davon fortgerissen zu werden. Ob jedoch die Gesetze den dabei beabsichtigten Zweck wirklich ganz erreicht haben, ist eine Frage, die ich hier unbeantwortet lassen muß.

Die Besoldung des Generalkapitäns von Caracas besteht in 9000 Piaster, und außerdem können die Nebeneinnahmen und Gerichtssporteln noch einmal soviel ausmachen. Er behält seine Stelle sieben Jahre und diese Zeit wird durchaus niemals verlängert, außer nur wenn sein Nachfolger durch Krieg oder durch andere unerwartete Ereignisse verhindert wird, sich auf seinen Posten zu begeben. Ich habe schon oben bemerkt, daß die Generalkapitäne, wenn die Zeit ihrer Regierung verflossen ist, an dem Ort ihres Aufenthaltes selbst eine strenge Rechenschaft von der Art, wie sie dieselben verwaltet haben, ablegen müssen. Die Art und Weise, wie dieses geschieht, ist sonderbar genug, um einige nähere Nachricht zu verdienen. Die Spanier nennen diese feierliche Handlung von Seiten des Abgehenden: dar residencia, Residenz geben. Sobald ein neuer Vice-König oder Statthalter ernannt wird, so bestimmt auch zu gleicher Zeit der König, auf den Vorschlag des hohen Rathes von Indien, einen besondern Commissarius, der die sogenannte Residenz des abgehenden Vice-Königs oder Gouverneurs in Empfang nehmen soll. Gewöhnlich fällt diese Wahl auf einen sich in Amerika aufhaltenden Rechtsgelehrten. Dieser begiebt sich hierauf in die Hauptstadt des Gouvernements, und läßt in demselben durch öffentliche Anschlagezettel überall bekannt machen, daß das Residenz-Gericht über den abgegangenen Vice-König an dem oder jenem Tage eröffnet werden solle, und daß die Bürger von allen Ständen und Classen, die sich über ihn zu beschweren gegründete Ursache hätten, sich daselbst einfinden und ihre Klagen vorbringen sollten. Diese Bekanntmachungen müssen durchaus auf eine solche Art geschehen, daß sie zu jedermanns Wissenschaft gelangen können, und besonders müssen sie nach einem Königl. Edikte allen Indianern

zu Ohren kommen, damit dieselben auf den Ersatz des unter seiner Regierung allenfalls erlittenen Unrechts antragen können.

Diese Gerichte über die Statthalter dauern 60 Tage, und in den folgenden 60 Tagen muß über die angebrachten Beschwerden das Urtheil gefällt werden. Das Gericht über die Vice-Könige dauert 6 Monate; nach Verfluß dieser Zeit wird jedoch keine Klage mehr angenommen. Die sämmtlichen Prozeßakten werden zuletzt von dem Commissarius an den hohen Rath von Indien eingeschickt, der über alle eingelaufene Klagen in letzter Instanz das Urtheil fällt. Es ist wirklich nicht zu leugnen, daß diese Gerichte allerdings ihre wesentlichen Vorzüge haben, und die Absicht, die dabei zum Grunde liegt, gereicht dem Gesetzgeber zur größten Ehre; in wie weit diese Absicht jedoch erreicht wird, mögen diejenigen beurtheilen, die wissen, wie häufig der mächtige Plutus über die schwache Themis den Sieg davon trägt.

Die Audienzia von Caracas ist erst seit dem Jahr 1780 errichtet. Vorher standen die sämmtlichen dazu gehörigen Provinzen unter der Audienzia von St. Domingo und späterhin unter der zu Santa-Fē. Beide waren jedoch so weit entlegen, daß es immer eine lange Reise und einen großen Aufwand verursachte, um irgend eine Angelegenheit bey denselben zu betreiben. Santa-Fē, die Hauptstadt von dem neuen Königreich Grenada, ist 250 Stunden von Caracas entfernt, und der Weg zwischen beiden Orten ist so außerordentlich beschwerlich, daß der Courier, der gewöhnlich von der einen Stadt zur andern geht, in der guten Jahreszeit 42 Tage zu seiner Reise braucht. St. Domingo ist eben so weit entfernt und man hatte dabei noch das Caraïbische Meer zu passiren, wodurch besonders in Kriegszeiten die Reisen dahin sehr gefährlich wurden. Es war daher eine äußerst heilsame Einrichtung, daß die Generalkapitänerie Caracas

eine eigene Audienzia erhielt. Unter derselben stehen die sämmtlichen unter der Generalkapitänerie begriffenen Provinzen; sie besteht aus einem Präsidenten, welcher der Generalkapitän ist, aus einem Regenten oder Direktor der 5300 Piaster jährliche Besoldung hat, aus drei Oidors oder Räthen, mit 3300 Piaster Besoldung, aus zwei Fiskälen, einem für die Civil- und den andern für die Criminalangelegenheiten mit 3300 Piaster Besoldung, aus einem Referenten mit 500 Piaster und den gewöhnlichen Gerichtssporteln und aus einem Ober-Alguazil oder Gerichtsdiener. Alle diese Mitglieder erscheinen immer in den Sitzungen in schwarzer Kleidung, worüber sie noch einen Mantel von schwarzem Taft haben; ehemals trugen sie auch noch ein kleines weißes Stäbchen an einem Knopfloch, das überhaupt in ganz Spanien das charakteristische Kennzeichen der richterlichen Gewalt ist, und dessen bloßer Anblick schon jedermann zittern macht; allein in neuern Zeiten glaubt man in Amerika auch ohne diesen Talisman mächtig genug zu seyn und hat ihn daher abgeschafft.

Die Audienzia hat täglich Sitzungen, außer nur an den Feiertagen, und sie dauern immer von 8 Uhr des Morgens bis nach 11 Uhr. Demohngeachtet werden verhältnißmäßig nur wenige Angelegenheiten darin abgethan, weil dieses Gericht nur einen einzigen Referenten hat, und derselbe in seinen Vorträgen, auch über die unbedeutendsten Gegenstände, die sämmtlichen Aktenstücke wörtlich vorlesen muß; daher kann selten ein Prozeß in einer einzigen Sitzung ganz vorgetragen werden.

Die Audienzias stehen in Amerika in einem außerordentlich großen Ansehn, und wenn den Mitgliedern derselben in Rücksicht ihrer Kenntnisse und Rechtschaffenheit nichts vorzuwerfen ist, so haben dieselben allgemein die höchsten Beweise von Ehrfurcht zu genießen. Ihre Macht ist aber auch so groß, daß selbst die geist-

lichen Gerichte, vor denen sich doch sonst alles beugen muß, unter ihnen stehen, und daß sie sogar die Mitglieder derselben wegen des Mißbrauchs ihrer Gewalt zur Rechenschaft ziehen können. Die Vice-Könige und Generalkapitäne müssen die Audienzias bei allen außerordentlichen Vorfällen um Rath fragen und ihr Ausspruch hat alsdann die nämliche Kraft, als wenn er unmittelbar von dem Könige selbst herrührte. Sie haben auch noch das besondere Vorrecht, daß sie ohne Vorwissen der Vice-Könige und Generalkapitäns mit dem Könige korrespondiren und ihm in Regierungs- und Justizangelegenheiten alle ihnen nöthig scheinende Vorschläge thun dürfen. An sie wendet sich auch immer der König und der Rath von Indien, wenn sie über Angelegenheiten, worein die Vice-Könige verwickelt sind, Aufschlüsse erhalten wollen, und es werden ihnen auch alle wichtige Commissionen übertragen, zu deren Besorgung nicht geradezu die Gewalt der Waffen erforderlich ist. Wenn der Vice-König oder der Generalkapitän stirbt, so haben sie das Recht an seiner Stelle die oberste Gewalt im Staate zu verwalten. Der Regent, oder auch das oberste Mitglied der Audienzia, vertritt alsdann die Stelle des Staats-Oberhauptes, und hat die ganze ausübende Gewalt in Händen; die eigentlichen Regierungs-Angelegenheiten werden aber von der gesammten Audienzia verwaltet. Da jedoch diese Männer durchaus keine militärischen Kenntnisse besitzen, so ist in neuern Zeiten den Audienzias dieses Recht genommen und das Ober-Commando in solchen unvorhergesehenen Fällen der jedesmaligen ältesten Militärperson übertragen worden. Die Vice-Könige müssen nach den ausdrücklichen Worten der Gesetze die Oidoren oder Räthe, mit aller ihrer hohen Würde schuldigen Achtung, wie ihre Collegen und wie Männer behandeln, die der König seines vollesten Zutrauens würdigt. Wenn sie in Geschäften zu den Vice-Königen

kommen, so muß ihnen der Zutritt zu denselben immer offen stehen; es muß ihnen sogleich ein Stuhl angewiesen, und ihr Anbringen muß mit Bereitwilligkeit angehört werden. In allen Schreiben endlich, die an die Audienzias gerichtet werden, muß man ihnen den Titel Ihro Durchlaucht beilegen.

Diese Vorrechte der Audienzia's sind außerordentlich groß, aber dagegen müssen sich ihre Mitglieder auch sehr wesentliche Einschränkungen gefallen lassen. Sie müssen äußerst eingezogen leben, um durchaus keine Art von Verbindungen einzugehen, die sie an der freien Verwaltung ihres Amtes hindern könnte. Es ist ihnen verboten, sich bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen einzufinden und Kinder zur Taufe zu heben. Sie dürfen durchaus keinen Umgang mit Kaufleuten haben, und auch ihren Frauen keinen mit denselben verstatten, weil, nach der Meinung des Gesetzgebers, diese Klasse von Bürgern wegen ihrer Geldgeschäfte am häufigsten vor der Audienzia belangt werden. Mit solchen Personen, die wirklich in Prozesse verwickelt sind, dürfen sie keinen Umgang pflegen, und es ist ihnen bestimmt untersagt, mit den Advokaten und Prokuratoren in einem Hause zu wohnen. Sie dürfen durchaus keine Art von Handelsgeschäfte treiben, ja nicht einmal ihr Geld auf Zinsen ausleihen. Damit sie auch durch Luxus nicht zu Ungerechtigkeiten verleitet werden, so darf jedes Mitglied nicht mehr als vier Sklaven besitzen. Sie dürfen durchaus keine Geschenke annehmen, von niemand nichts borgen und sich keine Vorschüsse auf ihre Besoldungen geben lassen. In ihren Häusern darf schlechterdings nicht gespielt werden; auch ihre Frauen dürfen nur äußerst selten Besuche bei sich annehmen und welche abstatten. Kurz, die Mitglieder der Audienzias sind so gänzlich von allen bürgerlichen Verhältnissen abgesondert, daß, wenn sie nicht in der hohen Ehre, die ihnen erwiesen wird, und in

der Erfüllung ihrer Pflichten ihr Glück finden, ihr Leben keinesweges beneidenswerth ist.

Die Cabildos sind förmliche Gemeinderäthe, so wie sie seit der Revolution in Frankreich eingeführet worden sind, und in Spanien von jeher vorhanden waren; nur mit dem Unterschiede, daß kein Maire an ihrer Spitze steht. In Amerika wurden diese Cabildos bald nach der Eroberung des Landes eingeführt, und in allen Dörfern, die man anlegte, errichtete man auch sogleich eine solche Obrigkeit. Ihre Gewalt war im Anfange so groß, daß sie über alle Arten von Angelegenheiten entscheiden konnten, und zuletzt fast gar keine Obergewalt mehr über sich anerkannten. Hieraus mußten natürlicherweise die größten Verwirrungen entstehen, und daher sah auch die Regierung nach und nach ein, wie nachtheilig die uneingeschränkte Gewalt derselben für die öffentliche Ruhe seyn könnte. Man suchte daher nicht nur ihre Anzahl zu verringern, sondern man unterwarf sie auch der Oberaufsicht der Militärbehörden und suchte sie auf mancherlei andere Arten einzuschränken. Besonders führte man eine sogenannte Justicia Mayor, oder die Stelle eines Lieutenants des Gouverneurs ein, an welchen sich noch gegenwärtig ein jeder, der einen Rechtshandel anhängig machen will, eben so gut wenden kann, als an den Cabildo, und deren Urtheilsprüche auch ganz eben so gültig sind.

Alle diese Cabildos bestehen erstens aus zwei Alcaden, die jährlich neu gewählt werden. Die dazu erforderlichen Eigenschaften sind, daß man in dem Distrikt des Cabildos wohnen muß, und daß man lesen und schreiben kann. Die Geistlichen und Militärpersonen hingegen, so wie auch überhaupt alle Königl. Beamten, dürfen durchaus nicht zu solchen Alcaden gewählt werden. Ferner bestehen die Cabildos aus wenigstens sechs Regidoren, und bei mehreren sind auch noch überdies verschiedene andere Beamten angestellt.

Kein Flecken oder Dorf hat das Recht, ein Cabildo zu besitzen, sondern der Ort muß von dem König mit dem Titel einer Stadt begnadigt worden seyn, wenn ein solches Gericht, das eigentlich ein vollkommenes Volksgericht ist, in demselben errichtet werden darf. Die Sitzungen der Cabildos haben an bestimmten Tagen statt, und dürfen nicht außerordentlicherweise gehalten werden, ohne vorher den Statthalter oder seinen Stellvertreter davon zu benachrichtigen, und ihm den Gegenstand, worüber berathschlagt werden soll, anzuzeigen. Weder die Alcaden, noch die Regidoren, dürfen mit irgend einem Artikel Handel treiben, der nur entfernt unter die Lebensmittel, die zur Verpflegung der Stadt gehören, gerechnet werden kann. In Rücksicht der Regidoren erstreckt sich dieses Verbot noch weiter, denn diesen ist überhaupt der Handel mit allen Arten von Waaren untersagt, sie mögen ihn nun selbst treiben, oder durch andere Personen unter ihrer Anleitung treiben lassen, außer nur wenn sie eine besondere und ausdrückliche Erlaubniß dazu von dem König erhalten haben.

An denjenigen Orten, wo kein Cabildo vorhanden, ist die Verwaltung der Polizey und der Gerechtigkeit den Einsichten und der Rechtschaffenheit eines einzigen Mannes anvertraut, den der Statthalter unter dem Titel eines Justiz-Lieutenants daselbst anstellt. Seine Jurisdiction erstreckt sich gewöhnlich über drei oder vier Dörfer, und niemand außer ihm hat das Recht, sich auf irgend eine Weise in die öffentlichen Angelegenheiten derselben zu mischen. Da er auch bloß allein dem Statthalter von den Maaßregeln, die er für die öffentliche Sicherheit ergreift, Rechenschaft ablegen muß, so ist seine Gewalt fast ganz ohne Grenzen. Die Prozeßsachen, über welche diese Justiz-Lieutenants ein Urtheil gefällt haben, gehen durch Appellation an die Audienzia; allein bei der gänzlichen Unwissenheit ihrer Gerichts-Untergebenen können sie der Sache

leicht eine Wendung geben, welche sie wollen. Der Regel nach dauert das Amt eines Justiz-Lieutenants nur zwei Jahre, allein sie können immer wieder aufs neue dazu ernannt werden. Man kann sich nach allem diesem leicht denken, daß diese Stellen sehr einträglich seyn müssen, und wirklich werden sie auch für das unfehlbarste Mittel gehalten, um in kurzer Zeit ein großes Vermögen zu sammeln. Sobald daher eine derselben erledigt wird, so melden sich eine Menge von Bewerbern um dieselbe, und oft wird der Statthalter durch Protektion und Familien-Rücksichten verleitet, eine Wahl zu treffen, die er vor seinem Gewissen nicht verantworten kann. Es ist wirklich merkwürdig, daß man keinem Dorfe ein Cabildo verstattet, und sie dagegen lieber dem Despotismus und der Raubsucht eines einzelnen Menschen Preis giebt, dessen Handlungen durch die Gesetze nicht eingeschränkt werden.

Außer den angeführten Gerichtshöfen giebt es noch mehrere andere in Amerika, von welchen bei den verschiedenen Materien, über die sie ausschließlich erkennen, die Rede seyn wird. Auch alle Geistlichen, alle Militärpersonen und alle Königl. Beamten stehen unter besondern Gerichten, und man kann sich daher denken, daß wenige Weiße mehr übrig bleiben, die noch den gewöhnlichen Gerichten unterworfen sind. Diese privilegirten Gerichtshöfe sind unter dem Namen Fueros bekannt, und da ich vielleicht keine Gelegenheit mehr finden dürfte, von dem militärischen Fuero zu sprechen, so will ich ihn hier wenigstens nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Auf den ersten Anblick scheint, was die Spanier einen Fuero nennen, allerdings eine sehr nützliche und vernünftige Einrichtung zu seyn, denn sie besteht im Grunde bloß darin, daß alle Unterthanen von einem gewissen Stande und Gewerbe durch ihre Pares gerichtet werden; allein die Zeit, die alles in der Welt verdirbt, hat auch hier eine Menge von Mißbräuchen eingeführt. Es ist ganz

natürlich, daß das Militär keine andere Obrigkeit habe, als seine Offiziers und die Kriegsgerichte, allein in Amerika erstreckt sich dieses Privilegium sogar auch auf die Landmiliz, zur Zeit, wann sie nicht im Dienste ist, auf alle verabschiedete Militärpersonen, und überhaupt auf jeden Einwohner, der von dem König irgend eine Auszeichnung erhalten hat. Über die gemeinen Soldaten und die Unteroffiziere spricht das Kriegsgericht in letzter Instanz, und das Urtheil desselben braucht bloß noch der Bestätigung des Generalkapitäns, um vollzogen zu werden; die Ehre und das Leben aller derjenigen Personen hingegen, die irgend eine höhere Stelle begleiten, stehen unter dem unmittelbaren Schutze des Königs. In den Fällen der letztern Art werden die sämmtlichen Prozeß-Akten nach Europa geschickt, und die Sache von einem permanenten Kriegesgericht zu Madrid, zu dessen Competenz alle Prozesse der militärischen Fueros gehören, in letzter Instanz entschieden. Überhaupt sind bei den spanischen Gerichten die Formalitäten ganz ohne Zahl und die Prozesse äußerst kostbar. Es giebt, wie ich schon oben bemerkt habe, keine Nation in der Welt, die mehr zu Prozessen geneigt wäre, als die Spanier in Amerika. Zu Caracas allein beläuft sich die Anzahl der Richter, Advokaten, Prokuratoren, Notarien und Schreiber auf 600 Personen; da nun hiervon wenigstens 400 verheirathet sind, so kann man annehmen, daß wenigstens 2000 Personen von dem Schweiß und den Thränen derer leben, welche Prozesse führen.

Das bisher gesagte wird hinreichend seyn, um dem Leser einen Begriff von der Justiz-Verfassung in Terrafirma zu geben, und ich gehe daher nunmehr zur Beschreibung derjenigen Maaßregeln über, die zum Schutz und zur Vertheidigung des Landes daselbst getroffen worden sind. Alle die Provinzen, die zur Generalkapitänerie Caracas gehören, stehen in dieser Rücksicht unter dem Generalkapitän. Die Statthalter der

einzelnen Provinzen sind zwar berechtigt, bei eintretenden Nothfällen nach den Umständen provisorische Maaßregeln zu treffen, allein sie müssen den Generalkapitän unverzüglich davon benachrichtigen und seine Befehle deshalb einholen. Es würde allerdings sehr zweckmäßig seyn, wenn alle diese Provinzen nach einem gemeinschaftlichen Plane vertheidigt würden; allein sie sind sämmtlich so unermeßlich weit von einander entfernt, daß ihre Truppen nur nach langer Zeit und mit der äußersten Anstrengung zusammenstoßen könnten. Der Angriff, den das Land von irgend einem Feinde zu befürchten hätte, würde natürlicherweise von der See her geschehen, und hier würde auch derselbe in jedem Falle, selbst wenn er noch so schwach wäre, der spanischen Macht weit überlegen seyn, denn diese besteht durchaus nur in einigen Schaluppen, die zur Verhinderung des Schleichhandels bestimmt sind, und durch eine einzige Fregatte verjagt werden könnten. Dagegen wollen wir nunmehr sehen, was bei einem Angriffe der verschiedenen Häfen vom Lande her zu hoffen wäre.

Maracaïbo ist von der ersten Stadt, von welcher ein Truppenkorps zu Hülfe geschickt werden könnte, durch eine 60 Stunden weite Wüste getrennt; sie ist daher ganz sich selbst überlassen, und muß einen Feind, der einen Angriff wagen wollte, bloß allein durch ihre eigene Kraft zurück zu schlagen suchen. Der Hafen wird durch drei Forts vertheidigt. Die Garnison besteht aus vier Kompagnien Linientruppen und aus neun Kompagnien Miliz, worunter sich fünf von weißen und vier von farbigten Leuten befinden. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 25000 Seelen, und unter diesen dürften sich im Nothfall ebenfalls noch viele befinden, die ihr Eigenthum auf das tapferste würden vertheidigen helfen.

Sechszig Stunden ostwärts von Maracaïbo liegt Coro, das durch die Unfruchtbarkeit seines Bo-

dens und durch die Armuth seiner Bewohner weit besser vertheidigt wird, als es durch die besten Truppen geschehen könnte. Der Besitz dieser Stadt wäre durchaus von keinem Nutzen, weder als Eroberung, noch als Landungsplatz.

Unter allen Häfen ist Porto = Cabello, 55 Stunden ostwärts von Coro, am besten vertheidigt. Ein, auf einer kleinen Insel erbautes und mit einer Menge von grobem Geschütz versehenes Fort, macht die wesentlichste Stärke davon aus. Es liegt übrigens keine bestimmte Garnison daselbst, sondern in Friedenszeiten wird von Caracas aus eine Kompagnie Linientruppen dahin geschickt, die jährlich abgelößt wird. In Kriegszeiten wird diese Besatzung verdoppelt und noch mit einer Anzahl Miliz verstärkt. Im Fall eines Angriffs würde die sämmtliche Miliz aus Valencia und den Thälern Aragoa herbeiströmen und dadurch in wenigen Tagen die Besatzung bis auf 3000 Mann verstärkt werden können.

Im Jahr 1739 scheiterten die Engländer in einem Angriffe auf den Hafen Goayre, der 25 Stunden ostwärts von Porto = Cabello entfernt ist, und doch war dieser Hafen damals bei weitem noch nicht so gut befestigt, als er es heut zu Tage ist. Da er zum Schutz von Caracas bestimmt ist, das nur 5 kleine Stunden davon entfernt liegt, so hat man alles für dessen Vertheidigung gethan, was man für ein solches Bollwerk der Hauptstadt verlangen konnte. Auch würde im Fall eines Angriffs die beständige, außerdem für den Handel so äußerst beschwerliche Bewegung des Meeres auf seiner Rhede den Spaniern von dem wesentlichsten Nutzen seyn. Das stärkste Geschwader ist hier bei einer gehörigen Vertheidigung nicht im Stande, eine Landung zu bewirken, sondern kann mit leichter Mühe gänzlich zu Grunde gerichtet werden. Gesetzt aber auch, der Feind setzte sich wirklich in den Besitz von Goayre, so wäre er darum doch noch nicht Meister von Cara=

cas, denn der Weg, der von der ersten Stadt zu dieser führt, ist absichtlich auf eine solche Art angelegt worden, daß Caracas bei jedem Schritte auf demselben vertheidigt werden kann. Er führt im Zickzack über den steilen Berg, der zwischen den beiden Städten liegt, und oben auf dem Berge sind zwei Forts erbaut, die den ganzen Weg in mehreren Richtungen bestreichen können.

Die Stadt Cumana, die ohngefähr 100 Stunden ostwärts von Goayre liegt, würde ebenfalls einem Feinde sehr viel zu schaffen machen. Sie liegt über einen Kanonenschuß von dem Meer entfernt, und ein Angriff auf dieselbe von den Schiffen aus, würde daher ganz vergebens seyn. Im Fall einer Landung aber würde ein in der Stadt erbautes Fort, das reichlich mit Geschütz versehen ist, die größten Verheerungen unter den feindlichen Truppen anrichten; außerdem würden auch die darin liegenden drei Kompagnien Linientruppen und die eilf Kompagnien Weiße, und eilf farbigte Miliz ihr Leben und ihr Eigenthum auf das nachdrücklichste zu vertheidigen suchen. Im Jahr 1741 war von den Engländern der Versuch gemacht worden, sich dieser Stadt zu bemächtigen, allein nach einem vierstündigen sehr nachtheiligen Gefechte hatten sie sich genöthigt gesehen, sich wieder zurückzuziehen, und den Plan gänzlich aufzugeben.

Die Insel Margaretha, die 4 Stunden nordwärts von Cumana liegt, wird theils durch die Natur, theils durch eine Kompagnie Linientruppen, vier Kompagnien Weißer und vier Kompagnien farbigter Miliz vertheidigt. Diese Insel ist übrigens ihrer Produkte wegen nichts weniger als anziehend, denn der Boden auf derselben ist so unfruchtbar, daß nur in einigen wenigen Gegenden etwas Baumwolle gebaut werden kann. In militärischer und merkantilischer Rücksicht hingegen verlohnte es sich allerdings der Mühe, sich in den Besitz derselben zu setzen.

Alles

Alles bisher Gesagte betrifft jedoch nur die Vertheidigung der von einem Feinde angegriffenen Häfen, und wenn es ein Grundsatz des Völkerrechts wäre, daß ein Land nur in seinen befestigten Punkten angegriffen, oder daß nirgends anders auf der Küste desselben gelandet werden dürfte, als in den Häfen, so ließ sich allerdings von denen in Terrafirma aller mögliche Widerstand erwarten. Auf einer Küste hingegen, wo die Häfen immer 60 bis 100 Stunden von einander entfernt sind, und wo sich in diesen großen Zwischenräumen eine Menge von Flüssen und von bequemen Landungsplätzen befinden, ist das Aufhäufen des schweren Geschützes in den Häfen durchaus zwecklos. In neueren Zeiten hat man in der militärischen Taktik den Grundsatz, daß man keine festen Plätze hinter sich zurücklassen darf, ganz aufgegeben, und wenn diese neue Methode in einem Lande wie Europa, das mit den festesten Städten übersäet ist, durch die Erfahrung bestätigt worden ist, um wie viel mehr muß sie nicht in einem solchen Lande anwendbar seyn, wo die festen Punkte auf der Küste so außerordentlich weit von einander entfernt liegen, daß man auch in der günstigsten Jahreszeit, wegen der abscheulichen Wege, mehrere Monate braucht, um mit Truppen von dem einen zu dem andern zu gelangen. Die Seehäfen angreifen, hieße daher gerade diejenigen Punkte auswählen, wo der meiste Widerstand zu finden ist; dahingegen ein Feind, der in einiger Entfernung von denselben landete, weder Geschütz, noch auch viele Truppen zu befürchten haben würde. Sobald die Landung bewirkt wäre, so dürften diese nämlichen Schiffe nur vor die Seehäfen hinsegeln, um die Besatzung derselben zu verhindern, den eben gelandeten Truppen mit Nachdruck entgegen zu rücken. Hierdurch würde der Feind Zeit gewinnen, immer weiter in dem Lande vorzudringen, nach und nach würde er sogar den von den Schiffen blockirten Seehäfen alle Kommunikation mit dem In-

nern des Landes abschneiden, und sie daher durch Hunger zwingen, sich zu ergeben.

Diese Art, das Land zu erobern, würde übrigens in den französischen und englischen Kolonieen nicht anwendbar seyn, denn die Städte liegen in denselben alle an der Küste, die sämmtlichen in dem Innern des Landes gewonnenen Produkte werden immer sogleich nach ihrer Erndte in die Magazine dieser Städte hingeschafft, und daher würde ein Feind, der in das Innere vorgedrungen wäre, nicht nur keine Lebensmittel daselbst finden, sondern die Truppen, die er in den Städten hinter sich zurück ließe, würden ihm auch bald in den Rücken fallen und ihn ohne große Schwierigkeiten aufreiben. In Terrafirma hingegen und fast in allen spanischen Besitzungen in Amerika ist es gerade umgekehrt; die ansehnlichsten Städte liegen nämlich daselbst in dem Innern des Landes, und sind ganz von aller Vertheidigung entblößt. In dem ganzen Lande findet man überall große Vorräthe von Getreide, von Früchten und von Lebensmitteln aller Art, und auch in den zahlreichen Heerden von Ochsen, Maulthieren, Pferden, Schaafen u. s. w., würde die stärkste Armee eine unerschöpfliche Quelle von Hülfsmitteln finden, so daß sie für nichts weiter zu sorgen hätte, als für gute Karten und sichere Führer. In dem spanischen Amerika sind die Seehäfen mit einem Worte in Rücksicht ihres Unterhalts und ihrer Verpflegung, von dem Innern des Landes abhängig, in allen übrigen Kolonieen hingegen hat gerade das Gegentheil statt. Es ist jedoch jetzt Zeit, daß ich von dem Zustande des Militärs in den Provinzen von Caracas noch einige Worte beifüge.

Spanien besaß diese Provinzen schon über 250 Jahre, ohne daß sich daselbst Linientruppen befunden hätten. Zur Unterhaltung der Sicherheit im Innern wurden von den Statthaltern der einzelnen Provinzen eine Art von Wächtern angestellt, die zwar besoldet

wurden, aber keine eigentlichen Soldaten waren. Erst im Jahr 1768 wurde zu Caracas auf Befehl des Königs ein förmliches Regiment errichtet, das aus einer Grenadier-Kompagnie und aus eilf Musquetier-Kompagnien, wovon jede 77 Mann stark ist, besteht. Das ganze Regiment, das 918 Mann stark ist, liegt zu Caracas, zu Goayre und zu Porto-Cabello in Garnison; seine Rekruten erhält es alle aus Spanien, wo sich beständig ein Offizier desselben auf Werbung befindet. Der Sold desselben sowohl für den Staab, als für die sämmtlichen Offiziers und Gemeinen, beträgt jährlich eine Summe von 10,800 Piastern. Ausserdem befinden sich auch noch vier Kompagnien Linientruppen zu Maracaïbo, drei zu Cumana, drei zu Guiana und eine zu Varinas. Das Artilleriekorps besteht aus einer Kompagnie von 100 Mann, aus zwei Kompagnien weißer Milizen, aus vier von farbigten und aus zwei von schwarzen Milizen, die sich in der Provinz Caracas aufhalten. Zu Cumana befindet sich ebenfalls eine Kompagnie Artilleristen, so wie auch noch eine zu Guiana und eine zu Maracaïbo, welche letztere halb aus farbigten Leuten und halb aus schwarzen besteht.

Alle Mutterländer hegen in Rücksicht ihrer Kolonieen den Grundsatz, daß die sämmtlichen Einwohner derselben zur Erhaltung der äußern und innern Sicherheit beitragen müssen. Es wäre viel zu kostspielig, wenn zur Vertheidigung gegen alle mögliche feindliche Angriffe beständig eine hinlängliche Anzahl von Truppen daselbst unterhalten werden müßte; daher wird nur der gewöhnliche Garnisondienst in den Städten von Linientruppen verrichtet und für alle außerordentliche Fälle, wo von innen oder von außen irgend eine Gefahr eintreten kann, ist aus den sämmtlichen Einwohnern ein Korps von Milizen organisirt worden. In den Provinzen von Terrafirma ist jedoch diese Einrichtung erst im Jahr 1769 getroffen worden. Alle

vornehmen Creolen rechnen es sich zur Ehre, als Offizier bei diesem Corps angestellt zu werden, und die öffentliche Meinung macht auch wenig Unterschied zwischen dem Dienst bei demselben und bei den Linientruppen. Der Marquis del Toro, einer der reichsten Männer in Caracas, macht sich eine Ehre daraus, Oberster von dem Bataillon Miliz aus den Thälern von Aragoa zu seyn, und der Graf Saint-Xavier, der ihm an Reichthum und Geburt nichts nachgiebt, fühlte sich sehr geehrt, als ihm der König im Jahr 1803 das Kommando über das Miliz-Bataillon von Caracas übertrug.

Sobald nun irgend ein Krieg ausbricht, so müssen alle diese Milizen sich zum Marschiren beständig bereit halten; besonders werden sie häufig gebraucht, um die Garnisonen in den Seehäfen und der Hauptstadt zu verstärken. In Friedenszeiten werden sie beständig in den Waffen geübt; der Generalkapitän hält wenigstens einmal im Jahr über diejenigen, die sich in der Nähe seiner Residenz befinden, Musterung, und das nämliche thun auch die Statthalter in ihren verschiedenen Provinzen.

Die farbigten Leute formiren eine besondere Miliz, wobei die Offiziers bis zum Kapitän von ihrer Farbe, alle höheren aber Weiße sind.

Unter dieser Miliz muß jeder Einwohner von 15 bis zu 45 Jahren Dienste thun, und nur allein geistliche Personen, Richter, Advokaten, Ärzte, Apotheker, Chirurgen, Verwalter der Königlichen Einkünfte und Schullehrer sind davon befreyt; die Söhne hingegen und die Dienstboten dieser befreiten Personen müssen, wie alle andere Einwohner, sich ebenfalls unter diese Miliz aufnehmen lassen. Auch diejenigen Kaufleute, die ins Große handeln, sind davon befreit, und jedem solchen Handlungshause wird auch noch ein Diener frei gegeben. Die kleineren Kaufleute haben dieselbe

Begünstigung ebenfalls zu erhalten gesucht, allein sie ist ihnen wiederholt abgeschlagen worden. Wer sich diesem Dienste entzieht, wird auf das strengste bestraft, und findet sich einer in Kriegszeiten nach einem geschehenen Aufgebot nicht bei seinem Korps ein, so wird er nach den Gesetzen zu zweijähriger Galeerenstrafe verurtheilt. Wenn die Milizen im Felde oder in der Garnison stehen, so haben die Offiziers das nämliche Traktament wie die Offiziers von gleichem Grade der Linientruppen zu genießen, und auch die Gemeinen werden ohngefähr auf die nämliche Art bezahlt. Die sämmtlichen Offiziers bei allen den verschiedenen Miliz-Kompagnien müssen, so wie die von den Linientruppen, Edelleute seyn, und dies ist auch der eigentliche Talisman, durch den die große Achtung, worin sie stehen, bewirkt wird.

Die Anzahl der gesammten Kriegsmacht, sowohl an Linientruppen als an Artillerie und Miliz, beläuft sich in der Provinz Caracas und den dazu gehörigen Thälern auf 6,558 Mann, in der Provinz Cumana auf 2916 Mann, zu Maracaïbo auf 1218 Mann, in Guiana auf 1120 Mann, und auf der Insel Margaretha auf 1247 Mann. Die gesammte Kriegsmacht in den sämmtlichen Provinzen der General-Kapitänerie beträgt daher 13,059 Mann, worunter jedoch alle Arten von Milizen, sowohl von Weißen, als von farbigten Leuten, und von freien Schwarzen mit inbegriffen sind.

Sechstes Kapitel.

Von der kirchlichen Verfassung des Landes.

Die katholische Religion ist in allen spanischen Kolonieen, so wie in dem Mutterlande selbst, nicht nur die herrschende, sondern auch die ausschließlich geduldete; jeder andere Religionsverwandte würde sich äußerst schlecht daselbst befinden. Die Inquisitionsgerichte, die zu Mexico, Lima und Carthagena ihren Sitz haben, sind in dem ganzen spanischen Amerika die unerbittlich strengen Beschützer und Vertheidiger des wahren Glaubens. Sie können zu Geldstrafen, zur Konfiskation des Vermögens, zur Verbannung, zu den Galeeren und zum Feuertode verurtheilen, und die weltlichen Richter, sogar auch die Audienzias, dürfen gegen ihr Urtheil nicht nur nichts einwenden, sondern müssen dasselbe vielmehr unbedingt vollziehen. Eine ihrer wesentlichsten Obliegenheiten besteht darin, daß sie alle sowohl für die Religion als für die Sitten und für die öffentliche Ruhe nachtheiligen und gefährlichen Bücher mit dem Bannstrahl belegen, und ihre Wachsamkeit ist auch in diesem Stücke so groß, daß unter allen Zweigen der spanischen Verfassung keiner, sowohl in Europa als in Amerika, pünktlicher verwaltet wird, als die Bücherpolizey.

Alle Bücher, sie mögen kommen woher sie wollen, dürfen nicht eher frei gebraucht werden, als bis sie von den Kommissarien der Inquisition für ganz orthodox und unschädlich erklärt worden sind. Kein Buchhändler darf ein von der Inquisition verbotenes Buch kaufen und verkaufen; im Übertretungsfalle muß er 200 Dukaten bezahlen, darf zwei Jahre lang keinen

Handel mehr treiben und wird auf eben so lange aus seinem Wohnorte verbannt. Jeder Reisende, der Bücher bei sich hat, wenn er die spanischen Lande betritt, muß sie den Kommissarien der Inquisition einzeln und bestimmt angeben und abwarten, ob er sie behalten darf, oder ob sie ihm weggenommen werden. Kommt es heraus, daß seine Angabe nicht ganz vollständig und richtig ist, so werden seine sämmtlichen Bücher konfiscirt und er muß noch überdies eine Strafe von 200 Dukaten bezahlen. Auch sogar die Bücherverzeichnisse, welche die Spanier aus dem Auslande kommen lassen, müssen vorher an das heilige Gericht zur Untersuchung abgeliefert werden.

Zuweilen ertheilt jedoch die Inquisition solchen Personen, von deren Grundsätzen nichts zu befürchten ist, die Erlaubniß, verbotene Bücher zu lesen; diese Erlaubniß erhalten jedoch gewöhnlich nur Geistliche und Mönche, und sie erstreckt sich auch nicht über alle Arten von Büchern, denn manche darunter sind so streng verboten, daß sowohl die Inquisition als auch selbst der Papst sie nur in äußerst seltenen Fällen zu lesen erlauben. Befinden sich in einem Buche nur einzelne hetherodoxe Stellen, so wird dasselbe, wie man sich ausdrückt, gereinigt, d. h. die schädlichen Stellen werden auf eine solche Art darin ausgestrichen, daß sie durchaus nicht mehr lesbar sind, und alsdann darf das Buch verkauft oder auch wohl eine neue Auflage davon veranstaltet werden. Sind hingegen die Grundsätze in dem ganzen Werke tadelhaft, so wird dasselbe auf eine solche Art verboten, daß es schlechterdings nicht eingeführt, nicht verkauft und von niemand gelesen werden darf. In dem im Jahr 1790 gedruckten Katalog von den in den letzten zwei Jahrhunderten durch die Inquisition verbotenen Büchern, findet man die Namen von 5420 Schriftstellern, deren Werke von diesem Gerichte für allgemein schädlich und verderblich erklärt worden sind; hierunter ist die zahllose Menge

von anonymen Schriften noch nicht begriffen, denen das nämliche Schicksal zu Theil geworden ist. In diesem Katalog befinden sich vorzüglich die Schriften von Bayle, Luther, Calvin und den sämmtlichen Vertheidigern ihrer Lehre, ferner von Voltaire, Rousseau, Raynal, Racine, Addison, Arnaud, Argenson, Beccaria, Marmontel (wegen seines Belisaire's), Bernier, Boileau, Tycho-Brahē, Lafontaine, Labruyère, Ganganelli, Condillac, Montesquieu, Diderot, Helvetius, Fontenelle, Hübner, Hume, Oxenstiern, Puffendorf, Filangieri, Millot, Mably, Dupaty, Fenelon u. a. m. begriffen, und auch sogar der arme Robinson Crusöe befindet sich unter dieser Anzahl.

Ohngeachtet man aber in den spanischen Colonieen die Religion in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten sucht, so besitzt doch der Papst keinen unmittelbaren Einfluß in denselben; man glaubt zwar daselbst allgemein an seine Heiligkeit, seine Unfehlbarkeit, an die Kraft seiner Ablässe und die Gültigkeit seiner Dispensationen, allein es ist eine solche Einrichtung getroffen, daß die päpstlichen Lichtstrahlen nicht anders als durch das Prisma der Königl. Gewalt dahin gelangen können. Nur in einzelnen wenigen Fällen kann der heilige Stuhl unmittelbar Befehle in die spanischen Kolonieen erlassen; alle übrigen Verfügungen der Päpste, alle Breve's, Bullen, Dispensationen, Indulgenzen, und wie sie sonst Namen haben mögen, werden von Rom aus dem Könige von Spanien zugeschickt, und dieser hat die nähere Untersuchung, ob die Ausführung derselben zuträglich ist oder nicht, ausschließlich dem hohen Rathe von Indien übertragen. Durch diese Einschränkung der päbstlichen Macht hat die Gewalt des Königs in Indien einen beträchtlichen Zuwachs bekommen, denn kein Spanier kann hoffen, irgend eine Stelle, in welchem Departement es sey, zu bekommen, als

nur allein durch die Gnade des Königs. Von dem Unteroffizier an bis zum Vice-König, von dem Gerichtsdiener bis zum obersten Chef der Justiz, von dem untersten Rechnungsbeamten bis zum Intendanten, von dem Kirchenthürsteher bis zum Erzbischoff werden alle Stellen ohne irgend eine Ausnahme von dem Könige vergeben. Hierin liegt auch hauptsächlich der Grund, warum die Gewalt des Königs in Amerika noch niemals angefochten worden, und so unerschütterlich fest gegründet ist.

Das Patronatrecht gehört zu Folge päbstlicher Bullen ausschließend dem Könige zu und es darf daher in Amerika keine Kirche erbaut, kein Kloster und kein Hospital ohne die Erlaubniß des Königs gestiftet werden. Die Erzbischöffe, Bischöffe und Aebte werden zwar von dem Pabste ernannt, allein der König schlägt ihm jedesmal das bestimmte Subjekt dazu vor. Die Canonikate werden von dem Könige allein vergeben und dienen gewöhnlich zur Besoldung für alte Geistliche, die eine lange Reihe von Jahren hindurch mit treuem Eifer und Fleiß beschwerliche Pfarrstellen verwaltet haben. Auch diese gemeinen Pfarreien werden ebenfalls in Indien von dem Könige vergeben, und zwar durch seinen dasigen Stellvertreter, den Vice-König oder Generalkapitän, dem der Bischoff drei Subjekte dazu vorschlägt, aus welchen derselbe eine Wahl treffen muß.

In der Generalkapitänerie Caracas befinden sich drei Bisthümer. Das erste war ursprünglich zu Coro und wurde i. J. 1636 nach Caracas verlegt; das zweite ist zu Merida in der Provinz Maracaïbo und das dritte zu St. Thomē in Guiana. Die Einkünfte der Bischöffe bestehen in dem vierten Theil der Zehnten und es hat schon Jahre gegeben, wo diese Einkünfte sich für den Bischoff von Caracas auf 70,000 Piaster belaufen haben; durch den Krieg ist jedoch in neuern Zeiten der Preis aller Produkte so

sehr gesunken, daß dieser Bischoff gegenwärtig seine Einkünfte höchstens auf 40,000 Piaster bringen kann. Der Bischoff von Merida hat ohngefähr den vierten Theil so viel Einkünfte als der Bischoff von Caracas. Der Bischoff von Guiana erhält gar keine Zehnten, sondern seine Besoldung, die 4000 Piaster beträgt, wird ihm aus der Königl. Kasse bezahlt. Die sämmtlichen Bischöffe müssen dem König das ganze erste Jahr ihre Einkünfte abtreten und so sehr sie sich auch über die Bezahlung dieser Annaten wiederholt beschwert haben, so konnten sie doch bisher nichts weiter bewirken, als daß sie dieselben in 6 Jahren, jährlich zum sechsten Theil, abtragen dürfen. Auch müssen sich die sämmtlichen Bischöffe persönlich in ihrer Diöces aufhalten und bei Antretung ihrer Stelle sich durch einen feierlichen Eid anheischig machen, daß sie die Rechte des Königlichen Patronats auf keinerley Weise beeinträchtigen wollen.

Jeder Bischoff besitzt ein sogenanntes geistliches Gericht, das über alle geistlichen Angelegenheiten, über Heirathen, Begräbnisse, Legitimationen, Aussteuer der Nonnen, Schenkungen an Kirchen und andere fromme Stiftungen, und über Legate, die zu Messen, zu Befreiung von Gefangenen, oder zu andern frommen Absichten vermacht werden, zu entscheiden hat.

In dem Hauptorte von jedem Bisthum befindet sich ein Kapitel, welches nach Verhältniß der Einkünfte des Sprengels mehr oder weniger Mitglieder enthält. Das Bisthum Caracas, als das reichste, hat auch das zahlreichste Kapitel; es besteht außer einem Dechant, einem Unterdechant und Schatzmeister, noch aus zwölf Präbendarien.

Die Seelsorge in Amerika ist wie überall derjenigen verehrungswürdigen Klasse von Geistlichen anvertraut, die unter dem bescheidenen Titel von Pfarrern bekannt sind. In dem spanischen Indien werden dieselben in drei Klassen eingetheilt, nämlich in Rektoren,

in Doctrinarien und in Missionarien. Die erstern sind diejenigen, die an solchen Orten angestellt sind, wo bloß allein, oder doch größtentheils, Spanier wohnen; die zweiten verrichten die geistlichen Geschäfte in den Dörfern der civilisirten Indianer, und die dritten sind diejenigen Mönche, die den wilden Indianern das Christenthum predigen und sie allmählig zum gesellschaftlichen Leben zu gewöhnen suchen. Die Besoldung der Rektoren bestand ehemals in einem Theil der Königl. Zehnten, allein weil in neuern Zeiten zwischen den Rektoren in den Städten und denen auf dem Lande ein Streit über die Vertheilung derselben entstand, so ist ihnen auf Königl. Befehl dieses Einkommen gänzlich entzogen worden und sie sind bloß auf die zufälligen Einkünfte ihres Amtes oder die sogenannten Accidenzen eingeschränkt worden. Es ist jedoch hierbei zu bemerken, daß diese letztern bei weitem stärker und beträchtlicher sind, als in irgend einem andern Theile der Christenheit. Die Doctrinarien haben weit weniger Einkünfte, denn es ist ihnen verboten, für die Copulationen, die Taufen und Leichenbegängnisse der Indianer die geringste Bezahlung zu fordern und anzunehmen. Sie beziehen dagegen eine fixe Besoldung, die sich jedoch nicht höher als auf 200 Piaster beläuft und ihnen aus der Königl. Kasse bezahlt wird; außerdem bekommen sie auch noch von allen Getraide- und Gemüßarten, die auf neubearbeiteten Strecken Landes gewonnen werden, die Erstlinge. Diesen indianischen Pfarrern werden von den Missionarien diejenigen Indianer zugeschickt, die schon durch sie einige Grundsätze der Civilisation angenommen und sich zum Christenthum bekehrt haben.

Die Eroberung von Amerika wurde im Anfang wie ein wahrer Kreuzzug behandelt, wo man nicht nur das Land erobern sondern auch zu gleicher Zeit das Christenthum einführen wollte, und wo daher beständig in der einen Hand das Schwerdt und in der

andern das Kreuz getragen wurde. Werde ein Christ oder stirb, pflegte man zu dem Indianer zu sagen, und du kannst es auf keine andere Art werden, als wenn du denen, die dir diese Wohlthat verschaffen, deine Freiheit und dein Vermögen aufopferst. Durch diesen schändlichen Mißbrauch des Rechts des Stärkern wurden die furchtbarsten Greuelthaten verübt, bis endlich die Könige von Spanien in Erfahrung brachten, wie sehr in ihrem Namen und ohne ihr Wissen die Menschheit beleidigt und geschändet wurde. Sie entzogen daher dem Militär das ganze Bekehrungs-Geschäfte, und befahlen, daß die Bekehrung der Indianer in Zukunft nur allein solchen Männern anvertraut werden sollte, die Muth genug besäßen, um mit Gefahr ihres Lebens das Evangelium zu predigen, die alle irdischen Reichthümer verachteten, die Geduld und Fähigkeiten genug hätten, um die Indianer durch Zureden und durch sanfte Behandlung ihrem wilden Zustande zu entreißen, und deren Gesundheit endlich stark genug wäre, um durch nachtheilige Witterung und ungesunde Lebensmittel nicht zu Grunde gerichtet zu werden. Alle diese Tugenden und Eigenschaften besaßen die ersten spanischen Missionarien in der neuen Welt in einem hohen Grade, und durch die Unternehmungen dieser würdigen Männer wurde es endlich auch, aber freilich erst gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts, dahin gebracht, daß überhaupt alle militärischen Expeditionen gegen die Indianer, sie mochten einen Zweck haben, welchen sie wollten, außer nur den der Selbstvertheidigung, von dem Könige gänzlich verboten wurden. Im Jahr 1656 wurden aus Spanien acht Franciskanermönche als Missionarien nach Terrafirma geschickt, die zu Cumana landeten und ihre apostolischen Arbeiten in demjenigen Theile des Landes anfingen, der zwischen den Flüssen Unare und Barcellona liegt und unter dem Namen Piritu bekannt ist. Lange vorher hatte man vergebens an der Bekeh-

rung und Unterjochung der Indianer, die in diesem Distrikte wohnten, gearbeitet, denn sie mußte von desto größerer Wichtigkeit seyn, weil außerdem keine Communikation zwischen den beiden Provinzen Venezuela und Barcelona statt haben konnte. Die Missionarien erreichten diesen heilsamen Zweck schon nach wenigen Monaten und noch vor Ende des gedachten Jahres legten sie das Dorf la Conception de Piritu daselbst an. Durch beharrliche Mühe und Anstrengung brachten sie es auch nach und nach dahin, daß die sämmtlichen Wilden in dieser ganzen Gegend sich zum Christenthum und zum gesellschaftlichen Leben bekehrten, und aus erbitterten Feinden getreue Unterthanen des Königs von Spanien wurden. Diese ehrwürdigen Apostel drangen mit glühendem Eifer weit tiefer in das Innere des Landes ein, als jemals zuvor und auch seitdem von irgend einer andern Mission geschehen war, denn sie bekehrten alle Indianer bis an den Orinoco und gingen über diesen Fluß hinüber bis an den Rio-Negro, wo sie noch heut zu Tage ihre Arbeiten fortsetzen. Diese Mission nimmt eine Strecke von mehr als 500 Quadratstunden ein, und es ist schon eine zahllose Menge von Mönchen, die nach und nach aus Spanien dahin gekommen sind, und die noch täglich dahin geschickt werden, auf dieselbe verwendet worden.

Ohngefähr in der nämlichen Zeit wurden auch einige arragonische Kapuziner nach Indien geschickt, um in der Provinz Cumana, wo sich die spanische Oberherrschaft kaum noch auf den nächsten Umkreis von der Stadt dieses Namens erstreckte, eine Mission anzulegen. Durch ihre Bemühungen wurde nach und nach die ganze Ebene bekehrt und unterwürfig gemacht, allein die kaum zugänglichen Gebirge setzten den frommen Vätern Schwierigkeiten entgegen, die bis auf den heutigen Tag noch nicht besiegt sind. Uebrigens erhält diese Mission noch immer fort alle Mönche, deren

sie benöthigt ist, ausschließlich nur aus der Provinz Arragonien.

Durch das Beispiel und den glücklichen Erfolg dieser beiden Missionen aufgemuntert, begaben sich auch einige Kapuciner in die Provinz Venezuela, um daselbst das Evangelium zu predigen. Diese Provinz war damals noch gänzlich mit wilden und äußerst grausamen Indianern bevölkert, durch welche alle Communikation der Städte unter einander, außer nur mit großen Umwegen, gänzlich versperrt wurde. Je mehr Mühe man sich gegeben hatte, diese Indianer mit Gewalt der Waffen zu unterjochen, desto mehr würden sie in ihrer Vorliebe für die wilde Lebensart in Wäldern, und in ihrem Haß gegen die Spanier bestärkte. Den eifrigen Bemühungen dieser ehrwürdigen Männer hat man es jedoch zu verdanken, daß nach und nach eine große Menge von einzelnen in dieser Provinz wohnenden indianischen Nationen sich freiwillig der spanischen Oberherrschaft unterwarfen, daß sehr viele neue Städte und Dörfer entstanden, und daß endlich die ganze Provinz Venezuela bis an die Ufer des Orinoco, wo man vorher schlechterdings nicht hatte hinkommen können, civilisirt und zum Christenthum bekehrt wurde. Durch die gänzliche Unterwerfung aller Indianer ist die Mission überflüßig geworden und hat daher gegenwärtig ganz aufgehört.

In mehrern andern Gegenden, z. B. in der Provinz Maracaïbo und in Guiana, sind nach und nach ähnliche Missionen angelegt worden, deren fromme Bemühungen mehr oder weniger mit einem glücklichen Erfolg belohnt wurden. Alle diese frühern Missionarien in Indien verdienen allergings die Bewunderung jedes vernünftigen Menschen. Die Missionarien wurden zu diesen Unternehmungen durchaus nicht gezwungen, denn kein Mönch in Spanien hat noch jemals den Befehl erhalten, sich zu einer Mission nach Amerika zu begeben; sie verließen alle freiwillig ihr

Vaterland, ihr gewohntes Klima, ihr ruhiges Leben und begaben sich in ein mörderisches Land, wo alle Elemente sich gegen die Europäer verschworen zu haben scheinen. Die Gefahren, denen jedermann daselbst gemeinschaftlich ausgesetzt ist, sind jedoch nichts in Vergleich mit denen, welchen diese Missionarien Trotz boten. Kaum waren sie daselbst angelangt, so begaben sie sich auch sogleich in das Innere der dicksten Waldungen, ohne eine andere Nahrung als wilde Früchte, ohne andern Schutz, als den der Vorsehung, und ohne andere Hoffnung, der Wuth der Eingebornen zu entgehen, als die sich auf die wohlthätige Wirkung der Moral gründete; auf diese Hoffnung war jedoch, so lange sie die Sprache dieser Völker nicht verstanden und sie folglich in den Grundsätzen der Moral nicht unterrichten konnten, durchaus nicht zu rechnen. Wie oft sind diese würdigen Väter von den Wilden sogleich bei ihrer Ankunft, in Stücke zerrissen worden! Wie oft sind sie eine Beute der reißenden Thiere oder ein Opfer des Hungers und der Krankheiten geworden! Und wie oft hat man nicht die umgekommenen Mitglieder der Missionen aufs neue ersetzen müssen! daß sich auch zu diesem Ersatz immer noch Subjekte vorfanden, die, ohngeachtet sie nunmehr schon durch Erfahrung überzeugt waren, daß sie einem gewissen Tode entgegen gingen, sich dennoch freiwillig zu Märtyrern der christlichen Religion anboten, dies ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß sie in der Geschichte der Menschheit aufgezeichnet zu werden verdient.

Dieser heilige Eifer der frühern Missionarien ist jedoch heut zu Tage gänzlich erkaltet und existirt nur noch auf den Lippen. Es melden sich zwar noch immer viele Mönche in Spanien, welche die verstorbenen Missionarien in Amerika ersetzen wollen, und ihre Absicht ist auch ohne allen Zweifel bei ihrer Abreise aus Spanien ganz rein; allein wenn sie bei ihrer Ankunft in Amerika sehen, daß ihre Mitbrüder ein Leben

führen, das mehr nach dem Geist der Menschen als nach dem Geiste Gottes ist, so finden sie es ebenfalls bequemer, dem Beispiele anderer zu folgen, als ein neues aufzustellen. Man muß sehr muthvoll seyn, um einen ruhmvollen Tod einem gemächlichen Leben vorzuziehen, und wenn es jedermann wäre, so würde der Muth aufhören eine Tugend zu seyn.

Heut zu Tage besorgen die Missionarien die geistlichen Angelegenheiten in den von den unterworfenen Indianern bewohnten Dörfern. In jedem Dorfe befindet sich nur einer, der Priester und Fürst in einer Person ist. In allen diesen Dörfern werden keine andern Einwohner als Indianer geduldet und zugelassen, und diese von den Gesetzen zu andern Zwecken getroffene Maaßregel gereicht ganz zum Vortheil der Missionarien. Sie wenden daher auch alle mögliche Sorgfalt an, um jeden fremden Einfluß von ihren Untergebenen abzuwenden. Wenn irgend ein Spanier zufällig in diese Dörfer kömmt, so darf er, wenn es des Abends ist, nur die Nacht daselbst zubringen, und ist es noch hoch am Tage, eine Mahlzeit zu sich nehmen und sich einige Zeit daselbst ausruhen. Der Missionarius beherbergt ihn in seinem eigenen Hause und verhindert sorgfältig jedes Verkehr zwischen ihm und den Indianern; auch darf sich derselbe unter keinerley Vorwande länger, als durchaus nöthig ist, in dem Dorfe aufhalten. Hierdurch wird es nun gänzlich unmöglich gemacht, die Art, wie sich diese Missionarien in ihren Dörfern benehmen, und wie sie die Indianer behandeln, genau kennen zu lernen; man kann jedoch keine große Meinung von ihrem Eifer und der Zweckmäßigkeit ihrer Arbeiten bekommen, weil es mit der Bekehrung der Indianer, die schon seit mehrern Generationen von Vater auf Sohn ihrem Unterricht übergeben sind, so äußerst schlecht von statten geht. Außer diesem Mangel an Bekehrungseifer macht man ihnen jedoch auch noch andere Vorwürfe. Sie dürfen z. B.

von

von den Indianern durchaus keine Bezahlung für irgend eine geistliche Verrichtung annehmen, und dieses Gesetz übertreten sie auch wirklich nicht gerade zu; dagegen verkaufen sie ihnen aber Rosenkränze, Skapuliere und kleine Muttergottes- und Heiligenbilder mit einem Gewinn von wenigstens tausend Procent. Dem armen Indianer wird mit dem Zorne Gottes gedroht, wenn er nicht so lange kauft, als der Missionarius noch etwas zu verkaufen hat, und diese Spekulation, so kleinlich und unbedeutend sie auch auf den ersten Blick zu seyn scheint, wird das Jahr hindurch so oft wiederholt, daß allerdings ein sehr beträchtlicher Gewinn dabei herauskommt. Auch werden die Indianer von ihnen gezwungen, mehr als ihre Kräfte tragen können, für sie zu arbeiten. Diese Grausamkeit wird so weit getrieben, daß häufig Deputationen von Indianern nach Caracas kommen, die bei dem Bischof und dem Generalkapitän gegen diesen Despotismus die bittersten Klagen führen. Viele Missionarien geben sich auch mit Handelsgeschäften und sogar mit dem allerverächtlichsten Schleichhandel ab; man hat Beispiele, daß manche von ihnen, ihrer Ordensregel zuwider, sich ein Vermögen von 60 bis 80,000 Piastern zusammengescharrt haben.

Die Besoldung der sämmtlichen Missionarien besteht in einer gewissen Summe baaren Geldes, die ihnen aus den Königl. Kassen ausgezahlt wird. Die Missionarien in Guiana erhalten jedoch seit 1791 diese Besoldung nicht mehr, weil sie, wie man angiebt, reich genug sind, um dieselbe entbehren zu können. Die dasigen Kapuziner-Missionarien besitzen nämlich, alle gemeinschaftlich, äußerst zahlreiche Heerden von Rindvieh. Die ersten Mönche von diesem Orden, die im Jahr 1725 dahin kamen, liefen Gefahr Hungers zu sterben, weil das ganze Land durchaus noch unbearbeitet war; um nun nicht, wie die Jesuiten vor ihnen gethan hatten, die Mission feigerweise wieder auf-

geben zu müssen, begaben sich zwei von ihnen in die Provinz Barcelona und suchten daselbst von den frommen Einwohnern einige Kühe zu erbetteln, die, wenn sie sich vermehren würden, der gesammten Mission von Guiana gemeinschaftlich zugehören sollten. Es glückte diesen Abgeordneten auch wirklich, acht und zwanzig Kühe und zwei Stiere zu erhalten, die sie mit unaussprechlichen Gefahren und Beschwerden wohlbehalten nach Guiana brachten. Diese kleine Heerde wurde daselbst mit einer solchen Sorgfalt behandelt, und hat sich seitdem so außerordentlich vermehrt, daß sie heut zu Tag aus 150,000 Stück besteht. Diese Menge von Rindvieh ist durch ganz Guiana verbreitet und die Missionarien führen selbst die Aufsicht darüber; der Ertrag davon ist auch mehr als hinreichend, um alle ihre Bedürfnisse reichlich zu befriedigen.

Es giebt in dem spanischen Amerika, so wie auch in dem Mutterlande selbst, eine übergroße Menge von Geistlichen aller Art; allein in neuern Zeiten ist demohngeachtet die Anzahl derselben im Verhältniß mit der Bevölkerung des Landes weniger stark als ehemals. Im Jahr 1644 überreichten die Einwohner der Stadt Mexico dem König eine Bittschrift, worin sie ihn flehentlich ersuchten, daß er die Stiftungen neuer Klöster verbieten, den Einkünften der schon vorhandenen gewisse Gränzen setzen, und auch die Gewalt der Bischöfe, ohne alle Rücksichten die priesterliche Weihe ertheilen zu dürfen, einschränken möchte; es befanden sich nämlich damals über 6000 Geistliche zu Mexico, die noch keine Stelle hatten und auf Versorgung warteten. In den andern Theilen von Amerika war die Anzahl der Geistlichen verhältnißmäßig eben so groß; denn in jenen Zeiten blieb einem Menschen, der nicht gerade Lust hatte, den Erdboden zu bearbeiten, nichts weiter übrig, als in ein Kloster zu gehen. Heut zu Tage hingegen können die Spanier unter die Linien=

Truppen und unter die Militz-Compagnien aufgenommen werden; sie können bei einem von den vielen Gerichten, die sämmtlich ein äußerst starkes Personal nöthig haben, irgend eine Anstellung finden, und endlich hat auch die Finanz-Verwaltung eine große Menge von einträglichen Stellen zu vergeben. Hierdurch sind allerdings sehr viele Personen abgehalten worden, sich dem geistlichen Stande zu widmen; allein demohngeachtet giebt es doch noch eine solche Menge von Geistlichen, daß nicht nur alle Pfarreyen und alle Stellen in den Kapiteln beständig besetzt sind, sondern daß auch noch in allen Städten eine große Anzahl von Geistlichen übrig ist, die sehnlichst auf die Erledigung irgend einer Stelle warten. Da auch Amerika gerade in dem Zeitpunkt entdeckt worden ist, wo man in Spanien den Glauben hatte, daß das Wohl der ganzen Menschheit von der Menge der frommen Stiftungen abhinge, so mußte dieser allgemeine Glaube seine Wirkung nothwendig auch auf das neu entdeckte Land erstrecken und dasselbe so schnell als möglich mit Kirchen und Klöstern anfüllen. Dies ist der Grund, warum alle in den Provinzen von Caracas vorhandenen Klöster ohngefähr eben so alt sind als die Städte, in denen sie erbaut sind; die Stadt Caracas existirte noch nicht seit 30 Jahren, und besaß noch nicht ein einziges elendes Dörfchen, so befanden sich schon zwei Klöster, eins für die Franziskaner und eins für die Dominikaner darin. Man bestimmte sogar die größere odrr geringere Wichtigkeit einer Stadt nach der Anzahl der darin vorhandenen Klöster und dieser sonderbare Maaßstab existirt sogar zum Theil noch bis auf den heutigen Tag. Das wahre Glück, glaubte man, wäre nur in den Klöstern zu finden, und Menschen, die ein solches Glück bloß in einer ungestörten Ruhe suchten, konnten es auch wirklich daselbst finden. Hierzu kam auch noch eine schwärmerische Frömmig-

keit, wodurch diese Absonderung von aller menschlichen Gesellschaft noch mehr begünstigt wurde. Konnte man aber des Glückes, sich lebendig in ein Kloster zu begraben, nicht theilhaftig werden, so hoffte man doch das Verdienst, das man sich dadurch bei Gott zu erwerben unterlassen hatte, dadurch wieder gut zu machen, daß man den Klöstern sein Vermögen vermachte. Geld, Häuser, Ländereien, kurz alles mögliche mußte hergegeben werden, wenn man den Weg zum Himmel nicht verschlossen finden wollte! Ein Testament, worin sich kein Vermächtniß für irgend ein Kloster befand, war ein Beweis, daß die Seele des Erblassers ohnmöglich in den Himmel konnte gekommen seyn, und daher wurden diese Abgründe der Bevölkerung auch zugleich diejenigen, welche alle Reichthümer des Landes verschlangen. Heut zu Tage sind dergleichen Vermächtnisse weit seltener und auch nicht mehr von so großer Wichtigkeit; denn man ist vollkommen überzeugt, daß man vor Gott erscheinen kann ohne vorher durch Stiftung oder Bereicherung eines Klosters seine Verwandten zu Grunde gerichtet zu haben. Was übrigens einmal geschenkt ist, kann nicht wieder genemmen werden und daher besitzen die Kirchen und Klöster in Terrafirma den größten Theil von den gesammten Reichthümern des Landes.

Siebentes Kapitel.

Von dem Ackerbau und der Zubereitung der Producte.

Nachdem Spanien durch die berühmte Bulle von Alexander VI. Amerika förmlich zum Eigenthum er-

halten hatte, so glaubte es über die entdeckten und noch zu entdeckenden Länder weit ausgedehntere Rechte zu besitzen, als sonst über eine gewöhnliche Eroberung dem Sieger zu Theil werden. Es unterwarf nicht nur die neue Welt seiner Herrschaft und gab ihr Gesetze, sondern es bemächtigte sich auch der gesammten Ländereien, wie wenn sie durchaus niemand zugehörten und das Land ganz und gar nicht bewohnt wäre. Schon im Jahr 1513 erließ Ferdinand V. ein Edict, worin die Art und Weise, wie man bei Austheilung der dasigen Ländereien zu Werke gehen sollte, vorgeschrieben wurde. Ehemals wurden diese Ländereien von den Vice-Königen und Statthaltern vertheilt; wobei dieselben vorzüglich darauf zu sehen hatten, daß dergleichen Begünstigungen vorzugsweise denjenigen zu gute kamen, die zur Eroberung des Landes beigetragen oder Dörfer hatten erbauen helfen. Diese Austheilungen haben jedoch heut zu Tage nicht mehr statt, sondern alle Ländereien, die noch keinem Eigenthümer zugehören, werden öffentlich an den Meistbietenden verkauft. Dies geschieht immer nach Fanegoda's, oder nach viereckigten Portionen, von denen jede Seite 440 Fuß beträgt; der Preis einer solchen Portion Landes ist natürlicherweise nach der Verschiedenheit ihrer Lage, ihrer Bewässerung und dem Grad ihrer Entfernung von einer großen Stadt oder einem Seehafen äußerst verschieden.

Die Bewässerung, die zur Vegetation überhaupt, vorzüglich aber zur Kultur des Kakao ganz unentbehrlich ist, veranlaßt in diesem Lande eine zahllose Menge von Streitigkeiten. Die Flüsse und Bäche, die durch ein mit Pflanzungen bedecktes Thal fließen, können, da das Erdreich uneben ist, unmöglich ganz gleich vertheilt werden und der Besitzer der einen Pflanzung muß nothwendig oft Anstalten zur Bewässerung dersel-

ben treffen, die der benachbarten Pflanzung in dieser Rücksicht nachrheilig sind. Hieraus entstehen zahllose Prozesse, die ewig dauern, und wodurch beide Theile am Ende zu Grunde gerichtet werden. Ueber die Hälfte von allen bei der Audienzia von Caracas anhängigen Prozessen sind durch diese Wasservertheilung veranlaßt worden.

In Rücksicht seiner Güte ist das Land in demjenigen Theile von Süd-Amerika, mit dessen Beschreibung ich mich hier beschäftige, wie in allen übrigen Theilen des Erdbodens, äußerst verschieden, je nachdem es nämlich höher oder tiefer, mehr oder weniger vom Meer entfernt und in der Nähe von Flüssen liegt. Der Boden besteht ohngefähr aus den nämlichen Schichten, wie der in der alten Welt. Der Herr von Humboldt hat daselbst 13,016 Toisen über der Meeresfläche Granit gefunden und er versichert überhaupt, daß von dem Flusse Unare bis nach Sancta Martha die ganze Küste aus diesem Granit bestehe. Die vegetabilische Erde, die gewissermaßen unserm Erdboden zur Bedeckung dient, ist in Terrafirma weit weniger tief und beträchtlich als in Europa. Es ist ein verzweifelter Streich für die Physik und die Geschichte, daß durch dieses neue Land, wo die Erde seit ihrer Entstehung eine so zahllose Menge von Blättern, Zweigen und Baumstämmen in sich aufgenommen hat, die in ihr verfaulen und aufs neue aufleben, um nochmals zu faulen, daß durch dieses Land die Wahrheit des bisher angenommenen Satzes, daß die Tiefe der Pflanzen-Erde nach Maaßgabe der Anzahl von Jahrhunderten, während deren sie immerfort die Mittel zu ihrer Vermehrung erhalten hat, mehr oder weniger beträchtlich seyn muß, vollkommen widerlegt wird. Sollte wohl dieser Theil des Erdbodens noch besondere und spätere Revolutionen erlitten haben, als das alte Continent? Sollte das Meer diesen Theil von Amerika

länger bedeckt haben, als Europa? Stand er vielleicht noch unter Wasser, als Asien schon von Menschen bewohnt wurde? Oder sollte etwa die allzugroße Kraft der Sonne der Entstehung der Pflanzen-Erde, wegen der gar zu geschwinden Vertrocknung der abgestorbenen Vegetabilien, nachtheilig seyn? Dies sind lauter Fragen, auf die man nur nach Muthmaßungen antworten kann, und auf deren nähern Erörterung ich mich hier nicht einlassen darf. So dünn aber auch in dieser Gegend des Erdbodens die Schichte von Pflanzen-Erde ist, die ihn bedeckt, so herrscht doch daselbst nichts desto weniger ein außerordentlicher Grad von Fruchtbarkeit. Die Ursache davon liegt in der großen Kraft, welche die Sonne in der heißen Zone hat und in der unermeßlichen Menge von Regenwasser, das zwischen den beiden Wendezirkeln herabfällt. Wärme und Feuchtigkeit sind die Seele aller Vegetation; sie befruchten die sparsamste Lage von Pflanzen-Erde und erhalten der Natur für beständig das heitere lachende Ansehen, welches sie in der gemäßigten und in der kalten Zone jährlich so lange verliert, bis das allbelebende Gestirn die Schrecknisse des Winters wieder auf einige Monate verjagt. Die Thäler sind daher auch die allerfruchtbarsten Theile von Terrafirma, weil Wärme und Feuchtigkeit in denselben am gleichmäßigsten mit einander verbunden sind. Die großen Ebenen hingegen, die der Sonnenhitze in einem höhern Grade ausgesetzt sind, liefern nichts als unübersehbare Viehweiden, worin Ochsen, Maulthiere und Pferde in zahlloser Menge gezogen werden.

In den ersten hundert Jahren nach der Eroberung von Terrafirma verlangte man von dem Erdboden durchaus keine Art von Handelsproducten; man wühlte bloß in seinen Eingeweiden, um Gold und Silber darin zu finden. Da jedoch in der Folge der Wunsch, sich schnell zu bereichern, durch die Bergwerke nicht in gehörigem Grade befriediget wurde, so

fing man an, sein Augenmerk auf die Perlenfischerei zu richten; diese warf jedoch die darauf gewandten Kosten nicht ab und wurde daher ebenfalls bald wieder aufgegeben. Nunmehr waren aber den Einwohnern von Venezuela durchaus alle Mittel entzogen, um in kurzer Zeit große Schätze zu sammeln; sie sahen sich daher endlich gezwungen, sich durch den langsamen Weg des Ackerbaues, solche Producte zu verschaffen, aus denen sie im Handel Vortheile ziehen könnten. Den Vorzug unter diesen Producten erhielt der Kakao, oder vielmehr, dies war das einzige Product, das vorerst cultivirt werden konnte. Der Kakao war in Amerika einheimisch und wurde sehr bald eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel der Spanier, so wie er es seit undenklichen Zeiten von den Indianern gewesen war. Die letztern bedienten sich desselben sogar späterhin statt des Geldes, und 150 Kakaonüsse hatten den nämlichen Werth wie ein Real. Nicht lange nach der Eroberung wurde der Geschmack an der Chokolade aus Amerika nach Spanien gebracht, wo er bald eben so allgemein wurde als in dem erstern Lande; man kann wirklich sagen, daß er den Spaniern noch mehr als das Brodt zum Bedürfniß geworden ist. Einige spanische Mönche brachten ihn in der Folge auch nach Frankreich und heut zu Tage ist er in ganz Europa allgemein bekannt.

Die Kakao-Pflanzungen vermehrten sich in Terrafirma äußerst schnell, und die Mühe, die der Besitzer darauf verwenden mußte, wurden nicht nur durch die reichsten Erndten, sondern auch durch die vorzüglichste Güte der gewonnenen Producte reichlich belohnt. Es ist bekannt, daß der Kakao im Handel auf keine bessere Art empfohlen werden kann, als wenn man sagt, daß er von Caracas ist; bei gleicher Quantität wiegt er immer um wenigstens 20 Proz. schwerer als jede andere Art von Kakao. Die Pflanzungen desselben liegen alle theils nordwärts von der Gebirgskette

die sich der Länge nach am Meere hin erstreckt, theils in dem Innern dieser Gebirge. Die erstere findet man vorzüglich von Cumana an bis an die Mündung des Tocuyo; die letztern aber befinden sich in denjenigen Gebirgsthälern, die gehörig bewässert und mit Dörfern bedeckt sind. Eine solche Pflanzung muß vorzüglich gegen die Nordwinde geschützt seyn, und sich an dem Ufer eines Flusses befinden, um bei trocknem Wetter durch ihn bewässert zu werden, in Regenzeiten aber den schädlichen Ueberfluß des Wassers an ihn abliefern zu können. Die Kakaobäume werden immer 15 bis 16 Fuß von einander gepflanzt, und das Setzreiß, das man verpflanzen will, darf höchstens nur 3 Fuß hoch seyn, weil es außerdem schwerlich fortkommen würde. Da dieser Baum vielleicht der einzige in der ganzen Natur ist, dem die belebenden Stralen der Sonne nachtheilig sind, so muß er möglichst gegen dieselben geschützt werden, und die Art dieses zu bewirken, ohne jedoch die Fruchtbarkeit desselben zu zerstören, macht die wesentliche Kunst von diesem Zweige der Cultur aus. Man setzt immer nach zwei bis drei Kakaobäumen einen Pisangbaum, weil dieser sehr schnell wächst, und durch seine großen breiten Blätter die Kakaopflanze besonders auch in den ersten Jahren gegen die Sonnenhitze schützen kann.

Die Pflanzschulen von Kakaobäumen verlangen eine vortreffliche Erde und müssen besonders hinlänglichen Schutz gegen die Sonne haben. Wenn der Saamen anfängt zu keimen, so wird die junge Saat mit Pisangblättern zugedeckt, und man muß besonders darauf Rücksicht nehmen, daß bei gehöriger Bewässerung doch niemals Wasser auf dem Boden stehen bleibt.

Wenn die Pisangbäume anfangen alt zu werden, so muß man sie abhauen, damit sie die Kakaobäume, die alsdann ihren Schutz nicht mehr so sehr nöthig haben, nicht beschädigen, wenn sie durch Sturmwinde umgeworfen werden. Sind die Kakaobäume der Son=

ne allzu sehr ausgesetzt, so springen die Zweige dersel=
ben auf und die Bäume sterben. Außerdem haben
diese Bäume auch mehrere Arten von Würmern zu
Feinden, die sie zernagen und zu Grunde richten. Ge=
gen alle diese verschiedenen Würmer giebt es kein an=
deres Mittel, als daß man sie sorgfältig aufsucht und
umbringt; besonders aber muß man die Eier derselben,
auflesen, und dadurch die Brut der Würmer in ihrem Kei=
me vertilgen. Oft schlingt sich auch eine Schmarotzer=
Pflanze, die eine Art von Liane ist, an den Zweigen
der Kakaobäume hinauf und entzieht ihnen so gänzlich
ihre Nahrung, daß der Baum in kurzer Zeit absterben
muß. Das einzige Mittel dagegen ist, daß man sie
sorgfältig aufsucht und von den Bäumen herunter=
nimmt; dies macht daher auch die gewöhnliche Son=
tagsbeschäftigung der Sklaven aus. Die übrigen Fein=
de des Kakaobaumes sind die Hirsche, die Eichhörnchen
und die Affen; die Hirsche fressen die Schoten des
Baumes, und sind auch äußerst lüstern nach den zar=
ten Spitzen der Zweige. Auch die Vögel richten gro=
ßen Schaden in den Kakaopflanzungen an, und be=
sonders zeichnen sich darunter der große Ara, der bloß
zerstört, um das Vergnügen zu haben, zu zerstören,
und überhaupt alle Arten von Papageyen aus. Es
gehört daher äußerst viele Sorgfalt dazu, um eine
solche Pflanzung von ihrer ersten Anlage an in jeder
Rücksicht gehörig zu besorgen, und es kostet dies
wirklich eine unabläßige Mühe. Die Kakaobäu=
me geben zwei Haupt=Erndten im Jahr, nämlich eine
auf Johannis und die andere gegen Ende des Dezem=
bers. Außerdem giebt es noch fast das ganze Jahr
hindurch einzelne Schoten, die reif werden, und fast
täglich müssen die Sklaven hingehen, um die reifen
Schoten abzupflücken, weil auf den Grad der Reife
äußerst viel ankommt. Auch die Aufbewahrung der

Schoten und die Auspflückung der Bohnen aus denselben, macht den Besitzern ausnehmend viele Arbeit und erfordert die größte Sorgfalt; besonders muß man darauf bedacht seyn, daß die ausgepflückten Bohnen gehörig, und doch auch nicht zu viel an der Sonne getrocknet werden. Denn in dem letztern Falle dörren sie aus und zerfallen in Pulver, sind sie hingegen nicht gehörig getrocknet, oder sind sie von den Hülsen und den Blättern des Baumes nicht vollkommen gereinigt, so werden sie leicht schimmlicht und verderben in kurzer Zeit. Die Kakaobäume fangen im sechsten bis achten Jahre an zu tragen und können 40 bis 50 Jahre hindurch reichliche Erndten liefern. Die Einwohner des östlichen Theils von Terrafirma wenden auf die Cultur und Zubereitung des Kakao mehr Fleiß und Sorgfalt, als in irgend einer andern Colonie der Fall ist. Daher muß es nicht nur der Eigenschaft des Bodens und des Klima's, sondern auch großentheils dieser sorgfältigern Behandlung zugeschrieben werden, daß der in diesem Lande gewonnene Kakao von einer so vorzüglichen Güte ist.

Dieses Product ist bis ganz in neuern Zeiten das einzige gewesen, was von den Bewohnern von Caracas gebaut wurde. Erst im Jahr 1774 fingen zwei Privatleute an, sich auch mit dem Indigo zu beschäftigen, dessen Anbau in frühern Zeiten schon einmal unternommen, aber bald nachher wieder aufgegeben worden war. Im Anfange wurde dieses Unternehmen äußerst getadelt, allein man wurde sehr bald durch den Augenschein überzeugt, daß der gewonnene Indigo dem von Guatimala, der in dem Handel beständig um 80 Procent theurer ist als jeder andere Indigo, an innerer Güte nichts nachgab. Daher wurden eine große Menge von neuen Indigo-Pflanzungen angelegt und die Thäler von Aragoa, die man vorzüglich zu diesem neuen Zweige der Cultur benutzte, und die vor-

her ganz öde und unangebauet gewesen waren, wurden in einer außerordentlichen Geschwindigkeit, und wie durch einen Schlag mit einem Zauberstabe mit Indigopflanzungen bedeckt. Es strömten so viele Menschen hinzu, und der Anbau des Indigo's warf einen so bedeutenden Gewinn ab, daß eine große Anzahl von neuen Dörfern entstand und daß andere, die vorher nur aus elenden Hütten bestanden hatten, wie z. B. Tulmero und la Vittoria, in kurzer Zeit das Ansehen von schönen wohlgebaueten Städten erhielten. Aus den Thälern von Aragoa hat sich der Anbau des Indigo's gegen Südwesten hin bis nach Varinas gezogen; auf der Küste findet man aber keinen, weder ostwärts von Caracas bis an den Meerbusen Paria, noch südwärts bis an den Orinoco.

Der Indigo verlangt eine leichte Erde und ein warmes Klima. Wenn die Witterung nur einigermaßen die Vegetation begünstigt, so geht der Saame in Terrafirma gewöhnlich schon am vierten und oft auch schon am dritten Tage auf; nach zehn bis vierzehn Tagen sind aber die jungen Pflanzen auch schon so sehr mit Unkraut vermischt, daß sie nothwendig alle zu Grunde gehen müßten, wenn man ihnen nicht fleißig mit der Hacke zu Hülfe käme. Das Jäten des Indigo's ist daher eine der wesentlichsten Arbeiten bei der Cultur dieser Pflanze, und durch die Vernachläßigung desselben entstehen bei der Fabrication des Indigo's mancherlei Nachtheile, von denen man im Anfange durchaus den Grund nicht hat einsehen können. Sie rühren aber einzig und allein von dem Unkraute her, das zugleich mit dem Indigo in die Bottiche kommt; denn durch die Gährung entsteht aus demselben ein Saft, der den wesentlichen Theilen des Indigo's gänzlich zuwider ist, und die gehörige Entwickelung und Vereinigung derselben durchaus verhindert. Die Folge davon ist, daß man nur eine sehr schlechte Sorte von Indigo

erhält, und auch diese in weit geringerer Quantität, als man nach der Ergiebigkeit der Erndte hätte hoffen können.

Nach drei Monaten kann die Indigopflanze abgeschnitten werden, und dies geschieht gerade einen Zoll hoch über der Erde, denn wenn man sie tiefer abschnitte, so würde man sich dadurch des zweiten Triebes, den die Pflanze macht, berauben. Sogleich nach der Erndte werden die Pflanzen an den Ort hingeliefert, wo sie durch die Kunst in diejenige Gestalt gebracht werden sollen, unter der sie einen Handelsartikel ausmachen. An diesem Orte sind drei große gemauerte Bottiche übereinander angebracht, und zwar so, daß die Flüssigkeit aus dem einen in den andern abfließen kann. Die Fabrication ist, so sehr sie auch auf chemischen Gesetzen und Regeln beruht, doch so einfach und leicht, daß sie gewöhnlich von Negern, oder von ganz ungebildeten Weißen verrichtet wird. Ohne einen Grund von irgend etwas angeben zu können, erhalten diese rohen, ununterrichteten Menschen durch ein bloß mechanisches Verfahren ein so wunderbares Resultat, daß die kenntnißreichsten Chemiker darauf stolz seyn würden. Die blaue färbende Substanz, die wir unter dem Namen Indigo kennen, ist nämlich in der Pflanze mit einer außerordentlich großen Menge von heterogenen Theilen verbunden, von denen der Fabricant sie befreien muß.

Die ganze Masse der Pflanzen wird bei dieser Operation zuerst in den obern Bottich gethan und mit einer gewissen Quantität Wasser vermischt. Hier lösen sich dieselben nach und nach ganz auf, gerathen in eine wunderbare Gährung, und die ganze Masse bekommt anfänglich eine völlig grüne Farbe. Die Gährung erfolgt gewöhnlich innerhalb 24 bis 30 Stunden, und eine Hauptkunst des Fabricanten besteht darin, daß er den rechten Punkt derselben zu treffen weiß, denn wenn sie nicht lange genug gedauert hat, so bleibt

ein wesentliches Salz in der Pflanze zurück, durch das die Güte des Indigos sehr vermindert wird; dauert sie hingegen allzulange, so gehen die zarten Spitzen der Pflanzen in Fäulniß über, und hierdurch wird die Farbe ganz und gar zerstört.

Wenn die Gährung in dem gehörigen Grade erfolgt ist, so läßt man die ganze flüßige Masse in den zweiten Bottich laufen und rührt sie in demselben sehr stark herum. Wenn sich durch dieses Herumrühren die feste Materie auf den Boden gesetzt hat, so läßt man das Wasser über derselben ablaufen und thut die Masse in den dritten Bottich, wo der Indigo seine letzte Zubereitung erhält. Hierauf wird er in Säcke gethan und aufgehängt, um das Wasser, das sich darin befindet, abtropfen zu lassen, und wenn dieses geschehen ist, so wird er in einer besondern Art von Kisten an der Sonne getrocknet. Ehe er noch ganz trocken ist, pflegt man ihn in viereckigte, einen Zoll dicke Stückchen zu zerschneiden, die in der Folge, wenn der Indigo vollkommen trocken ist, ohne Mühe aus der Kiste herausgehen.

Nachdem man dem Indigo eine Stelle unter den Handelsproducten von Terrafirma angewiesen hatte, wiederfuhr die nämliche Ehre auch der Baumwolle, die man vorher bloß zu seinem eigenen Gebrauch gebauet, aber für ganz unwürdig gehalten hatte, neben dem Kakao als Handelsproduct aufzutreten. Auf den größten und beträchtlichsten Pflanzungen fand man höchstens hundert Stöcke Baumwolle. Im Jahr 1782 fingen jedoch einige Einwohner an, das nämliche für die Baumwolle zu thun, was andere einige Zeit zuvor mit so glücklichem Erfolg für den Indigo gethan hatten, und in kurzer Zeit wurden in den Thälern von Aragoa, Valencia, Varinas, Cumana und in mehrern andern Gegenden der Provinzen von Caracas auf den Anbau dieses nützlichen Products sehr beträchtliche Ländereien verwendet.

Die Baumwollenstaude ist unstreitig eins der nützlichsten Gewächse, welche die Natur in irgend einem Theile der Welt hervorbringt, und zugleich ist sie auch eins von denjenigen Producten, bei dessen Bearbeitung der Mensch einen vorzüglichen Grad von Fleiß und Kunst an den Tag legt. Es giebt vielleicht kein Gewächs, das in Rücksicht des Bodens leichter zu behandeln wäre, als die Baumwolle; denn sie nimmt mit allen Arten desselben fürlieb, und wenn sie allenfalls irgend eine Vorliebe zeigt, so ist es für einen solchen Boden, den alle andern Arten von Vegetabilien verschmähen. Sie verlangt nichts, als gegen die Nordwinde geschützt zu werden, denn diese sind ihr, wegen der kalten Regen, die sie gewöhnlich mit sich führen, schlechterdings verderblich. Auch außerdem sind alle starken Regen der Baumwollenstaude nachtheilig, und bei dem nämlichen Grad von Feuchtigkeit, der Zuckerrohr, Kaffee und Kakao auf das üppigste gedeihen macht, geht sie hingegen unausbleiblich zu Grunde.

Die Jahreszeit, worin die Baumwollenpflanze am schicklichsten gesäet wird, sind die Monate May und Junius. Man macht dann Löcher in die Erde, die 4 Fuß von einander entfernt sind, und legt in jedes Loch 5 oder 6 Saamenkörner; wenn hiervon die Hälfte aufgeht, hat man schon sehr von Glück zu sagen. Fällt nach dem Säen ein sanfter Regen, fangen die jungen Pflanzen gewöhnlich schon nach 14 Tagen an aufzugehen, allein in den ersten 6 Wochen machen sie doch nur sehr geringe Fortschritte; nach dieser Zeit muß das Unkraut sorgfältig ausgejätet werden, weil die Pflanzen sonst ganz ersticken würden. Im vierten Monat wird von allen Pflanzen die äußerste Spitze sowohl an dem Stamm als an allen einzelnen Zweigen, ohngefähr einen Zoll lang, abgeschnitten, um dadurch zu verhindern, daß sie nicht über 5 Fuß hoch werden. Im fünften oder sechsten Monat trägt die Pflanze eine

große Menge Blüthen, und auf diese folgen die Schoten, worin die Saamenkörner in einer dichten Masse von weichem und zartem Flaum eingewickelt sind, dem man den Namen Baumwolle beigelegt hat. Sobald der Indigo eingesammelt ist, pflegen die Engländer die Staude 3 bis 4 Zoll von der Erde abzuschneiden, um von derselben eine abermalige Erndte zu gewinnen, ohne auf's neue säen zu müssen; allein die Spanier, so wie auch die meisten Franzosen, sind der Meinung, daß die zweiten Triebe der Baumwollenstaude nicht halb so viel Baumwolle hervorbringen, als die ersten, und es herrscht daher bei ihnen allgemein die Gewohnheit, die Baumwollenstaude jährlich auf's neue zu pflanzen.

Man sieht übrigens hieraus, daß der Anbau der Baumwollenpflanze keinen besonderen Schwierigkeiten unterworfen ist, und die Baumwolle erhält wirklich ihren vorzüglichern Werth erst durch die Zubereitung. Die wesentlichste Arbeit dabei besteht in dem Aufbrechen der Schoten und dem Reinigen der Baumwolle; denn diese letztere muß nicht nur mit der äußersten Sorgfalt von allen darin befindlichen Saamenkörnern befreit werden, sondern man muß sie auch ganz und unzerdrückt heraus zu nehmen suchen, weil außerdem gelbe Flecken in die Baumwolle kommen, wodurch der Werth derselben beträchtlich vermindert wird. Ihr größter Vorzug besteht bekanntermaßen in ihrer blendend weißen Farbe, und alles, was diese zerstört, vermindert daher ihren Werth. Das Reinigen derselben geschieht am sichersten und zweckmäßigsten mit der Hand, allein es geht äußerst langsam von statten, und ein Arbeiter, wenn er auch noch so fleißig ist, kann höchstens nur acht Pfund in einem Tage reinigen. Dieses Geschäft allein würde daher mehr Zeit und Menschen erfordern, als der ganze übrige Anbau der Baumwolle, und folglich auch einen Aufwand verursachen, durch den der Preis derselben be-

trächt-

trächtlich würde erhöht werden. Dies ist auch wirklich der eigentliche wahre Grund, warum man sich in Terrafirma so lange nicht mit dem Anbau der Baumwollenpflanze hat abgeben wollen; dieser Zweig der Cultur ist daselbst nicht eher im Gang gekommen, als bis die Mühlen zum Reinigen der Baumwolle eingeführt wurden. Heut zu Tage giebt es Pflanzungen daselbst, wo sich 20 bis 25 solcher Mühlen befinden, in deren jeder täglich ohne besondere Anstrengung 25 Pfund Baumwolle gereinigt werden können.

Dasjenige Product, auf dessen Anpflanzung sich die Einwohner von Terrafirma nach der Baumwolle zuerst gelegt haben, ist der Kaffee. In andern Colonieen machte dieser schon seit 50 Jahren einen beträchtlichen Handelsartikel aus; in den spanischen hingegen baute man nur so viel davon, als man zum eigenen Verbrauch in seinem Hause nöthig hatte. Erst im Jahr 1784 fingen zwei Spanier in der Gegend von Caracas an, nach dem Beispiel der französischen und englischen Colonieen Kaffeepflanzungen anzulegen. Die Augen der ganzen Provinz waren auf diese Unternehmung geheftet, und je mehr man sie gedeihen sah, desto mehr fand sie überall Nachahmer. Alle neuen Pflanzungen, die seit 1796 angelegt worden sind, bestehen in Kaffeebäumen, und viele Einwohner haben sogar des Kaffee's wegen die Cultur des Kakao's und Indigo's aufgegeben. Hierzu hat freilich auch sehr viel der im Jahr 1793 ausgebrochene und noch gegenwärtig fast ohne Unterbrechung fortdauernde Krieg beigetragen; denn die beiden zuletzt genannten Producte konnten wegen der englischen Corsaren, womit alle Meere bedeckt waren, nicht ausgeführt werden, dahingegen es für den Kaffee an andern Absatz nicht fehlte. Hierzu kömmt noch, daß sich der Kakao bekanntermaßen höchstens ein Jahr hält, und nach dieser Zeit beträchtlich von seiner Güte verliert; die Einwohner von Terrafirma müssen daher natürlicherweise anstatt

seiner ein anderes Product wählen, welches, ohne von seiner Güte etwas zu verlieren, bis auf günstigere Zeiten in Magazinen aufgeschüttet werden konnte, und dies war der Kaffee. Allein demohngeachtet hat die Cultur bei weitem noch nicht diejenige Vollkommenheit erreicht, deren sie in einem so unermeßlich großen und so äußerst fruchtbaren Lande, wie Terrafirma fähig wäre; außer dem, welches im Lande selbst verbraucht wird, beträgt der Kaffee, der zur Ausfuhr übrig bleibt, jährlich nicht mehr als höchstens eine Million Pfund.

Der Kaffee verlangt vorzüglich ein fettes, etwas hoch gelegenes Land, wo durch häufige Regen und frische Winde die übermäßige Hitze in der heißen Zone, die außerdem diese Art von Bäume nicht aushalten könnte, von Zeit zu Zeit abgekühlt wird. Der Thermometer von Reaumur darf daselbst schlechterdings niemals über 6 bis 8° der Kälte herabfallen, und besonders darf die Pflanzung niemals den Nordwinden ausgesetzt seyn. Wenn der Boden sehr fett ist, so müssen die Kaffeebäume in größern Zwischenräumen von einander gepflanzt werden, als in einem magern Erdreich; in dem letztern ist eine Entfernung von 4 bis 5 Fuß hinreichend, aber auch in dem erstern dürfen die Bäume niemals über 8 Fuß von einander gesetzt werden. Die jungen Stämme werden aus einer Pflanzschule genommen, auf deren Anlegung sehr viele Sorgfalt verwendet werden muß. Sie müssen, wenn sie eine Höhe von 2 Fuß erreicht haben, mit allen ihren Wurzeln aus der Erde heraus gehoben und auf die nämliche Art verpflanzt werden. Bis zwei Zoll hoch über den Wurzeln werden sie mit Erde bedeckt, und zehn Zoll hoch über der Erde werden sie abgeschnitten. Wenn man die Bäume ihrem natürlichen Wachsthum überläßt, so erreichen sie eine Höhe von 24 bis 28 Fuß; allein die meisten Pflanzer brechen

ihnen, wenn sie ohngefähr 3 Fuß hoch sind, die Krone ab und lassen sie nicht höher als 4 bis 5 Fuß werden, weil sie behaupten, daß wenn die Bäume zu hoch sind, die Erndte des Kaffee's nicht mit der gehörigen Sorgfalt und nicht vollständig eingesammelt werden kann. Zwischen den jungen Kaffeebäumen können alle Arten von Küchen- und andern Gewächsen, die man in der Pflanzung nöthig hat, ohne allen Nachtheil gebaut werden, und dieser große Vortheil, der bei keiner andern Art von Producten statt hat, wird von den Pflanzern auch auf das möglichste benutzt.

Wenn keine besondern Unglücksfälle eintreten, so gewähren die Kaffeebäume schon im zweiten Jahre nach ihrer Versetzung eine, wiewohl noch sparsame Erndte; allein im dritten Jahre liefern sie schon den vollen Ertrag. Dieser Ertrag ist nach der Beschaffenheit des Bodens und des Klima's sehr verschieden; auf St. Domingo rechnet man ein Pfund Kaffee auf jeden Baum, in Jamaika anderthalb Pfund und in Terrafirma zwei Pfund. Die Güte und der Preis des Kaffee's hängt großentheils auch von der Art ab, wie er eingesammelt und zubereitet wird; so wenig auch zu diesem Geschäfte große Talente und Kenntnisse erforderlich sind, so ist doch in jedem Lande, wo dieser Baum wächst, die Art, wie die daran befindlichen Kirschen eingesammelt, getrocknet und die Bohnen von denselben abgesondert werden, gänzlich verschieden. Das glückliche Arabien ist dasjenige Land, dem in den Annalen des Kaffee's der erste Rang gebührt; der daselbst unter dem Namen Mokakaffee gewonnene Kaffee hat in dem Handel einen dreifach höhern Werth, als der aus allen übrigen Ländern. Hierzu mag wahrscheinlich die Zubereitung desselben ebenfalls das ihrige beitragen, denn sie geschieht mit weit mehr Sorgfalt, als in allen westindischen Colonieen. Der Araber pflückt niemals

auch nur eine einzige Kaffeekirsche mit der Hand ab, sondern sobald er sieht, daß dieselben reif werden, so breitet er grobe Decken unter den Bäumen aus, und schüttelt die letztern von Zeit zu Zeit, um die ganz reifen Kirschen herabfallen zu machen. Nur diejenigen Kirschen hält er nämlich für vollkommen reif, die diesem gelinden Schütteln nicht mehr widerstehen; wahrscheinlich kann man hierauf den Grundsatz bauen, daß die Güte des Kaffee's wesentlich von der vollkommenen Reife der Kirschen abhängt. Die eingeerndteten Kirschen werden hierauf so lange in die Sonne gelegt, bis sie vollkommen vertrocknet sind, wozu eine lange Zeit erforderlich ist; alsdann werden die Bohnen von der ausgetrockneten Hülse vermittelst einer steinernen Walze befreit und abermals zum Trocknen an die Sonne gelegt, denn die Einwohner von Yemen sind fest überzeugt, daß der Kaffee in Gährung übergeht und viel von seiner Güte verliert, so lange sich nur noch eine Spur von Feuchtigkeit darin befindet. In den westindischen Colonieen hingegen hält man die Kaffeekirschen schon für reif genug, wenn ihre Farbe nur anfängt dunkelroth zu werden, und man läßt sie hierauf sogleich durch Neger abbrechen. Wenn ein Neger nur einigermaßen fleißig ist, so kann er in einem Tage drei Scheffel Kirschen einsammeln, allein man darf ihn nicht dabei antreiben, weil er sonst leicht, um geschwinder vom Flecke zu kommen, unreife Kirschen mit den reifen zugleich abbricht. Die Kirschen werden daher auch zu drei verschiedenen Malen eingesammelt, weil nicht alle zu gleicher Zeit reif werden, und man doch nur die vollkommen reifen abpflücken darf. Hundert Scheffel Kirschen, so wie sie vom Baume kommen, geben ohngefähr tausend Pfund Bohnen. In dem Einsammeln der Kirschen sowohl als auch in dem Trocknen derselben und in der ganzen Behandlungsart

der Bohnen, stehen die Einwohner von Terrafirma noch weit hinter den Arabern zurück; in neuern Zeiten ist jedoch in Rücksicht der Cultur dieses Products ein solcher Wetteifer daselbst entstanden, und man wendet so viele Mühe und Sorgfalt auf die Vervollkommnung derselben, daß wahrscheinlich der Kaffee von Terrafirma in einiger Zeit die nämliche Güte erlangen kann, die an dem Mokakaffee mit Recht gepriesen wird.

Der Zucker ist jedoch das erste unter allen Handelsproducten in den sämmtlichen, zwischen den Wendezirkeln gelegenen Colonieen; in Terrafirma spielt er aber unglücklicherweise nur eine zweite Rolle, denn die Ausfuhr desselben ist so äußerst unbedeutend, daß sie gar nicht in Anschlag kommen kann. Es wird zwar sehr viel Zuckerrohr daselbst gebaut und es befinden sich auch in allen Provinzen viele Raffinerien; allein aller gewonnene Zucker, so groß auch die Menge desselben ist, wird in dem Lande selbst verbraucht. Die Spanier überhaupt sind große Freunde von Zuckereingemachtem, und von allem was mit Zucker zubereitet wird; unter allen Spaniern aber sind die von Terrafirma dem Genuß des Zuckers am leidenschaftlichsten ergeben, und der Zucker ist dasjenige Product, das ihnen allen, ohne Unterschied des Standes und des Vermögens, zu ihrem täglichen Unterhalt am wesentlichsten nöthig ist. Bei den Wohlhabenden bestehen alle Mahlzeiten hauptsächlich in Zuckereingemachtem von mancherlei Art, und bei allen großen Schmausereien wird daher auch der vorzüglichste Aufwand und die größte Pracht auf den Nachtisch verwendet. Ich habe Mahlzeiten beigewohnt, wo sich die Anzahl der Gäste auf 40 bis 50 Personen belief, und wobei auf einem andern Tische, als auf welchem man die Fleisch- und übrigen Speisen verzehrt hatte, über 300 Schüsseln Zuckerwerk von aller möglichen Art und Gestalt aufgetragen waren. Um sich jedoch einen noch deutli-

chern Begriff von der außerordentlichen Consumtion des Zuckers in diesem Lande machen zu können, muß ich noch anführen, daß die Mahlzeiten aller Neger, sie mögen Freie oder Sklaven seyn, und wenn sie auch so arm sind, daß sie nur einmal im Tage eine Mahlzeit machen können, aus einer kleinen Quantität Kakao bestehen, die in vielem Wasser gekocht wird, und zu welcher Art von Chokolade, oder vielmehr von braunem Kakaowasser, sie ein ungeheuer großes Stück Zucker, gerade so wie Brodt essen. So wenig Kakao auch in dieses Getränk kommt, so wird doch durch die Allgemeinheit seines Gebrauchs eine ungeheure Quantität von diesem Producte consumirt, und man rechnet, daß in der einzigen Provinz Venezuela jährlich über 40,000 Centner Kakao und beinahe dreimal so viel Zucker verbraucht werden. Hierzu kommt auch noch, daß man in Terrafirma eine Art von berauschendem Getränke verfertigt, das bloß aus einer Gährung von Zucker in Wasser besteht, und welches daselbst so ganz allgemein ist, daß niemand, von den höchsten Ständen bis zu den niedrigsten, den täglichen Gebrauch desselben entbehren zu können glaubt; hierdurch wird aber ebenfalls wieder eine außerordentliche Menge von Zucker consumirt.

Das Zuckerrohr pflanzt sich durch sich selbst fort. Ehe man dasselbe in die Mühle schickt, schneidet man ihm seine Krone, ohngefähr in der Länge eines Fußes, ab, und diese dient alsdann zu Setzlingen. Die Art, wie es gepflanzt wird, besteht darin, daß man mit der Hacke Löcher in den Boden macht, die 15 Zoll lang, 10 breit und 6 tief sind. Da diese Arbeit die mühsamste unter allen ist, die bei einer Zuckerpflanzung vorkommen, so läßt man sie allein durch Neger und durch die allerstärksten Negerinnen verrichten, und ein solcher Sklave kann dann in einem Tage 70 bis 80 solcher Löcher verfertigen. In einem allzunassen Boden kommt das Zuckerrohr nicht fort, und wenn

man dessenohngeachtet, was häufig geschieht, der Natur zum Trotze, in allzufeuchten oder gar sumpfigen Gegenden Zuckerpflanzungen anlegen will, so muß man dabei vor allen Dingen auf die Ableitung des überflüßigen Wassers bedacht seyn, und auch alsdann noch zwei Jahre hinter einander den Boden zuvor mit Reiß bestellen. Dieses Product gewährt den doppelten Vortheil, daß es durch sein starkes Wurzelwerk die Pflanzenerde erhöht, und dem Boden durch die große Menge von Feuchtigkeit, die es zu seinem Wachsthum nöthig hat, alle seine Nässe entzieht; wenn daher der Reiß in einem solchen sumpfigen Boden nicht mehr gut fortkommt, so kann man ohne Bedenken Zuckerrohr an seine Stelle pflanzen. Die jungen Pflanzen müssen in einem so übermäßig wuchernden Boden häufig und auf das sorgfältigste gejätet werden, um nicht zu ersticken, bis sie endlich groß und stark genug sind, um keine andere Pflanze mehr neben sich aufkommen zu lassen. Gewöhnlich erhält das Zuckerrohr nach 15 bis 16 Monaten seine volle Reife; schon im 9ten Monat fangen die untersten Blätter an demselben an abzufallen und alsdann die nachfolgenden immer weiter hinauf, so daß es bei seiner Reife nur noch an der Krone, die wieder zu Setzlingen gebraucht wird, einige Blätter übrig hat. Die gelbe Farbe des Zuckerrohrs ist ein untrügliches Zeichen seiner Güte, so wie auch die größere Entfernung seiner Knoten; denn je näher diese beisammen sind, desto schlechter und wässerigter ist dasselbe. Auch kommt es, um vielen und guten Zucker daraus zu bereiten, wesentlich darauf an, daß man den wahren Punkt seiner Reife trifft, denn außer dem giebt es viel Wasser und wenig Zucker; ist es hingegen allzureif, so erhält man viel weniger und auch schlechtern Zucker daraus, als wenn es zur gehörigen Zeit abgeschnitten wird. Man hat nicht nöthig, das Zuckerrohr jährlich neu zu pflanzen, sondern wenn es

abgeschnitten ist, so treiben die Wurzeln desselben neue Loden, und dies ist in einem guten Boden 4 bis 5mal hintereinander der Fall. Mit jeder Erndte nimmt jedoch die Quantität Zucker, die daraus gewonnen wird, ab und zuletzt fällt sie so gering aus, daß man die Pflanzung von neuem wieder anlegen muß.

Bei allen Zuckerpflanzungen ist es eine wesentliche Regel, daß die sämmtlichen bei der Erndte des Rohrs vorkommenden Arbeiten schnell hinter einander verrichtet werden, so daß während eine gewisse Anzahl von Negern das Rohr abschneidet, andere es sogleich in die Mühle tragen, wo es auch unverzüglich gepreßt wird; eben so muß auch der gewonnene Saft ohne Zeitverlust in Zucker verwandelt werden. Dies alles muß mit der größten Geschwindigkeit verrichtet werden; denn wenn das abgeschnittene Zuckerrohr nicht sogleich ausgepreßt wird, so geräth es in Gährung, und man verliert wesentlich dadurch an dem Gehalt des Zuckers; wird aber der ausgepreßte Saft des Rohrs nicht unverzüglich über das Feuer gebracht, so fängt er an sauer zu werden und verliert beträchtlich an seiner Güte. Daher müssen von dem Augenblick an, wo man anfängt das Zuckerrohr abzuschneiden, bis die Erndte desselben ganz vorüber ist, alle Arbeiten rasch hinter einander verrichtet werden, und sowohl die Mühle als die Zuckerfabrik Tag und Nacht beständig im Gange seyn. Das Verfahren bei der Fabrication des Zuckers ist von derjenigen welches in andern Ländern beobachtet wird, nicht wesentlich verschieden, und da schon in mehreren Werken vollständige Beschreibungen von allem, was dabei vorkommt, zu finden sind, so würde es eine unnöthige Weitläuftigkeit seyn, wenn ich sie hier nochmals wiederholen wollte.

Ein sechstes Produkt, das in Terrafirma gefunden wird, ist der Tabak. Der Anbau desselben

war ehemals ganz frei, allein theils die allgemeinen Staatsbedürfnisse, theils auch die vermehrten Ausgaben, die in den Provinzen von Caracas selbst statt hatten, nöthigten den König, auch in diesem Lande aus dem Tabak die nämlichen Vortheile zu ziehen, die schon seit langer Zeit in den Königreichen Mexico und Peru daraus gezogen wurden. Im Jahr 1777 wurde daher durch ein Königl. Edict allen Einwohnern dieser Provinzen auf das strengste untersagt, Tabak zu pflanzen; zugleich suchte man in dem ganzen Lande diejenigen Gegenden aus, die am meisten zur Tabakscultur tauglich schienen, und befahl, daß sie in Zukunft auf Rechnung des Königs mit Tabak bestellt werden sollten. An allen diesen Orten wurden hierauf besondere Tabaksadministrationen errichtet, die alle unter einem Generaldirector stehen, der zu Caracas residirt und eine jährliche fixe Besoldung von 4000 Piaster bezieht. Diese Administrationen vertheilen in dem zur Tabakskultur bestimmten Districte die sämmtlichen vorhandenen Ländereien unter diejenigen Personen die sich darum melden. Es bekommt ein jeder soviel, als er im Stande ist anbauen zu lassen, und man richtet sich dabei gewöhnlich nach der Anzahl der Arbeiter, die er dabei anzustellen sich anheischig macht. Es wird ihm sogar auch, gegen sichere Caution, Geld vorgeschossen, und dieses ihm in der Folge bei dem ersten Tabak, den er an den König abliefert, wieder abgezogen. Diesen Concessionisten ist übrigens auf das strengste anbefohlen, daß sie das ganze ihnen übertragene Land allein mit Tabak besäen und durchaus keine andere Art von Pflanzen darauf bringen sollen; ferner müssen sie allen Tabak, den sie gewinnen, bis auf das letzte Blatt an den König abliefern, von dem er ihnen nach seiner verschiedenen Güte baar bezahlt wird.

Die Cultur des Tabaks erfordert keine beschwerlichen Arbeiten, aber viele Aufsicht und eine beständige

Sorgfalt. Man kann ihn zwar sehr füglich aus dem Saamen ziehen, allein in allen Königl. Pflanzungen werden besondere Pflanzungen dafür angelegt, die einen sehr fetten Boden verlangen, auf welchem das Wasser nicht stehen bleibt, denn sonst würde der Saame verfaulen, anstatt zu keimen. Das Unkraut, das zugleich mit dem Tabak hervorkommt, muß sorgfältig ausgerissen werden und da gewöhnlich in einem solchen besäeten Lande große Strecken vorkommen, wo der Saame nicht aufgegangen ist, so müssen dieselben unverzüglich zum zweitenmale besäet werden. Nach 40 bis 50 Tagen ist der Tabak schon so groß, daß er verpflanzt werden kann.

Bei dieser Verpflanzung muß die größte Sorgfalt beobachtet werden; denn sie darf nicht allein durchaus nicht während der Sonnenhitze vorgenommen werden, sondern man muß sich auch bei dem Fortbringen der jungen Pflanzen sehr in Acht nehmen, daß sie weder an den Blättern, noch an den Wurzeln im mindesten beschädigt werden. Bei trockener Witterung muß die Pflanzschule den Abend vorher reichlich begossen werden, damit die jungen Pflanzen im frischesten Saft stehen, wenn sie ausgerissen werden, und nachher desto leichter wieder Wurzel fassen. Die Pflanzung geschieht Reihenweise und die Reihen müssen immer $3\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt seyn. Die Löcher müssen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß von einander stehen und die Pflanze muß mit der größten Sorgfalt gesetzt werden, damit die beim Ausreissen daran gebliebene Erde nicht herabfalle. Unmittelbar nach dem Versetzen werden sie mit Pisangblättern oder sonst etwas ähnlichem zugedeckt, um sie theils gegen die Hitze der Sonne, theils auch gegen heftige Regengüsse, die nicht weniger verderblich für sie wären, zu schützen. Vier Tage nachher müssen sie wieder aufgedeckt, und diejenigen Pflanzen, die aus irgend einer Ursache nicht fortgekommen sind, sorgfältig nachgesetzt werden. Bei bedeckter Witterung kann diese

Verpflanzung zu jeder Stunde des Tages vorgenommen werden, allein bei hellem Himmel darf sie durchaus nur früh am Morgen und spät am Abend geschehen, denn außerdem würde von allen Pflanzen zuverläßig nicht eine einzige davon kommen. Eine Hauptsorgfalt besteht jedoch darin, daß der Tabak gehörig und so oft es nöthig ist, gejätet wird, denn nichts trägt mehr zu seinem Gedeihen bei, als wenn man ihn beständig von allem Unkraut rein erhält. So bald in der Folge der Tabak eine gewisse Höhe und Festigkeit erlangt hat, sucht er seine ersten Blätter los zu werden; sie fangen an zu welken und zeigen dadurch selbst, daß sie der Pflanze schädlich werden. Hierauf muß die Hand des Menschen den Pflanzen zu Hülfe kommen und alle diese welkenden Blätter sorgfältig abbrechen. Wenn die Pflanze anfängt zu wachsen, so setzt sie auf ihrem obern Ende eine Knospe an, in welche, wenn man es nicht verhinderte, sich aller Saft hinziehen würde. Man muß daher diese Knospen von allen einzelnen Pflanzen sorgfältig abbrechen, und dieses zum zweiten und drittenmal wiederholen. Zugleich müssen auch alle Nebenzweige abgebrochen werden, damit der Pflanze nichts von ihrem Safte durch sie benommen wird. Durch dieses Verfaaren wird der Tabak sehr reich an Blättern und bekommt nach und nach eine bläuliche Farbe, die ein Zeichen ist, daß er anfängt reif zu werden. Es werden jedoch nicht alle Blätter zu gleicher Zeit reif, und man darf daher nur diejenigen abbrechen, von deren vollkommenen Reife man durch ihre Farbe überzeugt ist. Hierbei ist aber wesentlich erforderlich, daß die Blätter zu keiner andern Zeit gepflückt werden, als wenn die Sonne hoch am Himmel steht; denn der geringste Thau oder irgend eine Art von sonstiger Feuchtigkeit würde den Tabak in Gährung übergehen machen und ihn von Grund aus verderben.

Die Spanier in Terrafirma haben zweierlei

verschiedene Arten, den Tabak zuzubereiten; die eine davon ist unter dem Namen cura seca oder trockene Zubereitung, und die andere unter dem Namen cura negra oder schwarze Zubereitung bekannt. Sie sind nur dadurch von einander verschieden, daß man bei der schwarzen Zubereitung den Tabak in Gährung übergehen macht, um einen in dem ganzen Lande sehr hochgeachteten Saft aus demselben zu gewinnen; hierdurch nimmt aber der Tabak eine schwarze Farbe an, und dies ist der Grund, warum man diese Art von Zubereitung die schwarze nennt. Wenn bei derselben der Tabak durch verschiedene Mittel in volle Gährung gebrachl worden ist, so werden auf einen großen Haufen davon schwere Gewichte gelegt, wodurch ein Saft aus demselben herausfließt, den man in besondern Gefäßen auffaßt, und der unter dem Namen Chimo bekannt ist. Er wird nicht in dem Zustande verbraucht, wie er aus dem Tabak unmittelbar herausfließt, sondern man läßt ihn zuvor so lange kochen, bis er so dick wie Syrup geworden ist. In diesem Zustande wird er von den Einwohnern von Terrafirma in großer Quantität consumirt. Sogar die Frauenspersonen haben beständig ein kleines damit angefülltes Büchschen bei sich, das sie wie eine Uhr an einem mehr oder weniger schönen und kostbaren Bande anhängen haben; anstatt des Schlüssels befindet sich an demselben ein kleines Löffelchen, mit dem sie von Zeit zu Zeit eine kleine Portion von diesem Safte herausschöpfen und wie den köstlichsten Leckerbissen genießen. Dieser Gebrauch hat viele Aehnlichkeit mit dem Tabakskauen unserer Matrosen.

Der Tabak wird von dem Könige den Pflanzern nach der verschiedenen Güte desselben bezahlt. Jede von den beiden Zubereitungsarten hat drei verschiedene Grade von Güte, von denen auch die Preise sehr verschieden sind. Der dazu angestellte Beamte theilt den an ihn abgelieferten Tabak nach seiner Güte in

die verschiedenen Classen ab, und wenn der Pflanzer mit dieser Abtheilung nicht zufrieden ist, so werden mehrere andere Königl. Beamte nebst den Factoren und Buchhaltern herbeigerufen, auf deren Entscheidung die Sache in letzter Instanz ankommt. Man sieht, daß hierbei sehr viele Ungerechtigkeiten vorkommen können und alle dagegen erlassenen Gesetze sind auch bisher gänzlich fruchtlos gewesen. — Ist hingegen der Pflanzer mit der Classification seines Tabaks zufrieden, so erhält er sogleich seine Bezahlung, und zwar für den Centner Tabak cura negra erste Qualität 11 Piaster, zweite Qualität 10 Piaster, dritte Qualität 7 Piaster, und für den Centner Tabak cura seca erste Qualität 10 Piaster, zweite Qualität 8 Piaster, dritte Qualität 3 Piaster.

In einem so außerordentlich reichen Lande wie Terrafirma, wo die Vegetation die üppigste ist, die man in der Welt irgendwo finden kann, muß man sich mit Recht wundern, daß man überall nur geringe, unbedeutende Pflanzungen antrifft. Ein Gutsbesitzer, der 4 bis 5000 Piaster jährliche Einkünfte besitzt, wird schon für einen sehr reichen Mann gehalten und es giebt in allen Provinzen von Caracas zusammen genommen nicht zwanzig Pflanzungen, die mehr eintragen. Der Grund davon liegt nicht darin, daß die Güter zu klein und zu sehr zerstückelt sind; es ist im Gegentheil ein seltener Fall, wenn der zehnte Theil von den sämmtlichen zu einer Pflanzung gehörigen Ländereien wirklich bestellt wird. Wie traurig ist aber dieser Anblick, wenn man bedenkt, daß er das Resultat von der ganzen Mühe und Arbeit dreier Jahrhunderte ist! Die Franzosen haben vormals in St. Domingo, das doch zweihundertmal kleiner als die Generalcapitänerie von Caracas und ohne Vergleich weniger fruchtbar ist, bei einer auch nur halb so starken Bevölkerung von Weißen, jährlich zehnmal mehr Producte von aller Art gewonnen, als es in den

sämmtlichen unermeßlichen Provinzen von Caracas der Fall ist.

Was für Ursachen können aber wohl diese auffallende und so höchst traurige Wirkung hervorgebracht haben? Ohne Zweifel liegt eine der vorzüglichsten in der Menge von Schulden, womit alle liegenden Güter in Terrafirma beladen sind, und wovon jährlich beträchtliche Zinsen bezahlt werden müssen. Es ist ganz gegen die Gewohnheit der Spanier, irgend einen Theil ihrer Güter zu veräußern, denn man kann, nach ihren Grundsätzen, arm seyn, aber man muß reich scheinen. Wenn sie daher Geld brauchen, so borgen sie es, und setzen dafür ihre Güter zu Hypotheken ein. Dies wird ihnen aber um so viel leichter, da sie das Geld bei dem gänzlichen Stocken des Handels um sehr geringe Zinsen bekommen können. Das beste Grundstück wirft jährlich nicht mehr als 3 bis 4 Prozent reinen Gewinn ab; wer daher Geld in Händen hat, ist sehr froh wenn es es zu 5 Prozent verborgen rann.

Auch die frommen Legate und Stiftungen, die als jährliche Abgaben auf den Gütern haften, müssen nothwendig den Flor derselben verhindern. Es würde äußerst vortheilhaft seyn, wenn man alle diese Schenkungen in einer baaren Geldsumme abzahlen könnte, wenn man auch einen Theil des Gutes deshalb veräußern müßte, denn die Gelder, die jährlich davon bezahlt werden müssen, nehmen den größten Theil von dem Ertrage desselben weg. Die 5 Procent, die von dem Ertrag der Güter an den König bezahlt werden, so wie auch dee Zehnten, sind dem Ackerbau bei weitem nicht so nachtheilig, als diese hypothecarischen Schulden; denn jene werden bloß von den Producten erhoben und sind daher, so wie diese, stärker oder schwächer, dahingegen die Interessen und frommen Abgaben immer die nämlichen bleiben, das Jahr mag fruchtbar gewesen seyn oder nicht. Hat daher der al=

lerfleißigste Güterbesitzer, wenn er stark mit Hypotheken belastet ist, das Unglück, hinter einander zwei oder drei Mißerndten zu erleben, so ist er unausbleiblich zu Grunde gerichtet. Die Folge davon ist gewöhnlich, daß sein Gut mit den nämlichen darauf liegenden Lasten an einen andern gerichtlich verkauft wird, und diesem andern wird dann gewöhnlich nach wenig Jahren das nämliche Schicksal zu Theil.

So wichttg die bisher angeführten Hindernisse sind, die sich dem Flor des Ackerbaues entgegensetzen, so liegt doch noch ein weit wichtigeres in der Art selbst, wie die Spanier ihre Pflanzungen administriren. Die sämmtlichen Güterbesitzer halten sich gewöhnlich und fast das ganze Jahr hindurch mit ihren Familien in den Städten auf. Hier wird die Meublirung ihrer Häuser und die Anzahl ihrer Bedienten und überhaupt ihr ganzer Aufwand nach dem Ertrag der Pflanzungen berechnet, so wie derselbe in glücklichen und sehr fruchtbaren Jahren zu seyn pflegt, und die Ausgabe muß folglich im Durchschnitt genommen immer weit stärker seyn, als die wirkliche Einnahme. Ein Spanier, der einmal im Jahr eine kleine Reise auf seine Pflanzung macht, glaubt schon viel für seine häuslichen Angelegenheiten gethan zu haben, und oft geht er hin, ohne sich nach den Anlagen und dem Fortgange der Arbeiten auch nur im mindesten zu erkundigen. Ich fragte einmal einen spanischen Doctor, der sich eben zwei Monate lang auf seiner Zuckerpflanzung aufgehalten hatte, ob das Zuckerrohr gerathen wäre, und ob er Ursache habe, mit dem Ertrag desselben in der Fabrik zufrieden zu seyn? Der Doctor sah mich mit einem verächtlichen Lächeln an und gab mir zur Antwort, daß dies alles nur allein seinen Verwalter anginge. Die übrigen Anwesenden gaben mir hierauf zu verstehen, daß ich der Doctor sehr beleidigt hätte, denn er ginge seines Vergnügens wegen auf seine Pflanzung und um frische Luft zu schöpfen, aber keinesweges um sich selbst

mit der Administration derselben abzugeben; ich mußte mir wirklich alle mögliche Mühe geben, um die Beleidigung bei dem Doctor wieder gut zu machen. Ich hatte hier einen Spanier durch eine Frage, die sich der reichste französische und englische Colonist zur größten Ehre gerechnet hätte, empfindlich beleidigt; ein Land aber, worin der Ackerbau verachtet wird, ist der Wohlthaten der Natur unwürdig.

Die wirkliche Administration der Pflanzungen wird von Negern und Mulatten aber niemals von Creolen getrieben, denn diese halten es ebenfalls für eine Schande, sich mit der Landwirthschaft abzugeben. Aemter und Würden sind der einzige Gegenstand, nach welchem der Ehrgeiz der amerikanischen Spanier strebt; sie bringen ihr ganzes Leben damit zu und opfern ihr ganzes Vermögen auf, um sich welche zu verschaffen. Jeder nicht ganz gemeine Spanier in Amerika unterhält einen Geschäftsführer zu Madrid, der ein für allemal den Auftrag hat, so wie eine Stelle erledigt wird, die für seinen Clienten paßt, sogleich um dieselbe anzuhalten, und auf einem solchen Fall ist auch schon zur Bestreitung aller nöthigen Ausgaben eine Summe Geldes zu Madrid deponirt. Sobald die Spanier in Amerika überhaupt etwas zu Madrid zu besorgen haben, so halten sie es für wesentlich nöthig, vor allen Dingen eine Summe Geldes zur Bestreitung der etwanigen Kosten dahin zu schicken. Sie machen daher Schulden über Schulden auf ihre Pflanzungen und richten sich selbst und den ganzen Wohlstand des Landes zu Grunde, um nur einer eiteln Würde, einer unbedeutende Gnadenbezeigung nachzulaufen.

Eine fünfte Ursache endlich von dem Verfall der Cultur in Terrafirma und die am meisten dazu beigetragen hat, daß sich die Masse der Landesproducte auf eine so höchst auffallende Art vermindert hat, liegt ohnstreitig darin, daß neuerlich keine Neger mehr daselbst eingeführt werden. Die Spanier haben, wie schon

schon oben gesagt worden ist, der Sklavenhandel niemals unmittelbar getrieben, sondern die Neger nur in den Antillen für Landesprodukte eingekauft und sie alsdann wieder in Terrafirma verkauft. Dieser Handelszweig wurde von der Regierung sehr begünstigt und unterstützt; allein unglücklicherweise brach im Jahr 1791 eine Empörung unter den Schwarzen in den französischen Colonieen aus und diese letztern geriethen alle ohne Ausnahme an den Rand des Verderbens. Es ist bekannt, welch' ein Schauplatz von Mord und Verheerung St. Domingo, die reichste unter ihnen allen gewesen ist. Man hielt es deshalb in Terrafirma nicht ohne Grund für äußerst gefährlich, Schwarze, die den Keim des Verderbens mit sich bringen könnten, in den französischen Inseln einzukaufen, und es vergingen volle 12 Jahre, ohne daß auch nur ein einziger Neger nach Terrafirma gebracht wurde. Freilich fühlte man auf das empfindlichste, wie sehr in allen Provinzen der Ackerbau abnahm und wie folglich die Masse der Producte sich verminderte; allein die Klugheit machte die äußerste Vorsicht nothwendig. Im Jahr 1803 erhielten endlich zwei Kaufleute von dem Könige die Erlaubniß, daß jeder von ihnen 1500 Neger einkaufen und nach Terrafirma bringen dürfte. Allein diese Maaßregel ist noch lange nicht hinreichend für ein Land, worin nicht der zwanzigste Theil von den Menschen leben, die zur Urbarmachung desselben erforderlich wären, und wo jährlich eine unverhältnißmäßig größere Anzahl von Sklaven sterben als geboren werden. Der gänzliche Ruin dieses Landes, der langsam aber unfehlbar herannaht, kann schlechterdings durch kein anderes Mittel, als wenn man die Einfuhr der Neger auf alle mögliche Weise erleichtert und begünstigt, abgewendet werden. Die ungünstigen Zeitumstände, worin wir uns befinden, machen es jedoch allerdings höchst nothwendig, daß man bei diesem Mittel mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehe, denn

wenn man die Neger in einer allzu großen Menge einführte und sie nicht auch zu gleicher Zeit einer genauen und strengen Aufsicht unterwürfe, so könnte allerdings die öffentliche Ruhe durch sie leicht in Gefahr gesetzt werden.

Ich kenne jedoch außerdem noch ein höchst wirksames Mittel, durch welches dem Ackerbau in den Provinzen von Caracas wieder aufgeholfen werden könnte, und dieses besteht in der Errichtung einer öconomischen Gesellschaft. Die Mitglieder derselben, die nur durch Verstand, Kenntnisse und reine Sitten und ohne allen Unterschied der Stände dazu gewählt werden dürften, müßten bei jeder Gelegenheit von der Regierung und allen Behörden auf das Ehrenvollste ausgezeichnet werden. Um aber ihre verschiedenen Kenntnisse auszubreiten und ihre mannichfaltigen Erfahrungen ihren übrigen Landsleuten mittheilen zu können, müßte vor allen Dingen eine Buchdruckerei im Lande errichtet werden. Gegenwärtig kann kein einziger Landwirth die Erfahrungen seines Nachbars benutzen und ihm die seinigen mittheilen, sondern jeder sucht vielmehr eine Ehre darin, das, was er durch einen Zufall gelernt hat, vor jedermann zu verbergen und geheim zu halten; wenn er es aber auch wirklich auf irgend eine Art bekannt machte, so würde ihm doch niemand Dank dafür sagen, weil sein Name als Erfinder gänzlich unbekannt bliebe. Die öconomische Gesellschaft hingegen würde ihn in ihren Flugblättern öffentlich mit dem gebührenden Lobe nennen und für eine solche Ehre sind die Spanier so gut wie alle andere Erdenbürger empfänglich.

Man hat sich schon viele Mühe gegeben, zu Caracas eine Buchdruckerei anzulegen, so wie schon eine zu Lima, Mexico ꝛc. existirt. Der neueste Versuch deshalb ist erst im Jahr 1803 gemacht worden; allein der König hat dieses Gesuch schlechterdings abgeschlagen, weil man in Spanien befürchtet, daß die Empö=

rung, die, wie oben erzählt worden im Jahr 1797 daselbst ausgebrochen war, noch nicht ganz getilgt seyn möchte, und daß die Aufwiegler durch eine Druckerei veranlaßt werden könnten, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und gefährliche Grundsätze allgemein auszubreiten. Ich habe jedoch lange genug in der Hauptstadt von Venezuela gelebt, um bestimmt versichern zu können, daß diese Furcht gänzlich ungegründet ist. So lange alle Beamten sowohl in dem bürgerlichen, als militärischen und religiösen Fache ausschließend nur von dem Könige ernannt und bezahlt werden, so lange müßten ganz andere Stöße von aussen her kommen, wenn der Königlichen Gewalt daselbst Eintrag gethan werden sollte. Eine Buchdruckerei würde aber zuverläßig ganz unschädlich seyn, und auch hier trifft die große Wahrheit ein, daß wenn man überall nur das Schlimme sieht, das Gute niemals ausgeführt wird. Die Klugheit erfordert Vorsicht, allein ein Uebermaaß von Vorsicht ist nur ein Beweis von Kleinmüthigkeit und Furcht. König Carl VIII. von Frankreich fürchtete vergiftet zu werden und nahm daher durchaus keine Speisen mehr zu sich; aus Furcht zu sterben starb er.

Achtes Kapitel.

Von dem Handelssystem Spaniens in Rücksicht seiner Colonieen überhaupt, und des östlichen Theils von Terrafirma insbesondere.

Mexico und Peru zogen unmittelbar nach ihrer Entdeckung die Aufmerksamkeit von Spanien so ganz

und ausschließlich auf sich, daß man darüber das ganze übrige Amerika mit der größten Gleichgültigkeit ansah; die Bergwerke standen in einem so großen Ansehen und waren so sehr der Gegenstand aller Wünsche und alles Bestrebens, daß die übrigen Producte des Landes ganz und gar nicht in Betrachtung gezogen wurde. Dies ist der Grund, warum die Provinz Venezuela und die dazu gehörigen Länder in den Augen der Spanier nur so lange einigen Werth hatten, als man noch eine reiche Gold- oder Silbergrube darin zu entdecken hoffte. Als aber die wenigen Bergwerke, die man daselbst wirklich zu bearbeiten angefangen hatten, durch einen Zusammenfluß von ungünstigen Umständen wieder aufgehoben werden mußten, so zog sich auch sogleich der Handel der Spanier ganz von diesen Küsten hinweg; denn sie konnten nunmehr daselbst weder auf einen schnellen, noch auf einen vortheilhaften Absatz ihrer Waaren rechnen.

Zu den ersten Handelsverhältnissen, welche die Provinz Venezuela in der Folge wieder mit dem Mutterlande anknüpfte, scheinen die Colonisten selbst die Veranlassung gegeben zu haben. Es wurden durchaus keine Waaren aus Spanien dahin geschickt, und die Colonisten mußten daher in diesen so äußerst armen Ländern an allem Mangel leiden. Im Jahr 1560 wurde endlich ein Deputirter deshalb nach Spanien geschickt, der unter andern Dingen den König auch um die Erlaubniß bitten mußte, daß jährlich aus dem Mutterlande ein Schiff auf Rechnung der Einwohner nach dem Hafen Goayre abgeschickt werden dürfte, für dessen Ladung nur die Hälfte von den unerschwinglichen Ein- und Ausfuhrzöllen, die auf dem Handel mit Amerika lagen, bezahlt werden mußte. Diese Forderung wurde ihnen auch bewilligt und eine Reihe von Jahren hindurch kam ein solches Schiff wirk-

lich regelmäßig dahin, bis endlich die Einwohner nach und nach einen andern Weg einschlugen, um sich alle die Gegenstände, die es bisher mitgebracht hatte, auf eine andere und leichtere Art zu verschaffen.

Das ganze 16te Jahrhundert hindurch brachte die Provinz Venezuela durchaus keine Art von Handelsproduct hervor. Das Streben nach Gold- und Silbergruben erstickte, wie gesagt, jeden Gedanken an den Ackerbau. Die Habsucht der Colonisten sah sich jedoch in allen ihren Versuchen wiederholt getäuscht, und es blieb zur Befriedigung derselben nichts weiter mehr übrig, als die Perlen bei den Margarethen Insel; dafür wurde aber auch die Fischerei derselben so eifrig und mit einer solchen Unmenschlichkeit getrieben, daß eine große Menge von Spaniern und Indianern bei diesem mörderischeu Geschäfte aufgeopfert und die Bank, woran sich die Perlen-Austern befanden, in kurzer Zeit gänzlich erschöpft wurde. Erst im Jahr 1634, als sich die Holländer der Insel Curassao bemächtigt und daselbst große Magazine von Waaren aller Art angelegt hatten, fingen die Einwohner von Terrafirma, durch das Beispiel dieser fleißigen Nachbarn aufgemuntert, ebenfalls an, ernstlich darauf zu denken, ihrem so äußerst fruchtbaren Boden diejenigen Producte abzugewinnen, die sie den Holländern für die Waaren, welche sie von ihnen erhielten, zum Tausch anbieten könnten. Sie legten sich anfänglich besonders auf die Cultur des Kakao, und mit diesem, so wie mit rohen Häuten, wurde lange Zeit hindurch ein äußerst beträchtlicher Schleichhandel getrieben. Um diesen zu zernichten, gab endlich die Regierung die Erlaubniß, daß jährlich zwei Kauffahrtheischiffe aus Spanien nach Venezuela geschickt werden durften. Diese Schiffe hatten jedoch zu viele Abgaben zu bezahlen und ihre Waaren waren schon an und für sich viel zu theuer,

als daß sie die Concurrenz mit den Holländern hätten aushalten können. Die Unternehmer dieser Speculation mußten nothwendig zu Grunde gehen; denn die Schiffe verkauften ihre Ladungen in Amerika mit 60 Procent Verlust und fanden fast keine Artikel, die sie wieder mit Vortheil als Rückfracht einnehmen konnten. Natürlicherweise fiel es nun sobald keinem Spanier mehr ein, eine ähnliche Speculation zu wagen, und die Holländer blieben daher das ganze 17te Jahrhundert hindurch in dem ausschießlichen Besitz des Handels mit Terrafirma. In den ersten dreißig Jahren des 18ten Jahrhunderts kamen zwar wieder einige spanische Schiffe dahin, allein ihre Anzahl war äußerst unbedeutend im Verhältniß mit der Menge von Kakao, der in der Provinz Venezuela gewonnen und jährlich ausgeführt wurde. Der jährliche Ertrag vom Kakao belief sich auf 65,000 Centner und von diesem wurden auf eine erlaubte Art durch spanische Schiffe nicht mehr als 21,000 Centner sowohl nach Spanien als in andere spanische Colonieen ausgeführt; alles übrige aber ging durch den Schleichhandel zum Lande hinaus.

Die Regierung sah zwar mit großem Vergnügen, daß eine bisher so sehr verachtete Provinz die gegründetste Hofnung gab, daß sie eine der aller wichtigsten Besitzung in ganz Amerika werden würde, allein zugleich bemerkte sie auch mit Bedauern, daß die fremden Nationen bis jetzt allein den Nutzen davon gezogen hätten. Man fing daher an, den Schleichhandel auf alle mögliche Art zu verfolgen, allein das Uebel konnte unmöglich ausgerottet werden, weil es in der Natur der Sache selbst lag. Im Jahr 1728 erboten sich einige Kauflente, daß sie auf ihre eigene Kosten den Schleichhandel verhindern wollten, wenn man ihnen die Erlaubniß ertheilen wollte, die Povinz Venezuela mit allen Waaren, die sie nöthig hätte, zu

versorgen, und dagegen die Producte derselben in das Mutterland einzuführen. Diese Erlaubniß wurde ihnen auch ohne allen Anstand sogleich ertheilt, und dies war die Entstehung der in der Folge so berühmt gewordenen Handelscompagnie von Guipuscoa. Sie mußte jährlich zwei Schiffe von 40 bis 50 Kanonen ausrüsten und sie mit spanischen Producten beladen nach dem Hafen Goayre abschicken; wenn sie hier ihre Ladung an's Land geschafft hatten, so mußten sie von der Mündung des Orinoco an bis an den Rio de Lahacha kreuzen, um alle Schiffe, die den Schleichhandel trieben und von ihnen auf der Küste angetroffen würden, wegzunehmen. In der Folge durfte die Compagnie so viele Schiffe dahin schicken als sie wollten; der König nahm die Compagnie unter seinen besonderen Schutz und ließ förmlich bekannt machen, daß man mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an dem Handel derselben nehmen könnte, ohne daß dadurch die Würde des Adels und die Ehre im geringsten verletzt würden.

Die Compagnie entsprach auch vollkommen der Erwartung, die man von derselben hatte, daß sie nämlich dem Kakao, der bisher größtentheils vorerst in's Ausland gegangen, und von dort wieder in's Mutterland verkauft worden war, den unmittelbaren Weg in das letztere anweisen würde. Vom Jahr 1730 an bis zum Jahr 1748 schickte sie 859,000 Centner Kakao unmittelbar nach Spanien, was um ein Drittheil mehr betrug, als in den vorhergegangenen 30 Jahren zusammen genommen dahin gekommen war und der Kakao wurde nunmehr für 45 Piaster daselbst verkauft, anstatt daß er vorher 80 gekostet hatte. Die Compagnie wußte sich sowohl in Europa als in Amerika ein solches Ansehen und einen so hohen Grad von Achtung zu verschaffen, daß ihr in der Mitte des Jahrhunderts

von dem König ein ausschließliches Handelsprivilegium für die sämmtlichen Provinzen von Terrafirma ertheilt wurde. Die Einwohner der letztern waren jedoch mit diesem neuen Monopol höchst unzufrieden und es schlich sich nunmehr nach und nach ein allgemeines Mißtrauen gegen die Compagnie bei denselben ein. Im Anfang benahm sich jedoch die Compagnie noch immer mit einer großen Rechtlichkeit. Sie unterhielt beständig zehn Schiffe, auf denen sich 518 Mann und 86 Canonen befanden, um den Schleichhandel zu verhindern, was ihr einen jährlichen Aufwand von 200,000 Piaster verursachte. In mehreren Häfen ließ sie prächtige Magazine und Wohnungen für ihre Factoren erbauen, und schoß den einzelnen Provinzen nach und nach über 600,000 Piaster ohne alle Zinsen vor. Die wohlthätige Folge hievon war, daß überall neue Ortschaften entstanden, und daß die Cultur des Kakao zusehends überhand nahm. Im Jahr 1735 hatte man den ganzen Ertrag dieses Products auf 65,000 Centner berechnet und im Jahr 1763 wurden allein nach Spanien und in die spanischen Colonieen über 110,000 Centner davon ausgeführt. Auch hatten die Einwohner in diesem Zeitraum angefangen, sich auf die Cultur des Tabaks zu legen, wovon die Ausfuhr in dem zuletzt genannten Jahre sich schon auf eine Summe von 200,000 Piaster belief. Der Viehstand in dem ganzen Lande hatte sich um das Dreifache vermehrt und die Abgaben, welche die Einwohner bezahlten, waren vollkommen hinreichend, um die sämmtlichen Kosten der Regierung zu bestreiten, dahingegen vorher zwei volle Jahrhunderte hindurch jährlich beträchtliche Geldsummen aus Mexico nach Venezuela und Cumana hatten geschickt werden müssen, damit die Beamten in den verschiedenen Dicasterien und die Truppen bezahlt werden konnten.

Unglücklicherweise wich jedoch die Compagnie nach und nach auf eine höchst auffallende Art von dem Wege der Rechtlichkeit, den sie anfänglich mit so glücklichem Erfolg betreten hatte, ab; sie vergaß zuletzt so gänzlich ihre Pflichten, daß sie sogar gemeinschaftlich mit den Holländern zu Curassao den Schleichhandel trieb, dessen Ausrottung ihre erste Bestimmung und Verbindlichkeit war. Diese Unordnungen und der daraus entstehende Nachtheil mußten nothwendigerweise die gänzliche Auflösung der Compagnie zur Folge haben. Sie hatte auch wirklich statt, und nunmehr wurde im Jahr 1778 das berühmte Königl. Edict erlassen, wodurch die gänzliche Freiheit des Handels hergestellt wurde. Dieses Edict verursachte eine äußerst heilsame Revolution in dem ganzen Handelssystem von Spanien. Nach demselben müssen alle Schiffe, die nach Amerika handeln, gebohrnen Spaniern zugehören und auch von Spaniern erbaut worden seyn. Wer zu diesem Handel ein Schiff von 300 Tonnen und darüber erbauet, dem wird als Prämie der dritte Theil aller Abgaben von den spanischen Producten, die in demselben verfahren werden, erlassen. Auch die Capitäns, die Patrone und alle Offiziere, so wie zwei Dritttheile der gesammten Mannschaft müssen geborne oder doch naturalisirte Spanier seyn. Die meisten Häfen des Mutterlandes stehen dem Handel nach Amerika offen, da derselbe vorher nur aus einigen wenigen getrieben werden durfte. Das nämliche ist auch der Fall mit Amerika, wo vorher nur eine äußerst geringe Anzahl von Häfen das Recht hatte nach dem Mutterlande zu handeln. Auch in Rücksicht der Abgaben, die von den Waaren bezahlt werden müssen, sind sehr weise Verfügungen getroffen, und alle neueren Gesetze, die seit den letztern 25 Jahren erlassen worden sind, zwecken wesentlich darauf ab, den Handel zwischen Spanien und Amerika immer mehr zu erleichtern und aufzumuntern. Eigentlich darf zwar derselbe, nach den Gesetzen, durchaus

nur von gebornen Spaniern getrieben werden; und dies wird auch wirklich so strenge beobachtet, daß ein Fremder nicht einmal im Namen seiner Frau, seiner Kinder oder seines Schwiegervaters nach Amerika handeln kann. Durch den Charakter der Nation wird jedoch die Strenge dieses Gesetzes wieder beträchtlich gemildert; denn die Spanier haben einen solchen Hang zum müßigen, unthätigen Leben, welches sie eine edle, eine adeliche Lebensart nennen, daß kein Gesetz in der Welt sie davon abzubringen im Stande ist; sie geben daher sehr gerne bloß ihren Namen her, und lassen gegen eine geringe Vergütung die zu Cadix und in andern Häfen ansäßigen Ausländer den Handel nach Amerika treiben.

Der Handel zwischen den Provinzen von Caracas und dem Mutterlande wird fast ausschließlich aus dem Hafen von Goayre getrieben, und so schlecht auch die Rheede desselben ist, so wird er doch noch lange diesen Vorzug beibehalten, weil die Gegenden um Caracas, die außerordentlich fruchtbar sind, ihre Producte nirgends anders absetzen können, als in die Hauptstadt, und diese wieder sie nirgends als zu Goayre einschiffen lassen kann. In dem Hafen von Porto-Cabello, der 30 Stunden davon entfernt ist, werden daher niemals andere Producte eingeschifft werden können, als die in den nah gelegenen Thälern von Aragoa, Valencia u. dgl. gewonnen werden. Nach Maracaïbo, Cumana und Guiana kommen jährlich zwei oder drei Schiffe aus dem Mutterlande; allein sie finden daselbst keine andere Rückfracht als zu Maracaïbo eine kleine Quantität Kakao und Hirschhäute, zu Cumana Baumwolle und etwas Kaffee, und zu Guiana bloß diejenigen Produkte, die von Varinas, Barquisimeto u. dergl. auf dem Flusse Apure, der sich in den Orinoco ergießt, dahin gebracht werden.

Alle Kaufleute, welche Schiffe aus spanischen Hä-

fen nach Amerika abschicken, addressiren dieselben an besondere Commissionärs, deren es in allen amerikanischen Häfen eine Menge giebt, und die 5 Procent von dem Verkauf und 4 Procent von dem Einkauf der Waaren bekommen. Wenn die Waaren daselbst ausgeladen sind, so werden sie in die Magazine des Commissionärs gebracht, wo alsdann der inländische Kaufmann hingeht, um sie zu besehen. Es ist jedoch hierbei noch als eine Eigenheit der Nation zu bemerken, daß die Thüren dieser Magazine niemals auf die Straße hinaus gehen, sondern daß sich dieselben immer in dem Innersten der Häuser befinden, und daß man oft sehr lange an der Hausthür klopfen und warten muß, ehe sie geöffnet wird. Die ganze Nation hat ein unbesiegbares Vorurtheil gegen den Handel und die Achtung, worin er bei allen Völkern steht, ist ihrer Natur vollkommen zuwider. Die Creolen haben jedoch noch einen weit größern Widerwillen dagegen als die Europäer und für sie hat nichts in der Welt Reiz, als Stellen im Dienste des Königs.

Um den Betrag der Einfuhr, die aus Spanien nach Terrafirma statt hat, zu bestimmen, will ich das Jahr 1796 wählen, denn der von 1797 bis 1803 kann nicht zur Regel dienen, weil in diesen Jahren das Handelsverkehr mit dem Mutterlande, des Krieges wegen, fast gänzlich stockte. Das Jahr 1796 hingegen war gerade dasjenige, wo Spanien zwischen seinem Frieden mit Frankreich und dem Ausbruche des Krieges mit England, Frieden genoß. Der Hafen von Goayre war damals durchaus der einzige, in welchem die spanischen Schiffe einliefen, und es ergiebt sich aus den dasigen Zollregistern, daß sich die Anzahl derselben in dem genannten Jahre auf 43 belief, die für 3,200,000 Piaster an Waaren aller Art einführten. Die davon erhobenen Einfuhrzölle betrugen eine Summe von 300,000 P. Durch die Kriegserklärung Spaniens gegen England wurden noch mehrere dieser Schiffe

in dem Hafen von Goayre unerwarteterweise überrascht, da sie ihre Waaren noch lange nicht alle verkauft hatten und auch die Gelder für die schon verkauften noch bei weitem nicht alle eingegangen waren, so sahen sie sich genöthigt, das ganze Geschäft ihren dasigen Commissionären zu übertragen, in deren Händen es auch bis zum Frieden von Amiens liegen blieb. Es konnten wirklich in dem genannten Jahre von allen 43 Schiffen nicht mehr als 12 aus dem Hafen von Goayre nach dem Mutterlande wieder zurückkehren, und der Werth der Producte, womit diese befrachtet waren, belief sich nach den dasigen Zollregistern auf 2,100,000 P., von denen 139,000 P. an Ausfuhrzöllen erhoben wurden.

In keiner Stadt von Terrafirma, nicht einmal zu Caracas, haben die Kaufleute einen allgemeinen Versammlungsort, wo, wie auf unsern Börsen, die Handelsgeschäfte abgethan werden, sondern es arbeitet jeder für sich allein in seinem Comptoir. Alle Geschäfte werden unmittelbar zwischen dem Käufer und dem Verkäufer abgeschlossen, und es kann daher auch niemals eine Waare einen allgemeinen, bestimmten Preis haben. Die Producte können ferner daselbst nicht wie in andern Colonieen in großen Quantitäten eingekauft werden, weil die Stadt Caracas, wo die Haupt-Niederlage der ganzen Provinz ist, eine solche Lage hat, daß die Producte nicht anders als auf Maulthieren und folglich nur in sehr kleinen Quantitäten dahin gebracht werden können. Sie werden alsdann daselbst öffentlich in der Stadt herum geführt, und an denjenigen verkauft, der am meisten dafür bietet.

Die Handelsproducte von Terrafirma sind, wie ich schon in dem vorigen Kapitel bemerkt habe, von einer vorzüglichern Qualität, als in den englischen und französischen Colonieen, ausgenommen die Baumwolle, die durch eine fehlerhafte Zubereitung von ihrem

Werthe viel verliert. Dem Kakao von Caracas wird in dem Handel der Vorzug vor dem aus allen übrigen Gegenden von Amerika gegeben, und der Centner ist immer um 10 bis 15 P. C. theurer als der letztere. Der Indigo von Caracas steht an Güte nur dem von Guatimala nach, alle übrigen Arten von Indigo aber übertrifft er um 25 bis 30 Procent. Von dem Kaffee in Terrafirma kann man noch nicht bestimmt urtheilen, weil er bisher noch nicht in so beträchtlicher Quantität ausgeführt worden ist, daß er schon gegenwärtig einen currenten Preis haben könnte; die Güte desselben ist jedoch so vorzüglich, daß wahrscheinlich in kurzer Zeit der Kaffee von Terrafirma eben so wie der dasige Kakao allgemein im Handel den Vorzug vor allen übrigen Arten erhalten wird.

Der Handel, den die Provinzen von Caracas mit den übrigen spanischen Colonieen führen, ist von sehr geringer Bedeutung. Von Barcelona aus wird gesalzenes und getrocknetes Fleisch nach Havannah, oder der Insel Cussa geführt, und dafür Zucker, Wachs und baares Geld wieder von dort zurück gebracht. Von Maracaïbo aus wird vorzüglich Kakao dahin geschickt; von Coro Schaaffelle und Käse; von Porto-Cabello Maulthiere, wenn man nämlich dieselben nicht vortheilhafter auf Jamaica verkaufen kann; von Goayre Kakao, Sarsaparilla und dergl. Cumana und Guiana hingegen stehen mit der Insel Cuba in keinem Handelsverkehr. Die Waaren, welche diese Provinzen nach Porto-Ricco schicken, gehen sämmtlich mit dem Schiffe dahin, welches alle Monate von Porto-Ricco nach Goayre kommt, um die europäischen Briefe und Packete zu überbringen, die das Postschiff aus Spanien auf seinem Wege nach der Havannah zu Porto-Ricco absetzt. Dieser Handel, mit Inbegriff dessen, der nach Cuba geführt wird, beläuft sich jedoch jährlich höchstens auf eine Summe von 100,000 P. Mit Vera-Crux

steht Terrafirma in äußerst vortheilhaften Handelsverhältnissen, und besonders wird von Maracaïbo aus eine außerordentliche Menge Kakao dahin geschickt, und dagegen eine Art von Fayance, die zu Mexico verfertigt wird, Packleinewand und vorzüglich baares Geld in Gold und Silber von dort zurück gebracht. Dieser Handelszweig ist desto wichtiger für die Provinz Venezuela, weil sie durch denselben alles baare Geld erhält, das sich in derselben im Umlauf befindet. Ausserdem landen auch die europäischen Schiffe auf ihrer Rückfahrt nach Europa regelmäßig in irgend einem Hafen von Terrafirma. So vortheilhaft sie nämlich zu Vera-Crux ihre europäischen Produkte verkaufen mögen, so können sie doch nach der dasigen Local-Industrie mit nichts anderm als mit baarem Gelde bezahlt werden; sie würden daher die Hälfte ihres Profits, nämlich den, der aus der Rückfracht entsteht, verlieren, wenn sie nicht in Terrafirma landen, und für ihr eingenommenes Geld Kakao, Indigo und dergleichen einkaufen könnten. Hierdurch kommen nun aber in diese Provinzen jährlich sehr beträchtliche Summen von baarem Gelde, die man wenigstens auf 200,000 Piaster rechnen kann, und das Geld müßte daher nothwendig in großer Menge daselbst vorhanden seyn wenn es nicht durch den Schleichhandel eben so schnell wieder zum Lande hinaus geschafft würde.

Spanien leidet durchaus keine fremde Flagge in den Häfen seiner Colonieen, allein es erlaubt diesen dagegen, daß sie unter seiner eigenen Flagge ein stärkeres Handelsverkehr mit fremden Colonieen treiben dürfen, als jemals ein anderer Mutterstaat seinen Colonieen verstattet hat. Die spanischen Colonieen dürfen denen der fremden Mächte alle Arten von Producte, nur mit der einzigen Ausnahme des Kakao, zuführen; die Einfuhr hingegen schränkt sich bloß auf Werkzeuge des Ackerbaues und andere, die man in den Pflanzungen nöthig hat, auf Neger und auf baares Gold

und Silber ein. Wahrscheinlich hatte der Gesetzgeber hierbei die Absicht, daß durch diese begünstigte Ausfuhr der inländischen Produkte die Aufnahme der Landescultur befördert werden sollte, allein der Erfolg hat dieser Erwartung nicht ganz entsprochen; denn im Jahr 1796, wo doch der Handel ohngefähr war, wie er in Friedenszeiten gewöhnlich zu seyn pflegt, wurde von Landesprodukten nicht mehr als für 150,000 P. in die fremden Colonieen ausgeführt. Dagegen beträgt aber die Ausfuhr der Maulthiere, des Rindviehes und der Häute äußerst beträchtliche Summen, weil Terrafirma einen großen Überfluß an allen diesen Thieren hat, die fremden Colonieen aber gänzlich daran Mangel leiden.

Die Spanier haben im Ganzen genommen eine größere Neigung zum Hirtenleben als zum Ackerbau, weil das erstere mehr mit ihrem Hange zur Unthätigkeit übereinstimmt; die öden Ebenen an den Ufern des Orinoco, die sie mit Thieren bevölkerten, waren daher auch mehr nach ihrem Geschmack, als die fruchtbaren Thäler von Venezuela. Von dem Dorfe Puo in der Provinz Cumana an bis nach Merida, d. h. auf einer Strecke von mehr als 150 Stunden in der Länge von Osten nach Westen, und von 40 Stunden in der Breite findet man eine zahllose Menge von mehr oder minder beträchtlichen Anlagen zur Zucht von Rindvieh, Maulthieren und Pferden. Viele Einwohner von Caracas haben daselbst Besitzungen von dieser Art, die oft 10 bis 12 Tagereisen von dem Orte, wo sie wohnen entfernt sind, und von den Einwohnern von St. Sebastian de los Reyes, Truxillo, Varinas, Barquisimeto u. a. machen dieselben beinahe den einzigen Reichthum aus. Der Ertrag dieser Anlagen ist jedoch nicht nur sehr langsam, sondern auch unsicher; denn die Maulthiere können erst nach fünf Jahren zur Arbeit gebraucht werden, und durch Ueberschwemmungen so wie auch durch eintretende Dür-

ren, werden oft die schönsten Hoffnungen derselben in wenigen Tagen zernichtet. Maulthiere giebt es in den Provinzen von Caracas eine ganz außerordentliche Menge; denn die Producte des Landes können nirgends auf Flüssen in die Häfen, wo man sie einschiffen will, gefahren werden, außer nur auf dem Orinoco nach Guiana, und müssen daher alle auf Maulthieren dahin gebracht werden. Auch bedienen sich die Spanier in Terrafirma, die in den Gebirgen wohnen, oder Reisen durch dieselben machen, beständig der Maulthiere zum Reiten; diese Thiere haben nicht nur einen weit sicherern Gang und halten länger aus als die Pferde, sondern sie sind auch leichter zu ernähren und können weit länger Hunger und Durst aushalten. Die sämmtlichen Inseln über und unter dem Winde, auf denen man sowohl zum Transport der Waaren, als auch in den Zuckermühlen, Maulthiere schlechterdings nöthig hat, können dieselben nirgends anders herbekommen als aus Terrafirma; hieraus kann man aber schließen, in was für einer unermeßlichen Menge sie in dem letztern Lande vorhanden seyn müssen. Nach einer ohngefähren Berechnung können die Stutereien, worin diese Thiere gezogen werden, jährlich über 16,000 derselben liefern, wovon 6000 in dem Lande selbst gebraucht, die übrigen aber in die fremden Colonieen verkauft werden. Ein Maulthier, das zur Arbeit tüchtig ist, kostet gewöhnlich in dem Hafen 25 Piaster; die 10,000, die jährlich ausgeführt werden, betragen daher eine Summe von 250,000 Piaster; und wenn man den Transport, den ausschließend nur die spanischen Schiffe gewinnen, nur zu 150,000 Piaster berechnet, was doch außerordentlich wenig ist, so trägt dieser einzige Artikel dem Lande jährlich über 400,000 Piaster ein, die theils an baarem Gelde, theils in Negern und mancherlei Geräthschaften dahin gebracht werden.

Weil die Provinzen von Caracas an allen eu-

ropäischen

ropäischen Waaren gänzlich Mangel litten, und ihr Handel völlig stockte, so hat sich die Regierung in Spanien genöthigt gesehen, von der Strenge der Gesetze etwas nachzulassen. Alle Meere waren so sehr mit englischen Kapern angefüllt, daß kein spanisches Schiff, ohne im voraus überzeugt zu seyn, daß es würde weggenommen werden, aus den Häfen auslaufen durfte, und daher mußten natürlicherweise alle Sendungen nach Amerika unterlassen werden. Die Provinzen von Caracas konnten aber auch ihre eigenen Handelsproducte nicht mehr absetzen, weil aus dem nämlichen Grunde ihr Verkehr mit den benachbarten, befreundeten oder neutralen Colonieen äußerst gefährlich wurde, und die ganze Cultur des Landes lief folglich Gefahr zu Grunde zu gehen. Es wurde daher im Jahr 1797, zum erstenmal, seitdem Spanien sich im Besitz von Amerika befindet, den neutralen Schiffen erlaubt, nach dem spanischen Amerika Handel zu treiben. Dieses dauerte jedoch nur einige Jahre, denn schon im Jahr 1801 wurde die Erlaubniß plötzlich widerrufen. Das Schiff, das diesen Widerruf nach Goayre brachte, wurde jedoch auf seiner weitern Fahrt von Terrafirma nach Cuba, zum großen Glück für diese letztere Insel, von den Engländern genommen, und dadurch wird auf derselben der Handel mit den fremden Colonieen noch immer ununterbrochen fortgesetzt. Da der Gewinn, den derselbe abwirft, äußerst groß ist, und ein allgemeiner Wohlstand dadurch auf der Insel verbreitet wird, so müssen es die Einwohner von Terrafirma nothwendig bedauern, daß jenes Schiff nicht schon bei seinem Auslaufen aus den spanischen Häfen von den Engländern genommen worden ist. Der Handel mit dem Mutterlande ist durch diesen Krieg in einem solchen Grade unterbrochen, daß von zehn Schiffen, die aus Spanien nach Westindien absegeln, kaum ein einziges von da wieder zurück kommt, und auch sogar kein Postschiff kann durch die zahllose Menge von eng-

lischen Kapern hindurch dringen. In dem ganzen Jahr 1801 kam nicht eine einzige Post in der Havannah an, wo doch sonst regelmäßig alle Monate eine einzutreffen pflegt.

Es bleibt daher gegenwärtig den Provinzen von Terrafirma, um europäische Waaren zu bekommen und ihre eigenen Landesproducte los zu werden, durchaus nichts anders übrig, als der Schleichhandel, und diesen treiben sie auch wirklich auf eine solche Art, wie man, seitdem es Handlung giebt, noch kein Beispiel davon erlebt hat. Ihre Schiffe segeln nicht nur in die Häfen aller neutralen Colonieen, sondern auch sogar in die englischen; und für eine sehr geringe Summe Geldes erhalten sie Sicherheitskarten von den englischen Behörden, vermittelst deren ihre Schiffe von den englischen Kapern in allen Meeren gänzlich verschont und sogar noch häufig an den Ort, wo sie hin wollen, geleitet werden. Die spanische Flagge steht daher in diesem Welttheile so zu sagen unter der Aegide der Engländer; alle französische Schiffe ohne Ausnahme werden von ihnen für gute Prisen erklärt, aber kein einziges spanisches Kauffartheischiff wird in diesen Meeren von ihnen weggenommen. So sonderbar und widersinnig dieses scheinen mag, so ist doch unbezweifelbar gewiß, daß die Engländer durch dieses Verfahren den ganzen Handel mit dem spanischen Amerika an sich gezogen haben; sie laufen auch bei denselben um so weniger Gefahr, weil die amerikanischen Spanier sich selbst in den englischen Häfen einfinden, ihre Landesproducte und ihr baares Geld dahin bringen, und dagegen europäische Waaren daselbst einkaufen. Auf der Rhede von Kingston in Jamaika hat man nicht selten achtzig und mehrere spanische Schiffe gesehen, die alle unter ihrer eigenen Flagge segelten, während zu gleicher Zeit noch über sechszig Schiffe von

dieser Nation zu Curassao und bei vierzig auf der Dreieinigkeits-Insel vor Anker liegen. Ueber 400 Schiffe sind beständig mit diesem Handel beschäftigt; diese geben sämmtlich bei ihrer Ausrüstung vor, daß sie für eine französische oder irgend eine neutrale Colonie bestimmt sind, wohin sie sich jedoch niemals begeben. Bei ihrer Zurückkunft zeigen sie falsche französische Papiere vor, die auch, ob man gleich bestimmt weiß, daß sie falsch sind, niemals genau untersucht werden, geschweige dann daß man daran dächte, den Betrug zu bestrafen.

In dem einzigen Hafen von Porto-Cabello sind gegenwärtig Jahr aus Jahr ein über hundert Schiffe mit dieser Art von Handel beschäftigt. Nach den dasigen Zollregistern belief sich im Jahr 1801 der Werth der von denselben ausgeführten Waaren an Indigo, Baumwolle, Kakao, Kaffee, Häuten, Kupfer, Pferden und Maulthieren auf eine Summe von 1,300,000 Piaster. So bedeutend diese Summe ist, so darf man sie jedoch noch keinesweges zum Maasstabe von dem ganzen Betrage dieses Handels annehmen, denn wenn man das baare Geld, das sich bei diesen Waaren befand, und den Credit, den die Spanier bekamen, dazu rechnet, so kann man bestimmt annehmen, daß die eingeführten Waaren zum allerwenigsten noch einmal so viel betrugen als die ausgeführten.

Diesen Schleichhandel halten die Einwohner dieser Provinzen für so erlaubt und natürlich, daß man laut und öffentlich davon spricht, und daß ohne alle Scheu überall erzählt wird, dieses oder jenes Schiff werde für Jamaika ausgerüstet, oder käme von daher, dieses andere ginge nach Curassao, oder käme von da wieder zurück; nur allein in den Zollbüchern der Häfen steht die Versicherung, daß sie nach Guadeloupe oder einer andern französischen oder neutralen Colonie bestimmt

wären. Jedermann, ohne Ausnahme, der Kaufmann sowohl wie der Pflanzer, der königliche Beamte, wie der gemeine Bürger, verwendet gegenwärtig alle sein Geld auf diese Art von Handels-Unternehmungen, und sie werden mit einer so vollkommenen Sicherheit getrieben, als wenn man mit England im tiefsten Frieden lebte. Die englischen Kaufleute gehen sogar so weit, daß sie den Spaniern unermeßliche Summen auf Credit geben, wenn ihre aus Terrafirma mitgebrachten Producte oder Geldsummen nicht hinreichen, um die mancherlei Waaren zu bezahlen, womit die englischen Magazine beständig überfüllt sind; die Engländer wünschen nämlich diese Waaren so geschwind als möglich zu verkaufen, um nur wieder Platz für neue zu bekommen.

Aber auch außer den jetzigen Kriegszeiten wird in den sämmtlichen spanischen Colonieen in Amerika beständig ein unermeßlicher Schleichhandel getrieben; denn die Waaren, die aus dem Mutterlande dahin kommen, werden durch Abgaben, Zölle und Kosten aller Art in einem solchen Grade vertheuert, daß der spanische Schleichhändler sie sämmtlich in den Colonieen anderer Nationen um ein sehr beträchtliches wohlfeiler bekommen, und folglich ansehnlich darauf gewinnen kann. Terrafirma ist jedoch unter allen spanischen Provinzen in Amerika diejenige, in welcher der Schleichhandel am stärksten getrieben wird. Um sich einen Begriff davon zu machen, was für unermeßliche Summen von baarem Gelde jährlich durch den Schleichhandel aus den Provinzen von Caracas heraus gezogen werden, brauche ich bloß das Einzige anzuführen, daß die Masse des in denselben im Umlauf befindlichen Geldes, ohngeachtet der beträchtlichen Summen, die alljährlich auf's neue dahin kommen, doch schlechterdings nicht zunimmt. Man kann bestimmt annehmen, daß von Vera-Crux und aus den Colonieen anderer Nationen für Landesproducte aller Art jährlich wenigstens

an baarem Gelde eine Summe von 750,000 Piastern dahin kommt, und um diese Summe sollte folglich von Rechts wegen das in der Cirkulation befindliche Geld jährlich vermehrt werden. Allein es bleibt schlechterdings nichts davon im Lande zurück, sondern all dieses Geld geht durch den Schleichhandel wieder hinaus.

In Friedenszeiten hat zwar die Regierung mancherlei Anstalten getroffen, um diesen verderblichen Schleichhandel zu verhindern. Eine Brigg und zwölf bewaffnete Schaluppen sollen beständig von den Mündungen des Orinoco an bis an das Vorgebirge la Vela an den Küsten hin- und herfahren, um alle verdächtigen Schiffe wegzunehmen; allein gewöhnlich sind nicht mehr als drei bis vier davon in Thätigkeit. Die übrigen verlassen niemals die Rheede von Porto-Cavello, und doch muß eben so viel für den Unterhalt derselben bezahlt werden, als wenn sie beständig in voller Thätigkeit wären. Da nun diese wenigen Schaluppen eine Küste von wenigstens 300 Stunden in der Länge, auf der es überall bequeme Landungsplätze giebt, zu bewachen haben, so müßte ein Schleichhändler sehr unglücklich oder sehr ungeschickt seyn, wenn er einer derselben in die Hände fallen sollte, und auch selbst in einem solchen Falle wäre noch nicht alles verloren, wenn er nur einen Theil seiner Ladung aufopfern wollte, um die andere zu retten. In den Häfen selbst aber und auf dem Lande sind überall Wachen postirt und Beamten angestellt, die den Schleichhandel verhindern sollen, und es würde auch wirklich äußerst schwer seyn, mit solchen durch Schleichhandel eingeführten Waaren daselbst durchzukommen, wenn diese Beamten nicht aus ihrer Wachsamkeit und Strenge selbst wieder eine Waare machten, zu der sie nur auf Käufer warten. Uebrigens wird der Schleichhandel von allen Spaniern in Amerika in Schutz genommen, und dies ist bei ihnen ein so unabweichlicher Nationalgrundsatz, daß es keinem von ihnen, er mag reich oder arm,

vornehm oder gering seyn, jemals in den Sinn kommt, einen Schleichhändler zu verrathen. Ein Schiff, das durch Sturm auf die Küste geworfen wird, und dessen Papiere nach den Gesetzen in gehöriger Ordnung sind, wird gewöhnlich von den Landleuten ohne Barmherzigkeit geplündert; im Gegentheil leisten sie demselben aber alle mögliche Hülfe und nehmen es förmlich in ihren Schutz, wenn es mit Contrebande beladen ist. Die Regierung sucht dieser öffentlichen Meinung durch die strengsten Gesetze entgegen zu arbeiten, und sie zu unterdrücken; sie ruft sogar häufig das Ansehen der Kirche zu Hülfe, um eine Handlung, die niemand für unrecht und gesetzwidrig hält, für sündlich halten zu machen. Die Geistlichen müssen dem Volke ununterbrochen vorpredigen, daß der Schleichhandel eine Todsünde sey, und daß auch der Hehler desselben eine Todsünde begehe; die Beichtväter sind verpflichtet, in allen solchen Fällen die Absolution zu verweigern. Allein dies alles ist vergeblich und nichts ist im Stande, den Spanier von seiner vorgefaßten Meinung in diesem Stücke abzubringen.

Neuntes Kapitel.

Von der Finanzverwaltung und den öffentlichen Abgaben.

Mexico und Peru sind unter allen auswärtigen Besitzungen der Spanier die einzigen, aus denen seit ihrer Entdeckung unermeßliche Schätze gezogen worden sind. Was aber nach Abzug des Aufwandes auf die innere Verwaltung der beiden Provinzen von diesen Schätzen noch übrig blieb, das mußte alles auf diejenigen Provinzen in Amerika verwandt werden, die in sich selbst nicht Hülfsmittel genug hatten, um den er=

forderlichen Aufwand bestreiten zu können. Dies war der Fall mit den Provinzen von Terrafirma, die so lange im Solde von Mexico standen und immer zum wenigsten zwei Drittheile der ganzen Masse ihres Aufwandes von daher kommen lassen müssen, bis endlich die Verbesserung der innern Cultur des Landes der Regierung desselben die Mittel verschaffte, jene auswärtigen Unterstützungen ganz entbehren zu können.

In einem solchen noch ganz neuem Lande mußte natürlicherweise die Verwaltung der Finanzen äußerst einfach seyn. Da jedoch in der Folge die Einnahme beträchtlich zunahm, so mußten auch Maaßregeln getroffen werden, um dieselbe mit gehöriger Ordnung zu erheben und zu administriren. Anfänglich befanden sich die Finanzen gänzlich in den Händen des Generalkapitäns; allein im Jahr 1777 wurde ein eigener Intendant an die Spitze derselben gestellt. Die Statthalter der einzelnen Provinzen erheben nunmehr die sämmtlichen Gefälle und besorgen auch die gewöhnlichen Ausgaben; bei'm Schluß des Jahres müssen sie aber dem Intendanten eine genaue Rechnung über Einnahme und Ausgabe zuschicken. Dieser letztere ist in seinem Departement vollkommen unabhängig und kann nach Gefallen alle Einrichtungen und Verfügungen treffen, die er für zweckmäßig hält. Er besetzt alle erledigten Stellen und darf die Saumseligkeiten und Nachläßigkeiten, deren sich ein Officiant schuldig macht, mit der Suspension bestrafen; begeht jedoch einer oder der andere von diesen einen so wichtigen Fehler, daß er mit gänzlicher Absetzung bestraft werden muß, so wird einstweilen ein anderes Subject zu der Stelle ernannt, die sämmtlichen Untersuchungs-Acten aber dem Könige zur Entscheidung zugeschickt.

Die Stelle eines Intendanten dauert 5 Jahre und während dieser Zeit steht alles was den Ackerbau, den Handel und die Schiffahrt betrifft unter seiner unmittelbaren Aufsicht und Leitung. In Rücksicht des Acker-

baues ist er jedoch noch einigermaßen eingeschränkt und darf darüber eigenmächtig keine wichtigen Verfügungen treffen, sondern muß alle Vorschläge, wodurch er glaubt, daß derselbe befördert werden kann, an den König zur Untersuchung einschicken. In Rücksicht des Handels und der Schiffahrt hingegen ist er weniger beschränkt; denn er darf, ohne darüber Rechenschaft abzustatten, alle Mißbräuche, die er dabei bemerkt, eigenmächtig abschaffen und alle Einrichtungen treffen, die ihm zur Vervollkommnung derselben nöthig zu seyn scheinen. Seine Besoldung besteht so wie die des Generalkapitäns, jährlich in 9000 Piastern, allein der Antheil, den er an den weggenommenen Schleichhändler-Waaren hat, verbunden mit noch einigen andern Neben-Einnahmen betragen zum wenigsten noch einmal soviel.

Bei allen Haupt-Einnahmen im ganzen Lande sind zwei Einnehmer oder Schatzmeister angestellt, die den Titel von Königlichen Beamten führen. Jeder von ihnen hat den Schlüssel zu einem besondern Schloß der Casse, so daß keiner sie ohne den andern öffnen kann. Dabei müssen sie vor Antretung ihres Amtes eine sehr beträchtliche Caution stellen. Weder sie selbst noch ihre Weiber und Kinder dürfen Pflanzungen besitzen, und sich auch nicht mit dem Handel abgeben. Um jeder engen Verbindung zwischen ihnen, die vielleicht in Rücksicht ihrer Geschäfte nachtheilige Folgen haben könnte, vorzubeugen, ist es ihnen auf das strengste und bei Strafe der augenblicklichen Absetzung untersagt, irgend eine Anverwandtin ihres Collegen zu heirathen. Zur Schadloshaltung für diesen Zwang hat ihnen das Gesetz einen ausgezeichneten Rang beigelegt und sie stehen im ganzen Lande in einem sehr großen Ansehen. Sie erkennen durchaus keine andere Obern, als den Intendanten, von dem sie auch ganz allein abhängen; sie müssen ihm monatlich einen genauen Extract ihrer Casse vorlegen und bei'm Schluß

des Jahres eine ausführliche Rechnung einschicken. Diese Rechnungen werden von einen Oberrechnungsrath durchgangen, und wenn sie von diesem richtig befunden worden sind, nach Spanien geschickt.

Nach dieser Beschreibung sollte man glauben, daß die Administration der Finanzen in den Provinzen von Caracas äußerst einfach wäre und von einer geringen Anzahl Personen besorgt wurde, allein man würde sich hierin sehr irren; denn es giebt außer Spanien kein Land in der Welt, wo eine größere Anzahl Personen zur Erhebung der öffentlichen Gefälle im Verhältniß mit dem Ertrag dieser letztern angestellt sind.

Die Auflagen in dem spanischen Amerika sind ohngefähr die nämlichen wie in dem Mutterlande. Von Kopfsteuer und Territorialauflagen weiß man daselbst nichts, allein dagegen hat man eine zahllose Menge von andern Benennungen, unter denen Abgaben entrichtet werden müssen. Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, will ich nur die wichtigsten und einträglichsten unter diesen Auflagen kürzlich hier anführen.

Die Alcavala wurde den Königen von Spanien im Jahre 1342 als ein Beitrag zu den Kosten des Krieges gegen die Mauren, und namentlich zur Eroberung von Algesiras verwilligt. Anfänglich geschah dieses bloß auf drei Jahre und die Abgabe betrug nur 5 Procent; allein in der Folge wurde sie stillschweigend beibehalten und sogar auf 10 Procent erhöht. Es existirt durchaus kein Gesetz, durch welches ihre fortdauernde Erhebung befohlen worden wäre, und sie beruht allein auf der stillschweigenden Einwilligung der Nation, die sich diese wirklich drückende Abgabe seit beinahe 5 Jahrhunderten ohne die geringste Einwendung hat gefallen lassen. Im Jahr 1574 ist die Alcavala auch in Mexico und im Jahr 1591 in Peru eingeführt worden, obgleich ihre ursprüngliche Bestimmung, nämlich als ein Beitrag zu dem Kriege

gegen die Mauren, auf Amerika schlechterdings nicht anwendbar war. In Terrafirma betrug diese Abgabe lange Zeit hindurch nicht mehr als 2 Procent und nur erst seit etwa 50 Jahren ist sie auf 5 Procent erhöht worden, weil man es damals für nothwendig hielt, die Anzahl der Linientruppen in dieser Provinz zu verstärken und die Bezahlung derselben von den Unterthanen selbst bestreiten zu lassen. Sie wird von allem erhoben, was verkauft wird, es mag beweglich oder unbeweglich seyn. Von jeder Pflanzung, die verkauft wird, müssen 5 Procent von der Kaufsumme entrichtet werden; aber auch von einem Bündel Brennholz, das zum Verkauf in die Stadt kommt, wird die nämliche Abgabe entrichtet. Von allen möglichen Arten von Waaren, von allen Producten des Erdbodens, von allen Thieren, von Gemüsen, Eiern, Obst, Futter für die Pferde und dergleichen, sobald dieselben zum Verkauf ausgestellt werden, muß diese Abgabe bezahlt werden. Jährlich werden die Waarenlager und Buden der Kaufleute und Krämer genau untersucht und von dem Verkauf, der das Jahr hindurch ohngefähr statt haben könnte, die Abgabe von 5 Procent im Voraus erhoben. Der Kaufmann mag aber nachher im Lauf des Jahres viel oder wenig verkaufen, so macht dieses keinen Untetschied. — Man sieht aus allem diesem, daß wenn in dem Lande viele bürgerliche Geschäfte vorfielen, und mehr innerer Kauf und Verkauf statt hätte, diese Abgabe in kurzer Zeit alle Reichthümer des Landes verschlingen und die Einwohner dahin bringen würde, daß sie allen Arten von Handelsunternehmungen und Speculationen gänzlich entsagen müßten. Allein die Trägheit und Sorglosigkeit der Einwohner der Provinzen von Caracas ist so groß, daß daselbst durch die Alcavala jährlich dem Lande nicht mehr als eine Summe von 400,000 Piaster entzogen wird.

Eine zweite beträchtliche Abgabe ist das sogenannte

Almoxarifazgos, das von allen Waaren erhoben wird, die in den verschiedenen Häfen des Landes ein- und ausgeführt werden. Es besteht in 15 Procent des Werthes und hat im Jahr 1797 in der Intendantschaft von Caracas eine Summe von 188,000 Piastern abgeworfen.

Zur Bestreitung des Aufwandes auf die Schiffe, die der Staat an den Küsten des spanischen Amerikas unterhielt, um dieselben gegen die Ueberfälle der Seeräuber zu beschützen, wurde eine eigene Auflage eingeführt, die noch heut zu Tage unter dem Namen Armada d. h. Kriegsmarine erhoben wird. In der Folge wurde diese Vertheidigung des Landes mehrern kleinern bewaffneten Fahrzeugen übertragen, die leichter in alle Häfen und Buchten einlaufen konnten, und zu ihrer Unterhaltung wurde noch eine andere Abgabe unter dem Namen Armadilla, das Diminutivum von Armada, eingeführt. Die Seeräuber beunruhigen diese Küsten schon seit sehr langer Zeit nicht mehr und doch wird diese zu ihrer Bekämpfung bestimmte doppelte Abgabe noch immerfort bezahlt und wird auch ohne Zweifel bis zum gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Verfassung, die aber wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten nicht statt haben wird, bezahlt werden müssen. — Der Betrag der erstern Auflage belief sich im Jahr 1797 auf 16000 Piaster und der von der Armadilla auf 26,000 Piaster; gewöhnlich betragen sie jedoch noch einmal soviel.

Diejenigen Buden, in welchen vorzüglich berauschende Getränke verkauft werden, führen in Spanien den Namen Pulperias, und für die Erlaubniß, diese Art von Handel zu führen, muß jährlich eine gewisse Abgabe entrichtet werden. Im ersten Jahre beträgt dieselbe in den großen Städten 30 Piaster, auf dem platten Lande aber etwas weniger, je nachdem ein mehr oder weniger starker Absatz zu vermuthen ist; in allen folgenden Jahren wird jedoch für diese Erlaubniß

weit weniger bezahlt. Hierdurch werden übrigens die Kaufleute keinesweges von der Alcavala befreit, sondern sie müssen diese noch überdies bezahlen. Diese Abgabe von den Pulperias wirft im Durchschnitt jährlich eine Summe von 28 bis 30,000 Piaster ab.

Unter dem Namen der Königlichen Neuntheile wird der Antheil verstanden, den der König von allen Zehnten bezieht, die in dem ganzen Lande entrichtet werden. Dieser Zehnte wird von allen möglichen Producten des Landes erhoben, und niemand, er sey wer er wolle, ist davon befreit. Von solchen Producten, die nach ihrer Einerndtung noch eine kostspielige Zubereitung erfordern, ehe sie eigentliche Handelsartikel werden, z. B. von dem Zucker, dem Indigo und dem Kaffe, bezahlt man nicht mehr als 5 Procent; allein von dem Kakao, der Baumwolle, allen Getraidearten, Sämereien und Gemüsen, ferner von den jungen Lämmern, Ziegen, Schweinen, Hühnern, Gänsen, Kälbern und Maulthieren, oon Milch, Butter, Käse, Wolle, allen möglichen Obstarten ꝛc. werden unnachläßlich und mit der größten Strenge 10 Procent erhoben. Diese Zehnten werden jährlich von dem Bischof und dem Capitel, zu deren und der übrigen Geistlichen Unterhaltung sie eigentlich bestimmt sind, an den Meistbietenden in Gegenwart der obengenannten Königlichen Beamten verpachtet, und die letztern ziehen dabei sogleich von der Pachtsumme die dem Könige zukommenden zwei Neuntheile ab. Natürlicherweise hat der Betrag dieser Zehnten mit der Verbesserung der Landes-Cultur nach und nach sehr zugenommen, und heut zu Tage beträgt das Pachtgeld für die sämmtlichen Zehnten in den Provinzen von Caracas jährlich im Durchschnitt genommen eine Summe von 400,000 Piaster.

Unter die öffentlichen Abgaben ist auch der Tribut der Indianer zu rechnen, der wie schon oben angeführt worden ist, von allen civilisirten Indianern

zwischen 18 und 50 Jahren entrichtet wird, und von dessen Betrag eigentlich die zu ihnen geschickten Missionarien und bei ihnen wohnenden Doctrinarien bezahlt werden sollen. Diese Angabe wird jedoch so unrichtig bezahlt und so unordentlich erhoben, daß sie nach Abzug der Erhebungskosten jährlich nicht über 30,000 Piaster einträgt.

In Amerika werden so gut wie in Spanien alle öffentlichen Aemter, mit Ausnahme der zwei Alcaden, die jährlich durch freie Wahl neu ernannt werden, zum Vortheil des Königl. Schatzes verkauft. Anfänglich geschah dieses nur auf Lebenszeit; allein in der Folge wurde den Inhabern solcher Stellen nachgelassen, dieselben zu ihren Vortheil wieder zu verkaufen, jedoch unter der Bedingung, daß der Ersteher die Geschäfte derselben für die Hälfte der damit verbundenen Besoldung verrichten muß. Da auch solche Aemterkäufe noch von dem Könige besonders bestätigt werden müssen, wofür von dem Käufer ebenfalls eine ansehnliche Summe zu bezahlen ist, so tragen dieselben in den Provinzen von Caracas dem Königl. Schatze jährlich wenigstens eine Summe von 10,000 Piastern ein.

Eine der lästigsten Auflagen ist das Stempelpapier. Es wurde im Jahr 1638 durch ein Königl. Edict in den spanischen Besitzungen in Amerika eingeführt, und seitdem müssen alle Arten von Contracten, von öffentlichen und gerichtlichen Verhandlungen auf Stempelpapier geschrieben werden. Dieses Papier ist jedoch außerordentlich schlecht und von dem grauen Packpapier wenig verschieden. Es wird gestempelt aus Spanien dahin geschickt und auf jedem Bogen sind die zwei Jahre bemerkt, während deren es gültig ist; nach Verlauf derselben darf es nicht mehr gebraucht werden, sondern wird durch anderes ersetzt, das aus dem Mutterlande immer zur gehörigen Zeit im voraus dahin geschickt wird. Wenn jedoch wegen eines Krieges oder wegen anderer unvorhergesehener Ereignisse, das neue

Stempelpapier nicht zur gehörigen Zeit ankommen kann, so hat der Gouverneur das Recht die Gültigkeit des alten noch zu verlängern. — Es giebt viererlei Sorten von solchem Stempelpapier. Auf das von dem ersten Grad müssen alle Urkunden und Gnadenbezeugungen geschrieben werden, welche die Vice-Könige, Präsidenten, Audienzias, Stadthalter, Generalkapitäne und überhaupt alle obern Behörden ausfertigen lassen. Wenn jedoch die Urkunde nicht auf einen einzigen Bogen geschrieben werden kann, so darf zu den übrigen auch Stempelpapier von dem dritten Grade genommen werden. Das Blatt Stempelpapier von diesem ersten Grade kostet sechs Piaster. — Das Stempelpapier vom zweiten Grad wird zu allen Arten von Contracten, zu Testamenten und überhaupt zu allen von Notarien ausgefertigten Instrumenten genommen. Es braucht jedoch nur das erste Blatt von diesem Grade zu seyn und die übrigen Blätter dürfen vom dritten genommen werden. Jedes Blatt Stempelpapier von dem zweiten Grade kostet anderthalb Piaster. — Das Stempelpapier vom dritten Grad wird zu allen Verhandlungen genommen, die vor den Vice-Königen, in allen Kanzleien, in den Audienzias und in allen übrigen Gerichtshöfen und Departementen statt haben. Das Blatt von demselben kostet einen halben Piaster. — Das Stempelpapier vom vierten Grade endlich wird zu allen officiellen Schreiben, so wie zu den Bittschriften, welche die Armen und die Indianer einreichen, gebraucht. Jedes Blatt von diesem Papier kostet den sechszehnten Theil eines Piasters. — Die sämmtliche Einnahme von dem Stempelpapier beträgt in der Intendaotschaft von Caracas heut zu Tage nur noch 20 bis 25,000 Piaster; ehemals war sie jedoch weit beträchtlicher und hieraus könnte man vielleicht schließsn, daß die Proceßsucht der Einwohner abzunehmen anfängt.

Von allem Salz, das in den auf der Ostküste befindlichen Salzwerken gewonnen wird, muß bei seiner

Einfuhr in die Provinz Venezuela dem König ein Piaster pro Centner bezahlt werden. Diese Abgabe beträgt jährlich eine Summe von 13 bis 14,000 Piastern.

Unter dem Namen Corso versteht man diejenige Abgabe, die bei'm Ein- und Auslaufen in die Seehäfen bezahlt werden muß, und die eigentlich für den Unterhalt der Schiffe bestimmt ist, welche zur Verhinderung des Schleichhandels unterhalten werden. Sie beläuft sich im Durchschnitt genommen jährlich auf eine Summe von 150,000 Piastern.

Eine der wichtigsten Quellen der Staatseinkünfte ist die sogenannte Bulle des heiligen Kreuzzuges. Dies ist eine so sonderbare Art von Auflagen, daß ich dem Leser die Geschichte von der Entstehung derselben ausführlich glaube mittheilen zu müssen. Zur Zeit der Kreuzzüge erhielten nämlich die Könige von Spanien von den Päbsten sehr bedeutende Dispensationen für diejenigen von ihren Unterthanen, die sich mit der Ausrottung der Ungläubigen abgeben würden. Die Bullen, worin diese Dispensationen enthalten waren, wurden für einen gewissen bestimmten Preis verkauft, und der Ertrag derselben sollte zur Bestreitung der Kosten der Kreuzzüge verwendet werden. Die Thorheit, Menschen mit Feuer und Schwerdt in's Paradies zu zwingen, verschwand jedoch nach einiger Zeit wieder und die Vernunft behauptete ihr Recht; allein die Bullen kamen deswegen immer fort vor Rom an nnd wurden in Spanien nach wie vor verkauft. Die Begünstigungen, die sie enthielten, schienen zu kostbar zu seyn, und die Einkünfte, die sie dem königlichen Schatze verschafften, waren zu beträchtlich, als daß man ihnen hätte entsagen können. Nach und nach legten auch die Päpste diesen Bullen Eigenschaften bei, die sie ursprünglich gar nicht gehabt hatten; denn niemand konnte im Anfange einer solchen Bulle theilhaftig werden, der nicht wirklich gegen die Ungläubigen zu Felde zog oder wenigstens jemand bezahlte, der an seiner Stelle dem

Kreuzzuge beiwohnte; allein heut zu Tage kann man gemächlich zu Hause bleiben und demohngeachtet alle Vortheile der Bulle, wenn man sie nur gehörig bezahlt hat, genießen. Es giebt nunmehr viererlei verschiedene Arten von solchen Bullen, nämlich die gemeine Bulle der Lebenden, die Bulle der Milchspeisen, die Bulle der Todten und die Vergleichs-Bulle.

Die erstere Bulle ist zwei Jahre gültig und jeder gute spanische Christ muß sich mit derselben versorgen. Sie hat die Kraft, daß jeder Besitzer derselben, durch welchen Geistlichen es auch sey, von allen begangenen Verbrechen, auch wenn er sie nicht wirklich bekennt, losgesprochen werden kann; daß alle Gotteslästerungen ihm erlassen werden; daß er an den Fasttagen alle Arten von Speisen, ausgenommen Fleisch, essen darf u. s. w. u. s. w. Wer zwei solcher Bullen nimmt und bezahlt, dem werden auch die darin versprochenen Wohlthaten doppelt zu Theil. — Weil nun aber vermittelst dieser Bulle jeder Gläubige in der Fastenzeit Milchspeisen und Eier nach Gefallen essen darf, die Kirche hingegen von den Geistlichen eine noch strengere Beobachtung ihrer Gesetze erwarten zu können glaubt, so ist eine besondere Bulle eingeführt worden, um auch diese von dem Verbot, in der Fastenzeit Milchspeisen und Eier zu genießen, zu befreien. Dies ist die Milchspeisen-Bulle, die jeder Geistliche unter 60 Jahren, wenn er nicht bei Uebertretung des Fastengesetzes den Zorn des Himmels auf sich laden will, nothwendig kaufen muß. — Die Bulle der Todten ist eine Art von Einlaßzettel ins Paradies; sie befreit von den verzehrenden Flammen des Fegefeuers und führt geradezu in den Wohnort der Seeligen. Jede solche Bulle ist jedoch nur für eine einzige Seele wirksam. Wenn daher ein Spanier stirbt, so lassen seine Verwandten sogleich eine Bulle der Todten holen, auf welche der Name des Verstorbenen geschrieben wird, und wenn

die Familie so äußerst arm ist, daß sie sich nicht im Stande befindet, das Geld für dieselbe aufzubringen, so gehen mehrere Personen aus derselben heulend und jammernd durch die Stadt und betteln sich das nöthige Geld dafür zusammen. Die Bulle hat aber nicht allein die Kraft, eine Seele, von dem Fegefeuer gänzlich zu befreien, sondern sie holt sie auch mitten aus den Flammen desselben wieder heraus, und man darf nur den Namen der Seele, die man retten will, auf die Bulle schreiben lassen, um ihr sogleich den Himmel zu öffnen. Wenn daher ein frommer Mann reich genug ist, so könnte er mit leichter Mühe und in kurzer Zeit das Fegefeuer ganz entvölkern, wenn es der Tod nicht immer auf's neue wieder anfüllte. — Die Vergleichs-Bulle ist jedoch unter allen diejenige, deren Wirkungen am sonderbarsten sind, und am meisten in das gemeine Leben eingreifen. Sie hat die unbegreifliche Kraft, daß sie jedem Besitzer eines fremden Gutes, er mag dasselbe gestohlen oder auf sonst irgend eine gesetzwidrige Art an sich gebracht haben, das rechtmäßige Eigenthum desselben zuerkennt. Wenn daher ein Dieb Uhren, Silbergeschirr und noch so beträchtliche Geldsummen gestohlen hat, so darf er nur eine Vergleichs-Bulle kaufen, um sogleich alles Gestohlene als rechtmäßiges Eigenthum zu besitzen; der Kaufmann, der sich durch falsches Maaß und Gewicht und durch die niederträchtigsten Betrügereien Reichthümer erworben hat, braucht sich vermittelst dieser Bulle kein Gewissen mehr daraus zu machen, und jeder Schurke besitzt durch sie mit vollem Recht, was er auf eine Art, für die er von Rechtswegen auf dem Blutgerüste büßen sollte, erworben hat. Ein jeder, der im Falle ist, solche Bullen zu kaufen, taxirt selbst den Werth der Sache, in deren rechtmäßigen Besitz er sich vermittelst derselben setzen will, und alsdann kauft er so viele Bullen zusammen, daß der Preis derselben ohngefähr 6 Procent von dem Werth der Sache, die er sich zu-

eignen will, beträgt. Man darf jedoch jährlich nicht mehr als 50 solcher Bullen kaufen, und wenn daher das Geld, so dieselben kosten, noch nicht 6 Procent von dem Werth der Sache ausmacht, so muß man sich an den General-Commissarius dieser Bullen wenden, der jedoch das Recht hat, so viele derselben, als nöthig sind, für Geld abzulassen.

Eine jede von diesen vier Bullen hat einen besondern Preis und dieser ist auch in Rücksicht der Personen, die sie kaufen, wieder sehr verschieden. Für die Bulle der Lebenden müssen z. B. die Vice-Könige und ihre Gemahlinnen 15 Piaster, die Erzbischöfe und alle übrigen Geistlichen, die Herzoge, Grafen und alle übrigen Edelleute, die Stadthalter, Präsidenten und Räthe aller Collegien, die sämmtlichen Offiziere und sonst überhaupt Jedermann, der 12,000 Piaster im Vermögen hat, nicht mehr als 3 Piaster bezahlen; alle geringern Personen hingegen, von welchem Stand' und Gewerbe sie seyn mögen, geben nur den dritten Theil von einem Piaster dafür. Für eine Vergleichs-Bulle aber muß von Jedermann, ohne allen Unterschied, 3 Piaster bezahlt werden. Den eigentlichen Ertrag dieser Bullen bin ich nicht im Stande genau anzugeben, allein man kann sich denken, daß er eine sehr beträchtliche Summe ausmachen muß.

Unter allen Auflagen, die in den Provinzen von Caracas erhoben werden, ist endlich die auf den Taback die neueste und allereinträglichste. Vor dem Jahr 1777 durfte Jedermann, wie schon in dem vorigen Kapitel bemerkt worden ist, so wie jede andere Art von Producten, auch Taback bauen und damit handeln; allein kaum fing dieser Zweig der Cultur an einigermaßen beträchtlich zu werden, so suchte man auch sogleich die Staats-Einkünfte durch denselben zu vergrößern. Anfänglich ließ man jedoch den Provinzen von Caracas die freie Wahl, ob sie sich dem ausschließenden Tabacksmonopol der Krone, so wie es schon

lange vorher in Mexico und Peru eingeführt war, unterwerfen, oder aber eine Contribution bezahlen wollten, deren Totalbetrag 12 Piaster von jedem Centner Taback, den man einerndtete, ausmachen würde. Diese freie Wahl war allerdings eine große Wohlthat, die dem Lande von der Regierung erwiesen wurde, und es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß sich die Provinzen zu der Contribution entschlossen hätten. Wirklich traf auch der Intendant schon alle Anstalten um die neue Auflage, deren Totalbetrag auf nicht mehr als 160,000 Piaster berechnet wurde, unter die Städte, Flecken und Dörfer des Landes gleichmäßig zu vertheilen, und man behielt sich dabei nicht einmal von Seiten der Krone eine verhältnißmäßige Vermehrung dieser Abgabe bei einer zunehmenden Cultur des Tabacks vor. Allein das Vortheilhafte dieser Einrichtung wurde ganz außer Acht gelassen, und die Cabildo's oder Ortsobrigkeiten sahen in dieser Auflage nichts als einen schändlichen Tribut, der die Spanier in einerlei Classe mit den Indianern setzte; diesem eingebildeten Stolze opferten sie das wahre Interesse des Landes auf, und man zog mit lautem Geschrei das ausschließende Tabacksmonopol der Contribution vor. Der Intendant führte daher dasselbe unverzüglich ein; alle Tabackspflanzungen wurden sogleich mit Verbot belegt, und jeder, der noch einen Vorrath von Taback besaß, erhielt Befehl, denselben in die königlichen Magazine abzuliefern, wo ein bestimmter, sehr geringer Preis dafür bezahlt wurde. Aller fernere Handel mit Taback wurde bei schwerer Strafe verboten; man wählte für die Tabackspflanzungen solche Gegenden, wo der Schleichhandel mit diesem Product am leichtesten verhindert werden konnte, und niemand durfte mehr Taback bauen, der nicht eine besondere Erlaubniß von der königlichen Administration dazu erhalten hatte. Zugleich wurde ein Heer von Wächtern und Aufsehern errichtet und der große Vortheil, der dem Lande aus der freien Cultur

des Tabacks erwachsen war, wurde plötzlich zu Grunde gerichtet. Die traurigen Folgen, die daraus entstanden, brachten die Cabildo's sehr bald auf andere Gedanken, und sie thaten nunmehr alles mögliche, um das Monopol wieder abzuschaffen und die Contribution nach Verhältniß des sogleich in den ersten Jahren aus dem Monopol gezogenen Gewinnstes einzuführen. Dieser Gewinn belief sich schon in den ersten sechs bis acht Jahren auf 494,000 Piaster und der Intendant setzte nunmehr auch die Bedingung hinzu, daß die Auflage im Verhältniß mit der steigenden Cultur des Landes zunehmen müßte. Es wurden nunmehr von beiden Seiten ganze Rieße Papier verschrieben, allein noch bis auf diese Stunde hat man es nicht dahin bringen können, daß das Tabacksmonopol wieder abgeschafft worden ist; die Schwierigkeiten, die sich der Sache entgegen setzen, müssen auch nothwendig immer mehr zunehmen, da die Regierung von Jahr zu Jahr mehr Gelegenheit hat, sich von dem Vortheilhaften und Einträglichen desselben zu überzeugen. Die ganze Sache würde jedoch seitdem schon durch den König selbst, an den die Provinzen sich deshalb gewandt haben, entschieden worden seyn, wenn nicht der Krieg dazwischen gekommen wäre, wegen dessen alles in dem alten Zustande gelassen werden mußte. Unterdessen wird immerfort in Terrafirma nur von denjenigen Personen Taback gebauet, denen die königliche Administration die Erlaubniß dazu ertheilt, und auch diese dürfen es nur an denjenigen Orten thun, die ihnen bestimmt dazu angewiesen werden. Der eingeerndtete Taback wird sogleich in die königlichen Niederlagen abgeliefert und daselbst den Eigenthümern nach seiner verschiedenen Qualität für die im siebenten Capitel angegebenen Preise abgekauft. Die Administration hingegen verkauft in der Niederlage selbst alle Sorten von Taback, sowohl diejenigen, die sie dem Pflanzer mit 17 Piaster

pro Centner bezahlt, als auch die, wofür sie ihm nur 3 Piaster pro Centner gegeben hat, für 50 Piaster.

Schwerlich wird in der ganzen Geschichte der Auflagen eine gefunden werden, deren Ertrag schneller zugenommen hat, als dieses Tabacksmonopol in den Provinzen von Caracas. Im Jahr 1779, wo dasselbe eingeführt wurde, warf es nicht mehr als 77,000 P. reinen Gewinn ab; im Jahr 1781 betrug dieser aber schon 154,000 P.; im Jahr 1782 300,000 P.; im Jahr 1788 368,000 P.; im Jahr 1791 405,000 P.; im Jahr 1793 530,000 P. und im Jahr 1802 723,000 Piaster. Dieser ganze Ertrag der Tabacks=Administration muß jährlich nach Spanien in den königlichen Schatz abgeliefert werden. Wenn jedoch die übrigen Einkünfte der Provinzen nicht hinreichen, um den Aufwand für dieselben zu bestreiten, so schießt die Tabacks=Administration das noch fehlende zu, und was alsdann noch übrig bleibt, wird nach Spanien geschickt. Es ist jedoch ein sehr seltener Fall, daß die gewöhnlichen Einkünfte dieser Provinzen zur Bestreitung des innern Aufwandes auf dieselben hinreichen, und es ist besonders seit 1796 fast alljährlich der Fall, daß sie unzureichend sind. Es hat sogar Jahre gegeben, wo der ganze Ertrag der Tabacks=Administration nicht hingereicht hat, um das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen. Unter den Einkünften, die neuerlich verhältnißmäßig am wenigsten abwerfen, zeichnet sich besonders der Ertrag der Zölle aus. In la Goayre allein belief sich derselbe sonst jährlich auf eine Summe von 6 bis 700,000 P. und heut zu Tage beträgt er bei weitem nicht mehr den dritten Theil davon. Im Jahr 1797 haben die sämmtlichen Einkünfte der Provinzen, sie mögen Namen haben wie sie wollen, die Summe von 1,141,000 Piastern betragen, und die Ausgaben beliefen sich dagegen auf 1,886,000 P. Dieses erstaunliche große Deficit von 745,000 P. wurde durch den Ertrag des Tabacksmonopols und durch die Einkünfte von den Bullen gedeckt.

Zehntes Kapitel.

Beschreibung der einzelnen Städte.

Da das Land, dessen Beschreibung ich unternommen habe, fast noch eben so unbekannt ist, wie die innersten, allen Fremden unzugänglichen Theile von China, so muß ich, um meinen Lesern eine möglichst vollständige Kenntniß davon beizubringen, den in den vorigen Kapiteln enthaltenen allgemeinen Nachrichten noch eine besondere und ausführlichere Beschreibung von den einzelnen Städten, ihrer Lage, Größe und Bevölkerung, und von den Sitten und Gebräuchen ihrer Einwohner beifügen. Ich will hierbei die verschiedenen Stadthalterschaften der Reihe nach durchgehen, damit man den Zustand derselben und den Grad von Wichtigkeit, den jede von ihnen hat, einzeln kennen lernen kann. Da nun der Provinz Venezuela ohnstreitig in jeder Rücksicht der Vorrang vor allen übrigen gebührt, so will ich bei ihr, und bei der Hauptstadt derselben, die auch zugleich die Hauptstadt des ganzen Landes ist, den Anfang machen.

Die Stadt Caracas ist die Hauptstadt von dem ganzen unermeßlichen Strich Landes, der die Stadthalterschaften Maracaïbo, Varinas, Guiana, Cumana und die Insel Margaretha in sich begreift; sie ist der Sitz des Generalkapitäns, dessen Gewalt sich in politischer und militärischer Rücksicht über alle diese Provinzen erstreckt, der Königl. Audienzia und des General-Intendanten. Sie liegt in 10°, 31′, nördlicher Breite und in 69°, 3′, westlicher Länge, von dem Meridian von Paris an gerechnet. Sie wurde im Jahr 1567, sieben und vierzig Jahr nach Cumana,

39 Jahr nach Coro, 33 Jahre nach Barcelona und 15 Jahr später als Barquisimeto von Diego Losada erbaut. Das Klima derselben steht nicht im Verhältniß mit ihrer Breite, denn anstatt der unerträglichen Hitze, die, wie man glauben sollte, in dieser Nähe des Aequators statt haben müßte, herrscht vielmehr daselbst fast ein beständiger Frühling. Diese glückliche Temperatur hat sie allein der Höhe ihrer Lage zu verdanken, die über 460 Toisen über die Meeresfläche beträgt. Es vergeht jedoch kein Tag, wo die Sonne nicht suchte, ihre Rechte, die sie über alle in einer ähnlichen Breite gelegenen Länder ausübt, geltend zu machen; allein in diesem Kampfe trägt die topographische Lage der Stadt beständig den Sieg davon. Aus diesen plötzlichen Uebergängen von der brennenden Hitze der heißen Zone zu der frischen Kühle der temperirten Zonen, entstehen jedoch häufige Krankheiten, worunter gefährliche Catharre die häufigsten sind. Im Winter steht daselbst der Fahrenheitische Thermometer des Morgens um 6 Uhr gewöhnlich auf 58°, des Nachmittags um 2 Uhr auf 73° und des Abends um 10 Uhr auf 68°; im Sommer steht derselbe um 6 Uhr Morgens auf 72°, um 2 Uhr Nachmittags auf 79°, und um 10 Uhr Abends auf 75°.

Die Stadt liegt in einem Thale, das 4 Stunden im Umfange groß ist und sich von Osten nach Westen innerhalb der Gebirgskette, die sich von Coro bis nach Cumana längs dem Meere hinzieht, erstreckt. Sie liegt in diesen Gebirgen wie in einem Kessel eingeschlossen, und ist auch gegen Norden und Süden mit Gebirgen von gleicher Höhe umgeben. Sie liegt dicht am Fuß der erstern und von den andern ist sie nicht weit entfernt. Der ganze Umfang der Stadt beträgt ohngefähr 2000 Quadratschritte und die Kunst hat durchaus nichts gethan, um den Boden, worauf sie erbaut ist, eben zu machen und seine Unregelmäßig-

keiten aus dem Wege zu räumen. Daher giebt es auch wenig Gegenden in der Stadt, wo man nicht immer Berg auf- und Berg absteigen muß; dieser Abhang zieht sich von Norden nach Süden hin, und beträgt 75 Toisen von dem Thor la Pastora gegen Norden an, bis zu dem Fluß Goayre, der die Stadt gegen Süden gränzt.

Mit Wasser wird Caracas durch vier kleine Flüsse versorgt. Der erste darunter heißt Goayre und fließt auf der Südseite dicht an der Stadt vorbei, ohne in dieselbe hineinzukommen; er ist zwar nicht beträchtlich genug, um den Namen eines Flusses zu verdienen, allein ein Bach kann er doch ebenfalls nicht genannt werden. Der zweite heißt Anauco und fließt auf der Ostseite an der Stadt hin. Der Punct, wo er ihr am nächsten kommt, ist la Candelaria; hier ist daher auch eine sehr schöne Brücke über denselben erbaut worden, um vermittelst derselben die Communication mit dem Thale Chacuo zu erleichtern. — Der dritte Fluß ist der Caroata, der zwischen Felsen hindurch fließt und dessen Bett ganz aus jähen Felsenwänden besteht. Er läuft von Norden nach Süden durch den ganzen westlichen Theil der Stadt hindurch, und trennt dieselbe von dem Quartier, das den Namen St. Johannis führt. Beide Theile sind jedoch durch eine steinerne Brücke mit einander verbunden, die sehr fest und dauerhaft erbaut, aber bei weitem nicht so schön ist, wie die Brücke von la Candelaria. — Der vierte Fluß heißt Catucho. Dieser liefert allen öffentlichen und Privat-Brunnen in der Stadt das erforderliche Wasser; allein für diese große Wohlthat haben sich die Einwohner von Caracas nicht dankbar genug gegen ihn beweisen; denn es ist durchaus nichts für seine Verschönerung gethan worden, und die 5 Brücken, die über denselben geschlagen sind, verdanken ihren Ursprung bloß der dringenden Nothwendigkeit und sind sämmtlich so

elend, daß sie der Stadt nicht im geringsten zur Verschönerung dienen. — Diese vier Flüsse leisten den Einwohnern bei ihren häuslichen und allen andern Geschäften den wesentlichsten Nutzen; in einer kleinen Entfernung von der Stadt vereinigen sie sich alle vier in ein einziges Bett, durchströmen das mit Lebensmitteln, Früchten und Handelsproducten aller Art reich bedeckte Thal von Chacoa, vereinigen alsdann ihre Gewässer mit denen des Tuy und ergießen sich zuletzt unter diesem Namen, zwölf Stunden ostwärts vom Cap Codera, in den Ocean.

Die Straßen von Caracas sind wie die aller neuern Städte nach der Schnur erbaut, gut gepflastert und ohngefähr zwanzig Fuß breit. Unter den öffentlichen Plätzen in der Stadt giebt es eigentlich nur drei, die diesen Namen wirklich verdienen, und auch diese sind nicht vollkommen regelmäßig. Der große Platz, der auch den Namen Plaça Mayor führt, wird durch Baracken entstellt, die west- und südwärts auf demselben erbaut sind und zum Vortheil der Stadt an Krämer vermiethet werden. Der Platz ist übrigens ohngefähr 300 Quadratfuß groß und sehr gut gepflastert; er dient zum Marktplatz für alle Arten von Lebensmittel, für Gemüse, Obst, Fleisch, Fische, Geflügel, Wildbret, Brodt, Affen und Papageien. Auf der Ostseite desselben steht die Cathedralkirche.

Der zweite Platz ist der von la Candelaria. Dieser ist nicht gepflastert, hat aber dagegen einen thonigen, mit Sand vermischten Boden, der ganz die nämlichen Dienste leistet, wie das schönste Steinpflaster. Die Gebäude, die ihn umringen, sind nicht im geringsten merkwürdig und nur allein die Kirche von la Candelaria, die eine sehr hübsche Vorderseite hat, trägt einigermaßen zur Verschönerung desselben bei. — Der vierte Platz ist der von St. Paul; seine Regelmäßigkeit besteht in einer vollkommen viereckigten Gestalt, und alle seine Verzierungen schränken sich auf

einen in der Mitte befindlichen Brunnen ein. Der Platz ist weder vollkommen eben, noch gepflastert, und seinen Namen verdankt er der auf seiner Südseite erbauten St. Pauls Kirche. Außer diesen vorzüglichern öffentlichen Plätzen giebt es auch noch mehrere andere, die aber kaum verdienen so genannt zu werden. Der Dreieinigkeitsplatz ist durchaus unregelmäßig und so uneben, daß er der Stadt zur wahren Schande gereicht. An den St. Hyacinthusplatz zieht sich auf der einen Seite eine gepflasterte Straße hin und noch eine andere führt queer über denselben, so daß man kaum bemerkt, daß es ein öffentlicher Platz seyn soll. Der St. Lazarusplatz ist eine Art von Hof vor der Kirche dieses Namens. Der Platz von la Pastora, auf welchem die Kirche dieses Namens erbaut ist, ist mit Ruinen von eingefallenen Gebäuden, die einen traurigen Anblick gewähren, ganz umringt. Der St. Johannisplatz endlich ist zwar sehr geräumig, aber durchaus unregelmäßig und nicht gepflastert. Auf ihm wird gewöhnlich die Miliz zu Pferde in den Waffen geübt.

Die Häuser zu Caracas sind größtentheils schön und gut gebaut. Einige darunter sind von Backsteinen, die meisten aber bestehen aus einer Art von Mauerwerk, dergleichen man in sumpfigten Gegenden und bei Bauen im Meer anfzuführen pflegt. Es werden nämlich Kisten ohne Boden von Brettern verfertigt, die fünf Fuß lang und drei hoch sind und die dem Stücke Mauer, das man aufführt, zur Form dienen. Derjenige Theil der Mauer, auf dem man fortbauen will, dient diesem Kasten zum Boden, und so wie man mit diesem Stücke fertig ist, wird derselbe weiter fortgerückt. In diese Form wird eine Art von Mörtel, der den Namen Tapia führt, fest eingestampft; von diesem Mörtel giebt es zweierlei Arten; die erstere, die den Namen Tapia real führt, wird von Flußsand und Kalk, worunter man auch häufig kleine Kieselsteine mischt, verfertigt; die zweite aber besteht bloß aus

Sand und Erde mit einer sehr geringen Quantität Kalk, und es ist daher leicht einzusehen, welche von beiden am dauerhaftesten ist. Beide Arten erhalten jedoch durch das Einstampfen einen solchen Grad von Festigkeit, daß sie lange Jahre hindurch dauern und allen Abwechselungen der Jahrszeiten und der Witterung Trotz bieten. Wenn diese Häuser überworfen und getüncht sind, so sehen sie grade aus als wenn sie von Quadersteinen erbaut wären. Die Dächer werden insgesammt mit sogenannten Schlußziegeln gedeckt.

Die Häuser der Reichen und Vornehmen sind größtentheils sehr schön und sogar auch prächtig meublirt. Man findet überall die schönsten Spiegel in denselben, an den Fenstern und an den Thüren im Innern kostbare Vorhänge von carmesinrothen Damast, hölzerne Stühle und Sophas, die ebenfalls mit Damast überzogen, mit Roßhaaren ausgepolstert und überall mit Vergoldungen überladen sind, und Betten, woran das Kopfbrett sehr erhöht und ganz mit Gold überzogen ist, und welche mit den prächtigsten damastenen Decken und mehrern mit dem feinsten Musselin überzogenen und mit den reichsten Spitzen besetzten Kissen bedeckt sind. In jedem großen Hause giebt es jedoch nur ein einziges solches Prachtbette, gewöhnlich ist es das Ehebett, das aber nunmehr bloß noch zum Schaugepränge dient. Außerdem erblickt man überall Tische mit vergoldeten Füßen, Commoden, woran der Vergolder alle seine Kunst verschwendet hat, köstliche Kronleuchter, die besonders in den Staatszimmern von Karniessen, die in Gold eingetaucht zu seyn scheinen, herabhängen, und endlich kostbare Teppiche, die wenigstens denjenigen Theil des Saales bedecken, wo die Ehrenplätze befindlich sind. In einem solchen Prunksaale steht nämlich das Sopha, das einen wesentlichen Theil der Meublirung ausmacht, immer an dem einen Ende desselben, nebst den dazu gehörigen Stühlen, und zwar gerade gegen dem Staatsbette des

Hauses über, das auf der andern Seite des Saales entweder in einem Cabinet, wovon die Thüre beständig offen bleibt, oder in einem reich ausgeschmückten Alcoven aufgeschlagen ist. Solche Prunkzimmer werden äußerst reinlich gehalten und gewöhnlich setzt niemand aus dem Hause den Fuß in dieselben. Man öffnet sie nicht eher, als wenn man vornehme oder auch freundschaftliche Besuche erwartet; denn selbst auch bei den letztern darf die Beobachtung des ekelhaftesten Ceremoniels nicht unterlassen werden.

Oeffentliche Gebäude giebt es zu Caracas durchaus keine, außer den Kirchen. Der Generalcapitän, die Königl. Audienzia, der Intendant und die sämmtlichen Departemente haben gemiethete Häuser inne, und auch sogar das Militärhospital befindet sich in einem Privathause. Die Schatzkammer ist das einzige Gebäude, das der König besitzt und dieses entspricht in keiner Rücksicht der Majestät seines Eigenthümers. Ganz anders verhält' es sich jedoch mit den Casernen für die Linientruppen; diese sind ganz neu und sehr schön gebaut, mit einem doppelten Hof umringt, und so gelegen, daß man die ganze Stadt aus denselben übersehen kann. Die Miliz hat ihre besondere Caserne, oder vielmehr ein Haus, das die Stelle derselben vertritt, in dem entgegen gesetzten Theile der Stadt. Es ist sehr zu bedauern, daß der Boden um die neuen Casernen herum nicht in einem Umfang von einigen hundert Schritten eben gemacht worden ist. Dies hätte keinen sehr beträchtlichen Aufwand verursacht und die Stadt würde dadurch einen sehr angenehmen Spaziergang, das Militär aber einen geräumigen und bequemen Exercirplatz gewonnen haben. Der Bau dieser Casernen hat der Stadt eine Summe von 240,000 Piastern gekostet.

Caracas ist der Sitz des Erzbischofs von Venezuela, dessen Sprengel einen außerordentlich großen Umfang hat. Er wird gegen Norden von dem Meer

begränzt und zieht sich an demselben von dem Fluß Unare an bis nach Coro hin; gegen Westen erstreckt er sich bis an das Bisthum Merida, gegen Osten bis an die Provinz Cumana und gegen Süden bis an den Orinoco. Die jährlichen Einkünfte des Erzbischofs hängen von den mehr oder weniger reichen Erndten und von dem Preise der Producte ab, von denen der Zehnte bezogen wird. Wir haben oben gesehen, daß zwei Neuntheile von diesem letztern dem Könige gehören, von den übrigen zieht der Erzbischof den vierten Theil, und dieser belief sich vor den gegenwärtigen Kriege im Durchschnitt genommen, jährlich auf 60,000 Piaster. Allein seitdem ist der Ackerbau aus Mangel an Absatz der gewonnenen Producte so sehr in Verfall gerathen, daß die erzbischöflichen Einkünfte sich in langer Zeit nicht wieder so hoch belaufen werden. Auch hat dieser Prälat den vierten Theil der Zehnten nicht einmal ganz zu genießen, sondern der König hat sich noch den dritten Theil von denselben außerdem vorhehalten und weis't nach Gefallen Pensionen darauf an.

Ursprünglich war der Sitz dieses Erzbisthums zu Coro, weil die Provinz Venezuela von diesem Ort aus zuerst mit Europäern bevölkert worden ist. Die erste Errichtung desselben stammt vom Jahr 1532 her, allein im Jahr 1636 wurde es, jedoch nicht ohne großes Widerstreben von Seiten der Einwohner zu Coro, die sich deshalb zu wiederholtenmalen an den König wandten, aber immer abgewiesen wurden, nach Caracas verlegt.

Die Cathedral-Kirche zeichnet sich durch nichts aus, als daß sie die erste unter den dasigen Kirchen ist. Man wundert sich mit Recht, daß eine so volkreiche Stadt wie Caracas, in welcher die christliche Religion so sehr in Ehren gehalten wird, keine der Wichtigkeit des Erzbisthums und der Größe der Stadt angemeßnere Cathedral-Kirche besitzt. Im Innern ist

sie zwar mit schönen Tapeten und reichen Vergoldungen ausgeschmückt und auch die priesterlichen Kleidungen und heiligen Gefäße sind außerordentlich kostbar; allein ihre Höhe, ihr Umfang und ihre ganze Bauart haben nichts Großes, nichts Ehrfurchtgebietendes. Der Grund hievon soll darin liegen, daß, als man nach der Verpflanzung des erzbischöflichen Sitzes von Coro nach Caracas, eben im Begriff war, eine prächtige Kirche daselbst zu erbauen, ein furchtbares Erdbeben im Jahr 1641 die schrecklichsten Verheerungen in der Stadt angerichtet hat; dies wurde für einen Wink des Himmels gehalten, das neue Gebäude so einzurichten, daß es weniger die Bewunderung der Fremden auf sich zöge, als vielmehr solchen unglücklichen Catastrophen Trotz zu bieten im Stande wäre. Da jedoch seit dieser ganzen Zeit keine ähnlichen Erschütterungen zu Caracas mehr statt gehabt haben, so hat man nun neuerlich den Plan, eine prächtige Cathedral-Kirche zu erbauen, abermals vorgenommen.

Die Kirche ist ohngefähr 250 Fuß lang und 75 Fuß breit. Sie ist aber sehr niedrig und wird inwendig durch 24 Säulen, die in vier Reihen vertheilt sind, unterstützt. Die innere Einrichtung ist so schlecht, daß kaum 400 Personen im Stande sind, den Priester, welcher Messe lies't, es mag an dem Hochaltar oder an einem Nebenaltar seyn, zu sehen. In dem Thurm dieser Kirche befindet sich die einzige Stadtuhr, die es in Caracas giebt.

Außer dieser Cathedral-Kirche sind zu Caracas noch fünf andere Pfarrkirchen, nämlich die Kirche von St. Rosalia, von St. Paul, von Alta-Gracia und von la Candelaria oder die Lichtmeßkirche; ferner befinden sich daselbst drei Mönchsklöster, der Franziskaner, der Dominicaner und der Mercenarier, oder von dem Orden unserer lieben Frau von der Gnade; ein Haus der Oratorier, ein Hospitium der Capuciner, zwei Nonnenklöster, nämlich der Carmiliterinnen und

von dem Orden la Conception; eine geistliche Erziehungsanstalt für Mädchen, und noch außerdem drei Kirchen, von St. Moriz, der Dreieinigkeit, und la divina Pastora, welche von den Spaniern Ermitus genannt werden, weil sie weder Pfarrkirchen sind, noch auch einem Kloster zugehören. Dergleichen Kirchen haben ihre Existenz und ihre Unterhaltung allein der Freigebigkeit der in ihrem Quartier wohnenden frommen Christen zu verdanken; jede von ihnen hat eine besondere Brüderschaft, die alle Ceremonien und Ausgaben verordnet und auch die Allmosen einsammelt. Endlich befinden sich auch noch zu Caracas zwei große Hospitäler, eins für Manns- und ein anderes für Frauenspersonen, und ein besonderes Hospitium für die Aussätzigen. Im Ganzen genommen sind alle diese Kirchen wohl gebauet, und einige darunter, z. B. die Pfarrkirche von Alta-Gracia, würde den größten Städten in Europa zur Zierde gereichen. Auch ihr Inneres ist sehr schön ausgeschmückt und besonders von unten bis oben mit Vergoldungen ganz überladen. Diejenigen Schriftsteller, die, wie z. B. Robertson, die Reichthümer der Kirchen im südlichen Amerika so außerordentlich hoch gepriesen haben, befinden sich jedoch in einem gewaltigen Irrthum und müssen nothwendig alle Vergoldungen für gediegenes Gold gehalten haben. Die Vorräthe von Wäsche, von Spitzen, von Tapeten, von Kleidungen der Mutter Gottes und der Heiligen u. s. w. haben allerdings beträchtliche Summen kosten müssen; sobald jedoch alle diese Gegenstände einmal angeschafft sind und wirklich gebraucht werden, so haben sie auch keinen wahren Werth mehr, und können nicht mehr für Reichthümer gehalten werden. Nur allein Gold, Silber und Diamanten behalten immer ihren innern Werth, und diese sind in allen diesen Kirchen nirgends im Ueberfluß vorhanden. Dies sieht man besonders auch daraus, weil die großen silbernen Leuch-

ter in der Cathedral-Kirche den übrigen Kirchen bei allen ihren großen Festen geborgt werden müssen.

Die Einwohner von Caracas besuchen, wie überhaupt alle Spanier, den Gottesdienst sehr fleißig, und wohnen allen äußerlichen Gebräuchen der Religion mit Pralerei und Affectation bei. Die Mannspersonen gehen ohngefähr in der nämlichen Kleidung, wie wir, in die Kirche; nur muß es entweder ein sogenannter ganzer Anzug seyn, oder sie müssen einen Mantel oder doch wenigstens einen Oberrock an haben, und weder Stand noch Farbe können von diesen dreierlei Trachten befreien.

Die Frauenspersonen hingegen, sie mögen reich oder arm seyn, und besonders die Weißen, müssen, wenn sie in die Kirche gehen, schlechterdings schwarz gekleidet seyn. Diese Kleidung besteht in einem schwarzen Rock und in einem langen schwarzen Schleier; die Sclavinnen allein sind gezwungen, einen weißen Schleier zu tragen. Wahrscheinlich hatte diese Vorschrift, verschleiert und in einerlei Kleidung in die Kirche zu gehen, ursprünglich eine sehr weise Absicht; denn man wollte aus dem Tempel der Göttheit allen Luxus verbannen, und die Gleichheit, die vor Gott gilt, darin herstellen. Diese vortreffliche Absicht ist jedoch durch die zunehmende Sittenverderbniß gänzlich vereitelt worden und von dieser ganzen weisen Einrichtung ist heut zu Tage nichts mehr übrig als die Farbe. In Rücksicht der Zeuge, nämlich woraus diese Kleidung verfertigt wird, und der Zuthaten, die dazu genommen werden, wird gegenwärtig ein außerordentlicher Luxus getrieben; die Zeuge bestehen gewöhnlich aus den kostbarsten seidenen oder sammtenen Stoffen, und sind dabei mit den prächtigsten Spitzen und Blonden besetzt, so daß eine solche religiöse Kleidung, die theils der Oeconomie wegen, theils zur Beförderung der christlichen Demuth eingeführt worden ist, gewöhnlich auf 4, 6 bis 800 Piaster zu stehen kommt. Die Frauensperso-

nen

nen versagen sich lieber alle möglichen Bedürfnisse, um nur hierin keiner andern nachzustehen, und nicht selten ist schon dieses Kleid der Grund von den ärgsten Fehltritten und den schrecklichsten Verirrungen gewesen. Viele Frauenspersonen thun aber in gefährlichen Krankheiten, oder bei andern Gelegenheiten, wo sie den Zorn des Himmels von sich abwenden wollen, das Gelübde, daß sie eine gewisse Zeit lang allen religiösen Ceremonien in einem Kleide beiwohnen wollen, welches ein Emblem von derjenigen himmlischen Macht ist, die sie um Beistand angerufen haben. Ist daher ihr Gebet von Unserer lieben Frau von der Gnade erhört worden, so tragen sie die Kleidung dieses Ordens wenigstens in Rücksicht auf Farbe und Zeug; diejenigen, die sich an Unsere liebe Frau von den sieben Wunden gewendet haben, tragen ein schwarzes Kleid mit einem Herzen von rothem Zeuge auf der linken Seite; die Dankbarkeit, die sie Unserer lieben Frau vom Berge Carmel schuldig sind, geben sie durch ein violettes Kleid mit einem Medaillon auf der linken Seite zu erkennen; wenn sie sich in ihrer Noth an den heiligen Franziscus gewendet haben, so tragen sie ein Kleid von der Farbe seines Ordens, die in dem ganzen spanischen Amerika blau ist u. s. w. u. s. w. Diejenigen Frauenspersonen, die nicht im Stande sind, sich das oben erwähnte zum Besuchen der Kirche vorgeschriebene Kleid anzuschaffen, sind verbunden, in diejenigen Messen zu gehen, die bloß ihrentwegen, und um sie dieser christlichen Wohlthat nicht ganz zu berauben, des Morgens vor Anbruch des Tages gelesen werden.

Die Spanier feiern alle Namenstage der Heiligen, die in dem römischen Calender stehen und zu Caracas vergehen wenige Tage im Jahr, wo nicht das Fest irgend eines Heiligen in irgend einer der dasigen Kirchen gefeiert wird. Diese zahllosen Feiertage sind desto lästiger, weil gewöhnlich eine Octave auf

dieselben folgt, welche die frommen Christen in dem Quartier der Kirche, und oft auch in der ganzen übrigen Stadt mit Beten und mit Belustigungen zubringen. Diese Belustigungen bestehen in Feuerwerken, in Musik, in Bällen u. s. w., aber niemals erstrecken sie sich auch auf die Freuden der Tafel. Die letztern, die doch eigentlich die Seele aller Feste seyn sollten, und es auch bei allen andern Völkern wirklich sind, sind den Spaniern fast gänzlich unbekannt. Dieses Volk ist auch sogar in dem Taumel des Vergnügens noch mäßig!

Die Processionen zu Ehren des Heiligen, dessen Fest gefeiert wird, machen den wesentlichsten Theil der Belustigungen aus, und haben immer Nachmittags statt. Das Bildniß des Heiligen in natürlicher Größe, wird so reich als möglich gekleidet und in Gesellschaft eines andern Heiligen aus der nämlichen Kirche, der sich jedoch in einem weniger prächtigen Anzuge befindet, durch die Stadt getragen. Diesen Processionen wohnen immer eine zahlreiche Menge von Menschen bei, und in den Straßen, wo sie hindurch gehen, sind alle Häuser mit Teppichen und Blumenkränzen geschmückt und alle Fenster mit Frauenzimmern besetzt, die aus der ganzen Stadt dahin zusammen strömen, um das Schauspiel mit anzusehen. Die vorzüglichste Verehrung erweisen die Spanier der heiligen Jungfrau. Sie haben dieselbe in allen Kirchen unter mancherlei verschiedenen Benennungen, und jede von ihnen hat sich auf eine mehr oder weniger wunderbare Weise daselbst eingefunden. Besonders sind zwei unter ihnen durch die sonderbare Art ihrer Einführung merkwürdig, und ich will daher die Erzählung davon, so wie sie von dem Volke geglaubt wird, noch kürzlich hier mittheilen.

Die erste ist Unsere liebe Frau von Copa Cobana. Ein Indianer, meldet die Sage, der einst in

den Straßen von Caracas spazieren ging, zog zufälligerweise seinen Huth ab und sah einen halben Real, der ohngefähr die Größe eines Zweigroschenstücks hat, herausfallen. Der Fund kam ihm sehr erwünscht und er ging, so schnell er konnte, in die nächste Branntweinschenke, um das Geld zu vertrinken. Bei'm Herausgehen setzte er sich auf eine Bank in der Straße nieder, und da er wieder zufälligerweise den Huth abzog, so fiel abermals ein halber Real heraus. Sein Erstaunen war diesmal noch weit größer; er vertrank aber auch dieses Geld sogleich wieder in Branntwein. Kurz nachher zog er den Huth zum drittenmale ab, und es fiel noch einmal ein halber Real, oder wie man versichert, der nämliche wieder heraus. Diesen besah er, und fand das Bildniß der heiligen Jungfrau darauf; er steckte ihn daher in ein Skapulier, das er an seinem Halse unter dem Hemde hängen hatte. Einige Zeit nachher beging er eine Mordthat, wegen welcher er in's Gefängniß geworfen und zum Galgen verurtheilt wurde. Bei der Execution zerriß der Strick; es wurde ein anderer stärkerer genommen, und auch dieser zerriß. Nunmehr entdeckte der Indianer, daß Unsere liebe Frau Copa Cobana dieses Wunder bewirke. Man fand wirklich in seinem Skapulier den halben Real, der aber schon so groß geworden war wie ein Piaster, und das darauf befindliche Bildniß der Inngfrau schwitzte über und über und sah traurig aus. Sie wurde hierauf feierlich in die St. Pauls-Kirche gebracht, der Indianer aber glücklich aufgehängt. Der Stadtrath von Caracas beschloß jedoch, daß man sich in Zukunft bei anhaltender Dürre, um Regen zu bekommen, an diese Mutter Gottes wenden sollte. Seitdem wird sie auch jedesmal, wenn der Regen zu lange ausbleibt, aus der St. Pauls-Kirche abgeholt und in einer feierlichen Procession in die Cathedral-

Kirche getragen, daselbst zwei Tage lang von allen Rechtgläubigen verehrt und alsdann eben so feierlich wieder an ihren Wohnort zurückgebracht. Diesen Processionen wohnen regelmäßig der Erzbischof, das ganze Capitel, alle Geistlichen und Mönche, der Generalcapitän, die Mitglieder der königlichen Audienzia und alle Vornehmen und Reichen der Stadt bei. Heut zu Tage ist es jedoch nicht mehr ein Piaster mit dem Bildniß der heiligen Jungfrau, sondern eine kleine hölzerne, ohngefähr 8 Zoll große Figur ist an die Stelle desselben getreten, die mit Gold und Edelsteinen überdeckt in einem prächtigen Kasten herumgetragen wird.

Die zweite Mutter Gottes, die sich durch ein Wunder zu Caracas befindet, ist Unsere liebe Frau von Soledad. Eine sehr reiche Wittwe zu Caracas, die ein Gut an der Küste besaß, hatte sich ein Exemplar von Unserer lieben Frau von Soledad, die zu Madrid in einer ihr besonders geweihten Capelle verehrt wird, aus Spanien verschrieben. Eines Tages ging sie auf ihrem Landgute längs der Küste spazieren und sah einen großen Verschlag mit ihrer Addresse auf dem Meere herumschwimmen. Als man diesen ans Land geholt hatte und öffnete, so fand man eine prächtige Bildsäule von der verschriebenen Mutter Gottes darin. Schon jetzt schrie man über Wunder; allein einige Tage nachher lief auch das Fahrzeug, auf dem das Bildniß hatte ankommen sollen, in den Hafen ein. Der Capitän war auf der Reise von einem heftigen Sturm überfallen worden und hatte, um das Schiff zu erleichtern, alles darauf befindliche Gepäck über Bord werfen lassen. Unglücklicherweise hatte sich hierunter auch die Mutter Gottes von Soledad befunden; allein bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß dasselbe schon an dem nämlichen Tage, an welchem der Sturm statt gehabt hatte, an der Küste ge-

funden worden war. Jetzt schrie man erst recht über Wunder, die Nachricht davon verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt, und nach dem Tode der Wittwe wurde Unsere liebe Frau von Soledad mit großem Pomp in das Franziscanerkloster gebracht, wo sie noch heut zu Tage verehrt und in allen schwierigen Fällen, aus denen man sich nicht anders als durch ihre Vermittelung ziehen zu können glaubt, angerufen wird.

Die einzige Art von öffentlichen Vergnügungen zu Caracas, ist die Comödie; es wird jedoch bloß an den Feiertagen daselbst gespielt und aus dem Eintrittsgeld, das nicht mehr, als einen Real beträgt, kann man schon hinlänglich auf die Talente der Schauspieler und auf die Schönheit und Bequemlichkeit des Saales schließen. Die aufgeführten Stücke sind schon an und für sich äußerst schlecht; sie werden aber auch noch überdies auf eine erbärmliche Art gespielt. Die ganze Declamation auf diesem Theater besteht in einem monotonen Herleyern, wie ohngefähr ein 10jähriges Kind seine Lection hersagt, wenn es sie nicht recht auswendig gelernt hat. An eine zweckmäßige Gesticulation, an Grazie und Anstand ist nicht zu denken, und von allem was auf andern Theater den Schauspieler eigentlich ausmacht, findet man hier durchaus nichts. Die Schauspieler zu Caracas können mit nichts anderm verglichen werden, als mit den Bänkelsängern, die auf unsern Jahrmärkten herumziehen und von den Zuhörern eher aus Mitleiden, als weil sie ihnen Vergnügen verschaffen, eine Gabe erhalten. Wer sollte daher nicht glauben, daß ein so elendes Schauspiel nothwendig leer seyn, oder doch höchstens nur von demjenigen Theil des Volkes, dem es durchaus an Geschmack und Erziehung fehlt, besucht werden müsse? Leider muß ich aber gestehen, daß dies keineswegs der Fall ist,

sondern daß sich Reiche und Arme, Alte und Junge, Edelleute und Bürgerliche, Vornehme und Geringe äußerst häufig und zahlreich in dem dasigen Schauspielhause einfinden. Da es jedoch außerdem den Einwohnern von Caracas keineswegs an Geschmack und an Kenntnissen fehlt, so ist es mir immer durchaus unerklärbar gewesen, wie sie über einen so wesentlichen Theil der öffentlichen Vergnügungen so gleichgültig seyn können. Diese Nachläßigkeit gereicht denjenigen Personen, denen die Aufsicht über die Verschönerungen der Stadt und über die Belustigungen des Volkes übertragen ist, zum gegründetsten Vorwurf; denn die Stadt Caracas ist sowohl in Rücksicht ihrer Bevölkerung als ihres Handels so beträchtlich, daß allerdings ein zu ihrer Verschönerung gereichendes Schauspielhaus daselbst existiren, und eine Schaufpielergesellschaft, die nicht aus bloßen Maschinen besteht, unterhalten werden könnte.

Bei den öffentlichen Belustigungen zu Caracas muß ich auch noch die drei daselbst befindlichen Ballhäuser anführen. Die Biscayer haben das Ballspiel daselbst eingeführt und die Landeseinwohner haben so viele Geschicklichkeit darin erlangt, daß man ihrem Spiel mit dem größten Vergnügen zu sieht. Zu diesen öffentlichen Vergnügungen kommen nun endlich auch noch einige höchst elende Billards, die aber beinahe von niemand besucht werden. Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man aus dieser Armuth an öffentlichen Vergnügungen den Schluß ziehen wollte, daß die Spanier keine Freunde vom Spiel sind; sie werden im Gegentheil von dieser Leidenschaft mehr als irgend eine andere Nation beherrscht, und sie sind sogar im Spiel äußerst kühn und verwegen. Weder bei Gewinn noch bei Verlust geben sie das geringste Zeichen von Vergnügen oder Unmuth zu erkennen und das Spiel ist

die einzige Gelegenheit, wo sie wenig Werth auf das Geld zu setzen scheinen. Bis zum Jahr 1800 sind die großen und vornehmen Spieler von der Polizei auf das eifrigste verfolgt worden, und mußten die Wachtsamkeit derselben auf alle nur mögliche Art zu hintergehen suchen. Heut zu Tage ist jedoch das Spiel nur noch der ärmern Classe der Einwohner streng verboten, die Vornehmen hingegen haben die stillschweigende Erlaubniß erhalten, sich durch das Spiel gegenseitig zu Grunde zu richten.

Dies wäre nun der Ort, wo ich auch noch von den öffentlichen Spaziergängen, den Lycäen, den Lesegesellschaften, Kaffeehäusern u. dgl. reden müßte, wenn es dergleichen zu Caracas gäbe. Allein zur Schande dieser großen Stadt muß ich bekennen, daß man daselbst von allen diesen charakteristischen Kennzeichen einer fortschreitenden Aufklärung nicht das geringste weiß. Die Spanier leben alle in ihren Häusern wie in einem Gefängniß und verlassen dieselben aus keiner andern Ursache, als um in die Kirche zu gehen oder ihre Geschäfte zu besorgen. Auch suchen sie sich diese Abgeschiedenheit nicht einmal durch kleine gesellschaftliche Spiele erträglicher zu machen, denn sie sind durchaus keine Freunde von denjenigen Spielen, die bloß unterhalten, sondern nur allein von denen, die zu Grunde richten.

Nach den im Jahr 1802 von den Geistlichen aufgenommenen Volkslisten belief sich die Bevölkerung der Stadt Caracas auf 31,234 Seelen; allein nach demjenigen, was ich in dem dritten Kapitel über diese Art von Volkszählung bemerkt habe, kann man die dasige Volksmenge zum mindesten auf 41 bis 42000 Seelen annehmen. Dieselbe besteht aus Weißen, Sclaven, Freigelassenen und einer geringen Anzahl von Indianern. Die erstern machen ohngefähr den vierten

Theil des Ganzen aus, die Sclaven ein Drittel, die Indianer den zwanzigsten Theil und die Freigelassenen den Rest. Unter den Weißen giebt es sechs Titulos de Castilla, nämlich drei Marquis und drei Grafen. Alle Weißen behaupten insgesammt, daß sie Edelleute wären, allein nur ohngefähr der dritte Theil von ihnen wird wirklich dafür anerkannt; im Grunde wird jedoch daselbst ein spanischer Weißer nur alsdann für einen Bürgerlichen gehalten, wann er arm ist.

Alle Weißen sind entweder Ackerbauern oder Kaufleute oder Militärpersonen, oder Geistliche, oder sie sind in einem der verschiedenen Departements angestellt; kein einziger unter ihnen treibt aber irgend ein Handwerk oder eine mechanische Kunst. Ein Weißer, besonders aber ein Creole, und wenn er auch noch so arm wäre, würde sich für entehrt halten, wenn er seinen Unterhalt im Schweiß seines Angesichtes und durch harte Arbeit verdienen müßte. Er leidet Hunger und Durst, mit einer stoischen, wirklich bewundernswürdigen Gelassenheit, die durch nichts als durch die Furcht vor körperlichen Anstrengungen in ihm bewirkt wird. Ihrer Meinung nach wird der Mensch durch nichts so sehr entehrt, als durch harte Arbeit, und sie glauben ihren Ahnen auf keine andere Art Ehre machen zu können, als mit der Feder in der Hand, dem Degen an der Seite oder dem Brevier vor den Augen.

Die Europäer, die sich in dieser Stadt, dem Sitz aller Landes-Collegien, befinden, theilen sich in zwei sehr von einander verschiedene Classen ab. Die erstere begreift alle diejenigen in sich, die mit Bedienungen aus Spanien dahin kommen. Der Mißbrauch, den diese gewöhnlich von ihren Stellen machen, um sich für die langen und kostbaren Bemühungen, die es ihnen gekostet hat, sie zu bekommen, wieder schadlos

zu halten, muß die Unzufriedenheit der Creolen, die es überhaupt für eine Ungerechtigkeit halten, wenn einem andern als ihnen irgend ein Amt ertheilt wird, natürlicherweise noch sehr vermehren. Gewöhnlich treiben auch diese Beamten einen solches Luxus, daß die Creolen, denen es an dem erforderlichen Vermögen dazu fehlt, es nicht mit ihnen aufnehmen können, und wenn sie es dennoch wagen, es ihnen gleich thun zu wollen, so wird dadurch gewöhnlich die Fabel von dem Ochsen und dem Frosch realisirt. Wenn dieser Wettstreit sich bloß auf die größere und geringere Masse von Kenntnissen und Einsichten einschränkte, so würden die Creolen ohne allen Zweifel den Sieg davon tragen, denn die aus Europa dahin geschickten Beamten treffen in Amerika sehr viele Männer an, die weit unterrichteter und geschickter sind als sie. Ich habe schon oben gesagt, daß die Creolen sehr viele natürliche Fähigkeiten und Anlagen besitzen; sie haben viele Neigung zu den Wissenschaften und es fehlt ihnen auch nicht an Fleiß, um sich darin zu vervollkommnen. Man findet unter ihnen große Theologen und sehr geschickte Advocaten; wenn es nicht auch ausgezeichnete Oeconomen und Cameralisten unter ihnen giebt, so rührt dieses bloß daher, daß alles was nicht canonisches und bürgerliches Recht ist, aus ihren Schulen gänzlich verbannt ist.

Die zweite Classe der zu Caracas befindlichen Europäer besteht aus denen die dahin kommen, um durch Handel und Industrie ihr Glück zu machen. Die meisten von diesen kommen aus den beiden Provinzen Catalonien und Biscaya; sie besitzen sehr viel Thätigkeit und Fleiß und zeichnen sich unter allen übrigen Einwohnern durch die Treue und Zuverläßigkeit aus, womit sie in ihren Geschäften zu Werke gehen, so wie durch die pünctliche Ordnung, die sie

in ihren Zahlungen beobachten. In diese Classe gehören auch noch die Spanier aus den Canarischen Inseln, die mehr nothgedrungen, um sich den nöthigen Unterhalt zu erwerben, als aus Ehrgeiz und um Reichthümer zu sammeln, ihr Vaterland verlassen. Diese drei verschiedenen Arten von Einwohnern sind ohnstreitig die nützlichsten im ganzen Lande, wie es denn überhaupt diejenigen überall sind, die ihren Unterhalt auf eine rechtliche Art zu verdienen suchen, und sich eine Ehre daraus machen, durch ihr Beispiel zu beweisen, daß der Mensch zur Arbeit geboren ist.

Das weibliche Geschlecht zu Caracas ist sehr schön, gefühlvoll und liebenswürdig. Es giebt wenig Blondinen unter den dasigen Frauenspersonen, sie haben aber alle bei pechschwarzen Haaren eine Farbe, so weiß wie Alabaster. Ihre großen, schön gespaltenen Augen sprechen auf eine höchst ausdrucksvolle Art die Sprache, die in allen Ländern, nur nicht von jedem Alter, verstanden wird; ihre rosenfarbenen Lippen stechen mit der blendend weißen Haut auf das Angenehmste ab, und alle übrigen Gesichtszüge sind regelmäßig und wirklich sehr schön. Schade ist es jedoch, daß ihr Wuchs mit diesem schönen Gesichte nicht übereinstimmt; wenige unter ihnen sind von mehr als mittlerer Größe, und die meisten bleiben weit unter derselben: auch würde man vergebens schöne, wohlgeformte Füße bei ihnen suchen. Da sie einen großen Theil ihres Lebens an den Fenstern zubringen, so sollte man glauben, die Natur habe nur denjenigen Theil ihres Körpers mit Schönheit ausstatten wollen, den sie am meisten zu zeigen Gelegenheit haben. Ihr Anzug ist sehr geschmackvoll, und es ist bei ihnen eine Art von Eitelkeit, für Französinnen gehalten zu werden; allein diese Aehnlichkeit besteht doch bloß in der Kleidung; ihr Gang, ihre Haltung, ihr Mangel an An=

stand und Grazie, lassen die Täuschung bald verschwinden.

Für die Erziehung des männlichen Geschlechtes sind zu Caracas wenig Anstalten getroffen worden; für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes aber ganz und gar keine. Es giebt daselbst keine einzige Schule für Mädchen. Diese werden daher auch in nichts weiter unterrichtet, als worin ihre Eltern selbst sie zu unterweisen im Stande sind, und dies besteht außer einer Menge von Gebeten bloß darin, daß sie schlecht Lesen und noch weit schlechter Schreiben lernen; man muß jung und äußerst verliebt seyn, um ihr Gekritzel entziffern zu können. Sie bekommen weder Unterricht im Tanzen, noch im Zeichnen, noch in der Musik, und alles was sie von der letztern verstehen, schränkt sich auf einige leichte Arien ein, die sie bloß nach dem Gehör auf der Guitarre und dem Piano-Forte klimpern können. Ohngeachtet dieses Mangels an Erziehung besitzen aber dennoch die Frauenspersonen zu Caracas einen gewissen Anstrich von gesellschaftlicher Lebensart und was noch schätzenswerther ist, sie verbinden damit einen hohen Grad von Bescheidenheit. Dies gilt jedoch bloß von denjenigen unter ihnen, deren Eltern oder deren Männer reich sind, oder mehr oder weniger einträgliche Aemter verwalten. Denn alle diejenigen weißen Frauenspersonen zu Caracas, die genöthigt sind, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, kennen durchaus kein anderes Mittel hierzu, als daß sie die Leidenschaften der Mannspersonen aufregen, und alsdann durch die Befriedigung derselben etwas zu gewinnen suchen. Mehr als 200 solcher Elenden bringen den Tag, in Lumpen gehüllt, in elenden Hütten zu, und gehen nur des Nachts aus, um durch das ekelhafteste Laster ihren Unterhalt für den andern Tag zu erwerben. Bei dieser Lebensart

pflegen sie jedoch gewöhnlich auch zu betteln, und dies letztere wird späterhin, sobald sie wegen Alter und Krankheiten nicht mehr auf den Ertrag ihrer Ausschweifungen rechnen, ihre einzige Erwerbsquelle.

Die Anzahl der Hausſclaven zu Caracas ist äußerst beträchtlich und man schätzt daselbst den Reichthum eines Mannes nur nach der Anzahl von Sclaven, die er zu seinem Dienst im Hause hat. In jedem Hause müssen wenigstens viermal soviel Dienstboten seyn, als die Arbeit eigentlich erforderte; fehlt es hieran, so würde man es für ein Zeichen von Armuth halten, und diese suchen die Spanier auf das sorgfältigste zu verbergen. Man sieht daher oft eine Frau mit zwei Neger- oder Mulatten-Sclavinnen in die Messe gehen, die außerdem nicht soviel im Vermögen besitzt, als diese zwei Sclavinnen werth sind. Solche Frauen hingegen, die notorisch reich sind, lassen gewöhnlich 4 bis 5 Sclavinnen hinter sich hergehen, und jede andere Frauensperson aus ihrer Familie, die eine andere Kirche besucht, muß von eben so vielen begleitet werden. Es giebt Häuser zu Caracas, worin sich 10 bis 12 Sclavinnen zur Bedienung des weiblichen Theiles der Familie befinden, und außerdem noch eine große Menge von männlichen Sclaven zur Bedienung der Mannspersonen. Hierdurch wird aber dem Ackerbau ein unsäglicher Schade zugefügt, und es sollte daher von Rechtswegen, um die Anzahl der überflüßigen Hausſclaven zu vermindern, auf jeden derselben eine beträchtliche Abgabe gelegt werden. Der Ertrag hievon könnte alsdann, weil doch wahrscheinlich die Einwohner bei ihrer lächerlichen Eitelkeit die Abgabe lieber bezahlen, als die Anzahl ihrer Sclaven vermindern würden, auf irgend eine öffentliche Anstalt, durch welche der dem gemeinen Wesen zugefügte Scha-

de doch einigermaßen wieder ersetzt würde, verwandt werden.

In ganz Westindien giebt es keine einzige Stadt, worin sich verhältnißmäßig mit den andern Classen der Einwohner, so viele Freigelassene und Abkömmlinge von Freigelassenen befinden, als zu Caracas. Diese treiben daselbst alle Arten von Handwerken, deren sich die Weißen schämen. Alle Zimmerleute, Tischler, Maurer, Schmiede, Schlosser, Schneider, Schuster, Goldschmiede u. dgl. sind Freigelassene oder Söhne von solchen. In keinem Handwerke besitzen sie jedoch auch nur den geringsten Grad von Vollkommenheit, denn da sie dieselben bloß maschinenmäßig erlernen, so fehlt es ihnen immer an den ersten Grundsätzen. Hierzu kommt noch, daß sie eine ihnen ganz eigenthümliche Sorglosigkeit besitzen, die keine Nacheiferung, durch die man es allein in den Künsten zu einiger Vollkommenheit bringen kann, bei ihnen aufkommen läßt. Nur allein das Zimmer- und Maurerhandwerk wird daselbst einigermaßen regelmäßig getrieben; das Tischlerhandwerk ist aber noch in seiner völligen Kindheit. Alle diese Handwerksleute besitzen eine Trägheit, die zwar dem Boden, den sie bewohnen und der Nation, zu der sie gehören, allgemein eigen ist, ihnen aber doch in ganz vorzüglichem Grade anhängt; sie arbeiten daher nur sehr wenig, und, was gewissermaßen widersprechend zu seyn scheint, arbeiten dennoch weit wohlfeiler als die Handwerker in Europa. Sie erhalten ihre Existenz nur durch die äußerste Mäßigkeit und durch die Entbehrung aller Arten von Bedürfnissen. Gewöhnlich haben sie eine sehr zahlreiche Familie und leben mit dieser in elenden Kammern, wo sie kein anderes Bett haben, als eine Ochsenhaut, und keine andere Nahrung als die Früchte, welche die Natur hervorbringt. Die Ausnahmen hiervon sind äußerst selten. Bei dieser ihrer Armuth kann man auch durchaus keine Arbeit bei ihnen bestellen, ohne daß sie sogleich Vor-

schüsse darauf verlangen; denn die Schmiede haben niemals weder Eisen noch Kohlen, und die Zimmerleute nie so viel Holz, um auch nur eine Bank zu verfertigen. Man muß daher damit anfangen, daß man ihnen Geld giebt, um sich diese Dinge anschaffen, und während der Arbeit mit ihren Familien leben zu können. Hierdurch wird man aber durchaus von ihnen abhängig, und wenn sie die Arbeit noch so lange hinhalten, so kann man ihnen nicht mehr drohen, daß man sie einem andern übertragen wolle; auch würde bei jedem andern der nämliche Fall abermals eintreten. Es bleibt daher nichts anders übrig, als sie anzutreiben und so oft als möglich bei ihrer Arbeit selbst gegenwärtig zu seyn; allein demohngeachtet treten immer Krankheiten, Reisen und vorzüglich Feiertage ein, wodurch auch die geprüfteste Geduld endlich erschöpft werden muß. Diese Scheu vor der Arbeit übersteigt wirklich fast allen Glauben, und die meisten unter ihnen erinnern sich nicht eher, daß sie ein Handwerk treiben, als bis der alleräußerste Hunger sie dazu nöthigt. Die herrschende Leidenschaft aller dieser Menschen ist, ihr Leben mit Religionsgebräuchen zuzubringen. Aus ihnen bestehen hauptsächlich die sämmtlichen Brüderschaften, deren jede Kirche eine oder mehrere besitzt. Jede solche Brüderschaft hat ihre eigene Uniform, die von der der übrigen bloß durch die Farbe verschieden ist, und aus einem weiten, vorn nicht offenen Gewand, nach Art der Mönchskutten, besteht. Diese Brüderschaften wohnen paarweise und mit Vortragung ihrer verschiedenen Fahnen allen Processionen und Leichenbegängnissen bei; hierdurch gewinnen sie aber nichts als das Vergnügen, sich in einem Kleide, das sie für besonders ehrwürdig halten, öffentlich sehen zu lassen. Man hat übrigens kein Beispiel, daß es einem Freigelassenen oder einem seiner Nachkommen jemals eingefallen wäre, sich mit dem Ackerbau abzuge-

ben, und durch diese Art von Arbeiten seinen Unterhalt zu verdienen.

Die sämmtlichen Anstalten zur Erziehung der Jugend zu Caracas und in dem ganzen Erzbisthum schränken sich allein auf eine Universität und ein Collegium oder öffentliche Schule ein. Die letztere ist 60 Jahre früher als die Universität durch die Bemühung des Bischofs Anton Gonzales d'Acunna, der im Jahr 1682 starb, gestiftet werden. Ursprünglich wurde nur Latein und die Anfangsgründe der Philosophie und Theologie darin gelehrt; da jedoch die Stadt Caracas immer mehr zunahm, so fiel man auf den Gedanken, die Mittel, sich zu unterrichten und Kenntnisse zu erwerben, mehr zu erweitern, und entwarf daher den Plan zu einer Universität, die auch im Jahr 1725 von König Philipp II. wirklich bestätigt, und mit welcher die bisherige Schule verbunden worden ist. Diese doppelte Anstalt besteht nunmehr aus einer niedern Schule, worin im Lesen und Schreiben Unterricht gegeben und aus drei Schulen, worin die lateinische Sprache und die Rhetorik gelehrt wird. Außerdem sind zwei Professoren der Philosophie, wovon der eine ein Weltpriester und der andere ein Dominicaner ist, vier Professoren der Theologie, ein Professor für das Civilrecht, einer für das canonische Recht und einer für die Arzneikunde dabei angestellt. Die ganze Anstalt besitzt jedoch nur ein Vermögen von 48,000 Piaster, die jährlich gegen 2400 Piaster Zinsen abwerfen, und von dieser geringen Summe müssen die dabei angestellten zwölf Professoren bezahlt werden. Die Universität ertheilt übrigens alle academischen Grade eines Baccalaureus, eines Licentiaten und eines Doctors; bei Annahme eines jeden Grades muß ein Eid abgelegt werden, daß man an die unbefleckte Empfängniß glaube, daß man den Königs- und auch den Tyrannenmord weder lehren, noch selbst treiben, und daß man sein ganzes Leben hindurch die Lehrsätze des hei-

ligen Thomas eifrigst vertheidigen wolle. Im Jahr 1802 belief sich die Anzahl der Studenten auf dieser Universität auf 466, worunter sich außer denen in den niedern Schulen und die sich bloß mit der Philosophie beschäftigten, 36 Theologen, 55 Rechtsgelehrte und 17 Mediciner befanden.

Die Polizey zu Caracas macht ein sehr wichtiges und vielumfassendes Collegium aus. Die Spanier sind jedoch unter allen bekannten Völkern dasjenige, welches in Rücksicht der öffentlichen Ruhe und Ordnung der Polizey am wenigsten zu schaffen macht. Bei der ihnen eigenthümlichen Mäßigkeit und besonders bei ihrem phlegmatischen Charakter geschieht es äußerst selten, daß Schlägereien und andere tumultuarische Auftritte unter ihnen vorfallen. In den Straßen von Caracas herrscht daher auch niemals ein großes Geräusch, denn jedermann ist still, ernsthaft und in sich gekehrt. Wenn drei bis viertausend Menschen, Männer, Weiber und Kinder, aus einer Kirche herausgehen, so machen sie nicht mehr Geräusch, als wenn eben so viele Schildkröten über Sand hinkröchen. Wird übrigens die Polizey nicht durch tumultuarische Excesse beschäftiget, so hat sie wegen Meuchelmord, Diebstählen und Betrügereien aller Art desto mehr Wachsamkeit vonnöthen. Die Spanier sind nicht weniger als andere Nationen, und vielleicht noch in einem höhern Grade, rachsüchtig; dabei sind sie aber auf jeden Fall weit gefährlicher, weil sie ihre Rache im Finstern befriedigen, und ihre Erbitterung unter dem Schleier der Freundschaft verbergen, um die erste Gelegenheit zur Rache desto sicherer benutzen zu können. Wenn ihnen eine Beleidigung zugefügt wird, so äußern sie im ersten Augenblick wenig oder gar keinen Zorn darüber, allein von dieser Zeit an lauern sie auf einen günstigen Moment, um ihrem Beleidiger den Dolch in's Herz zu stoßen; hierauf flüchten sie sich gewöhnlich in eine dazu privilegirte Kirche, damit das geistliche Gericht,

richt, was auch gewöhnlich der Fall ist, sich ihrer anzunehmen und ihr überlegtes Verbrechen, wofür sie mit vollem Recht den Tod verdient hätten, als einen unglücklichen Zufall und eine verzeihliche That gelten machen möge. Es ist übrigens merkwürdig, daß beinahe alle zu Caracas verübten Meuchelmorde von europäischen Spaniern begangen werden. Aeußerst selten macht sich ein Creole eines solchen Verbrechens schuldig, so wie es hingegen ein seltener Fall ist, daß von einem dasigen Europäer ein Diebstahl begangen wird; die inländischen Weißen und Freigelassenen, die es zu mühsam finden, durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben, sind diejenige Classe der Einwohner, durch welche fast einzig und allein alle Diebstähle zu Caracas verübt werden. Außerdem erlauben sich auch die Einwohner sehr häufig falsches Maaß und Gewicht und eine Verfälschung der Lebensmittel und Waaren; dies wird sogar von ihnen für keine strafbare Betrügerei gehalten, sondern vielmehr für einen Beweis von Geschicklichkeit und Gewandtheit, dessen sie sich nicht selten noch zu rühmen pflegen.

Dies alles wäre schon hinlänglich, um eine sehr thätige Polizey genugsam zu beschäftigen; allein außerdem sind auch noch viele andere Gegenstände ihrer Aufsicht unterworfen, z. B. die Herbeischaffung der Lebensmittel für die Stadt. Dieser letztere Gegenstand gereicht jedoch der dasigen Polizey keinesweges zur Ehre, denn man sollte es kaum glauben, daß die Hauptstadt eines Landes, welches im Stande wäre, alle ausländischen Colonieen in Amerika mit Hornvieh zu versorgen, selbst oft mehrere Tage lang einen gänzlichen Mangel an Fleisch hat. Eine Stadt mit 40,000 Einwohnern, die Residenz eines General-Capitäns, der Sitz eines Erzbisthums und aller obern Gerichtshöfe muß, mitten im Überfluß, oft den bittersten Mangel leiden.

Wenn der Unrath in den Straßen von Cara-

cas sich nicht immer mehr und mehr anhäuft, so hat man dieses nicht der Vorsorge der dasigen Polizey, sondern bloß den häufigen Regengüssen zu verdanken. Die Straßen werden niemals gereinigt, als etwa bei Gelegenheit großer Processionen, und alle diejenigen, durch welche diese nicht gehen, sind mit Unrath, mit Quecken und anderm Unkraut aller Art ganz überdeckt. In allen Ländern der Welt ist auch das Bettlerwesen der Aufsicht der Polizey unterworfen; allein zu Caracas scheint sie sich ganz und gar nicht um dasselbe zu bekümmern. Die Straßen wimmeln immer von Bettlern beider Geschlechter, die allein von dem Ertrage des Allmosens leben, und diese Erwerbsquelle der Arbeit vorziehen. Die Spanier behaupten aus einem mißverstandenen Religionsgrundsatz, daß man sich nach dem Alter und den Gesundheitsumständen des Bettlers, und ob er auf keine andere Art im Stande wäre, sich seinen Unterhalt zu verschaffen, gar nicht erkundigen dürfe; die Vorschrift des Evangeliums, Allmosen zu geben, scheint bei den Spaniern eine förmliche Aufforderung zum Betteln zu seyn. Sobald man sich diesem Stande widmet, so steht man nicht unter der Aufsicht, sondern unter dem Schutz der Polizey. Den ganzen Tag hindurch werden alle Häuser von Bettlern bestürmt; jedermann giebt nach seinem Vermögen, aber durchaus nicht nach dem größern oder geringern Bedürfniß des Bettlers. Ein Fremder, der nach Caracas kommt, kann sich jedoch von dieser blinden Wohlthätigkeit der Spanier nicht überzeugen; denn er sieht in der Nacht eine Menge von Elenden ohne alle Bedeckung gegen den in der heißen Zone so äußerst gefährlichen Thau und gegen jede andere ungünstige Witterung, in den Straßen und rings um die Kirchen herum unter freiem Himmel liegen. Bei diesem Anblick glaubt man in einem Lande zu seyn, wo nichts als grausame Menschen ohne das geringste Mitleiden und ohne alles Ge-

fühl für die Noth ihrer Nebenmenschen wohnen; wenn man aber die Sache genauer untersucht, so findet man, daß diese Unordnungen keinesweges in der Härte und Unbarmherzigkeit der Einwohner, sondern vielmehr in dem Übermaß ihrer Wohlthätigkeit ihren Grund haben. Alle die Menschen, die man für so unglücklich hält, sind Bettler, die sich mit berauschenden Getränken überfüllt haben, und die sich wohl in Acht nehmen, keinen Zufluchtsort in irgend einem Hospital oder einem Kloster zu suchen, weil von allen diesen die Thore des Abends sehr zeitig zugeschlossen werden, wodurch sie der Gelegenheit beraubt würden, das Geld, welches sie den Tag über erbettelt haben, in Branntwein zu vertrinken. Die Polizey kennt diese Mißbräuche recht gut, darf sie aber aus Furcht, für gottlos ausgeschrien zu werden, nicht abzustellen suchen.

Es bleibt mir nun bloß noch übrig, von dem Verkehr zu reden, der von Caracas aus sowohl mit den innern Gegenden des Landes als mit Spanien getrieben wird. Diese Stadt, die der Mittelpunct von allen politischen, militärischen, Justiz-, Religions-, und Handels-Angelegenheiten des ganzen Landes ist, muß dadurch nothwendigerweise auch der von allem innern Verkehr seyn. Allein aus der unermeßlichen Größe des Landes und der verhältnißmäßig so äußerst geringen Bevölkerung desselben kann man abnehmen, in welchem Zustande sich die Heerstraßen befinden müssen. Wirklich sind sie auch fast überall nur erst abgesteckt, und dies ist alles. In der Regenzeit werden sie durch Sümpfe und das Übertreten der Flüsse, über welche weder Brücken geschlagen, noch sonstige Anstalten zum Übersetzen getroffen sind, so gänzlich überschwemmt, daß sie schlechterdings nicht zu passiren sind; aber auch in keiner andern Jahreszeit kann man sie nur einigermaßen bequem nennen. Die Entfernungen von einem Orte zum andern, werden nicht nach Stunden, sondern nach Tagereisen berechnet; meiner eigenen Erfahrung nach glaube

ich eine solche Tagereise zu zehn Stunden, jede von 2000 geometrischen Schritten berechnen zu können. Die Befehle, welche die Regierung an die verschiedenen Städte im Innern gelangen lassen will, werden durch expresse Bothen dahin abgeschickt, so wie auch umgekehrt die Berichte, welche von den letztern an die Regierung erstattet werden. Regelmäßig und zu bestimmten Zeiten gehen aus der Hauptstadt nur Curiere nach Maracaïbo, Porto-Cavello, Santa-Fé, Cumana und Guiana ab. Alle Städte, die auf dem Wege von diesen Hauptorten liegen, genießen daher den Vortheil einer regelmäßigen Briefpost. Der Curier nach Maracaïbo reis't alle Donnerstage um 6 Uhr Abends von Caracas ab und braucht volle 20 Tage, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen; von Maracaïbo hingegen kommt nnr alle 14 Tage einer zu Caracas an. Den 6ten und 22sten jeden Monats geht ein Curier von Caracas nach Santa-Fé ab, und kommt immer den 4ten und 20sten jedes Monats wieder dahin zurück. Dieser nimmt alle Briefe nach Peru mit, und braucht gewöhnlich 42 Tage zu seiner Reise. Die Post von Cumana und aus Guiana kommt nur einmal im Monat zu Caracas an, und dies hat, je nachdem die Wege besser oder schlechter sind, einige Tage früher oder später statt. Gewöhnlich aber legt sie den Weg in 30 Tagen zurück.

Die Correspondenz mit Spanien wird durch ein besonderes königliches Packetboot besorgt, das in den drei ersten Tagen von jedem Monat aus dem Hafen von Corunna in Spanien abgeht, an den Canarischen Inseln anlegt, um die für dieselben mitgebrachten Briefe abzugeben, alsdann nach Havannah auf der Insel Cuba segelt und im Vorbeifahren zu Porto-Ricco sowohl die für diese Insel bestimmten Briefe und Packete, als auch die nach Caracas abliefert. Die letztern werden hierauf von Porto-Ricco aus

sogleich durch ein besonderes dazu bestimmtes Fahrzeug an den Ort ihrer Bestimmung abgeschickt. Die Antworten von Caracas hingegen, und auch sogar die officiellen Depeschen werden durch die Kauffartheischiffe, die aus dem Hafen la Goayre nach Cadix absegeln, dahin geschickt.

Alles, was ich bisher von Caracas erzählt habe, paßt zum Theil auch auf alle übrigen Städte; da jedoch jede einzelne unter denselben sich in mehrerer Rücksicht von den übrigen auszeichnet, so will ich die merkwürdigsten darunter nach der Reihe kürzlich hier anführen, und mit la Goayre den Anfang machen.

Diese Stadt würde, wenn der Hafen von Caravalleda nicht, wie schon oben erzählt worden, von seinen Einwohnern verlassen worden wäre, wahrscheinlich niemals etwas anders als ein Aufenthaltsort für einige Fischer und allenfalls ein Hafen für die benachbarten Pflanzungen geworden seyn. Als man aber die Unmöglichkeit einsah, die Einwohner von Caravalleda wieder dahin zurück zu bringen, so war man darauf bedacht, einen andern Ort zu einem schicklichen Hafen für Caracas aufzusuchen, und die Wahl fiel dabei auf diejenige Stelle, wo heut zu Tage la Goayre steht. Ich habe aber oben schon gezeigt, wie unglücklich diese Wahl gewesen ist, indem das Meer durchaus an keinem andern Orte, an der ganzen Küste, so ungestüm und stürmisch ist wie hier.

Die Stadt, oder nach den Spaniern, die allen den Orten, worin sich kein Cabildo oder Stadtrath befindet, den Namen einer Stadt verweigern, der Flecken la Goayre ist auf allen Seiten von äußerst hohen Gebirgen so dicht umringt, daß die Steine, die von denselben herabstürzen, oft sehr beträchtlichen Schaden darin anrichten. Sie hat auf keiner Seite den geringsten Horizont, als allein auf der Nordseite gegen das Meer zu. Hierdurch wird auch die außerordentliche Hitze erklärbar, die man 9 Monate des

Jahres hindurch daselbst auszustehen hat. Der Thermometer von Reaumur steht gewöhnlich zwischen 25 und 28°, und es vergeht kein Jahr, wo nicht bösartige Faulfieber daselbst ausbrechen, die große Niederlagen unter den Einwohnern anrichten, und wovon die neu angekommenen Europäer gewöhnlich die ersten Opfer werden.

Die Straßen der Stadt sind eng, nicht gerade und schlecht gepflastert; die Häuser sind ebenfalls klein, und man sieht der Stadt auf den ersten Blick an, daß zu ihrer Erbauung ein eingeschränkter und durchaus unebener Platz angewiesen worden ist. Das einzige Regelmäßige und wirklich Merkwürdige, was daselbst gefunden wird, sind die Batterieen, die zu ihrer Vertheidigung dienen; die Regierung hatte sie nämlich ursprünglich durchaus nur zu einem Hafen für die Hauptstadt und zu einem militärischen Posten bestimmt gehabt. Es wohnen auch wirklich noch heut zu Tage sehr wenige Kaufleute daselbst, und die sämmtlichen Handelsgeschäfte werden zu Caracas getrieben. Jeder Kaufmann in dem letztern Orte, der eine Waarenladung aus Europa zu erwarten hat, oder eine für einen Andern angekommene ganz oder zum Theil kaufen will, begiebt sich nach la Goayre, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen; in beiden Fällen schickt er aber seine Waaren sogleich nach Caracas und läßt nur soviel davon zu la Goayre zurück, als zum Verbrauch für diesen Ort selbst erforderlich ist. Eben so werden auch alle Landesproducte in den Magazinen zu Caracas eingesammelt, und bloß nach la Goayre geschickt, um daselbst eingeschifft zu werden.

Der Weg zwischen diesen beiden Städten geht über ein sehr hohes Gebirge; bei trockener Witterung ist er sehr gut, allein in der Regenzeit ist er äußerst beschwerlich. Er beträgt ohngefähr 5 kleine Stunden, und zu diesen brauchen die mit Waaren beladenen Maulthiere auch 5 Stunden Zeit; allein ein

Maulthier, das zum Reiten dient, legt denselben bequem in 3 Stunden zurück, ohne anders als im Schritt zu gehen. Bei der Abreise von la Goayre hat man, nach der von Herrn von Humboldt angestellten Berechnung, ohngefähr 684 Toisen hinauf, und alsdann wieder 234 Toisen hinab zu steigen, um nach Caracas zu kommen. Es ist äußerst selten, daß der Weg in einem Zuge zurück gelegt wird, sondern gewöhnlich muß in einem Gasthofe, der sich in einer Höhe von 578 Toisen befindet, gefüttert werden.

Die Stadt la Goayre steht unter einem Platz-Commandanten, der auch das Recht hat, in allen vorkommenden Streitsachen in erster Instanz zu entscheiden. Seine vorzüglichste Obliegenheit besteht jedoch darin, daß er täglich dem Generalcapitän von allem, was auf der Rheede vorfällt, Bericht abstattet, und keinen ankommenden Fremden nach Caracas abreisen läßt, ohne daß dieser zuvor die Erlaubniß dazu von dem Generalcapitän erhalten hat. Die Anzahl der Einwohner daselbst beläuft sich auf 6000, und die gewöhnliche Besatzung besteht in einer Compagnie vom Regiment zu Caracas, die dahin commandirt wird; in Kriegszeiten hingegen wird diese Besatzung noch durch andere Linientruppen und durch die Miliz von Caracas verstärkt.

Der Hafen von Porto-Cavello hat seinen Ursprung einzig und allein dem Schleichhandel zu verdanken. Schon in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wählten die fremden Schiffe, die den Schleichhandel auf diesen Küsten treiben wollten, denjenigen Punct, wo gegenwärtig Porto-Cavello liegt, zum Ausladen ihrer verbotenen Waaren und erbauten sich daselbst einige Hütten. Nach und nach nahm die Anzahl der Einwohner daselbst immer mehr zu, und da diese aus lauter Holländern bestanden, und mehr von der Insel Curassao als von der spanischen Regierung abhingen, so suchte die letztere sich dieses neuent-

standenen und für sie allerdings beunruhigenden Ortes mit Gewalt der Waffen zu bemächtigen. Als aber 3 oder 4 deshalb angestellte Versuche fehlgeschlagen waren, so mußte man den Plan ganz aufgeben und von nun an zog sich alles schlechte Gesindel aus den Städten im Innern und alle Verbrecher, die dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen suchten, nach Porto-Cavello hin. In der Folge glückte es jedoch den Spaniern, diesen Ort unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen, und da sich nun auch, des dasigen vortrefflichen Hafens wegen, immer mehr Europäer dahin zogen, so nahm er nach und nach eine regelmäßigere Gestalt an. Demnach aber sind bis auf den heutigen Tag noch nicht alle Spuren dieser ursprünglichen Verderbtheit daselbst verschwunden; noch immer finden Personen von beiden Geschlechtern, die aus irgend einer Ursache aus den innern Provinzen entfliehen müssen, zu Porto-Cavello eine Freistätte, und auch Curassao schickt noch jährlich eine große Anzahl von farbigten Menschen, sowohl Sclaven als Freie, dahin.

Die ursprüngliche Stadt ist ganz von dem Meer umringt, bis auf eine ohngefähr 100 Toisen breite Landzunge, durch welche sie mit dem festen Lande zusammen hängt. Als in der Folge die zunehmende Bevölkerung nicht mehr Platz genug in der Stadt fand, so wurde nach und nach auch diese Landzunge mit Häusern überbaut, und in diesem jetzt sehr ansehnlichen Theile der Stadt wohnen heut zu Tage die meisten Kaufleute.

Die gesammte Bevölkerung von Porto-Cavello beläuft sich auf 7500 Seelen; diese zeichnen sich besonders auch dadurch aus, daß sie sich nicht einbilden Edelleute zu seyn, was sonst bei den Spaniern in Amerika größtentheils der Fall ist. Sie beschäftigen sich alle mit dem Handel und der Schiffahrt; allein demohngeachtet stehen sie nur mit den inländischen Häfen und den benachbarten Colonieen in Verbindung;

denn obgleich Porto-Cavello im Jahr 1798 die Erlaubniß erhalten hat, unmittelbar nach dem Mutterlande zu handeln, so ist doch bis jetzt nur noch wenig Gebrauch davon gemacht worden. Es sind höchstens vier bis fünf Schiffe mit dem unmittelbaren Handel nach Spanien beschäftigt, dahingegen über sechszig Schiffe beständig zur obengenannten Küstenfahrt ausgerüstet sind. Der dritte Theil dieses ganzen Handels geht nach Curassao und ein anderer Drittheil nach Jamaica. Wollte man jedoch nach den Angaben am Zoll urtheilen, so wäre dieser Handel sehr unbedeutend; allein die meisten Waaren werden heimlich eingeschifft und auch die Rückfracht wird gewöhnlich größtentheils schon auf der Küste ausgeladen, ehe man in den Hafen einläuft.

Porto-Cavello ist die Stapelstadt für den ganzen westlichen Theil der Provinz Venezuela. Aus den dasigen Magazinen erhalten die Gebiete von Valencia, San-Carlos, Barquisimeto, St. Philipp und ein großer Theil von den Thälern von Aragoa alle Waaren, die sie verbrauchen, und eben so werden auch alle Producte aus diesen Gegenden nach Porto-Cavello geliefert. Der dasige Hafen ist, wie schon oben gesagt worden, der beste in ganz Terrafirma, und hat besonders die schönste Gelegenheit, um Schiffe auszubessern und neue zu erbauen. Es kommen daher auch aus allen andern Häfen des Landes diejenigen Schiffe, die einer Ausbesserung bedürfen, dahin, und Porto-Cavello würde ohnstreitig der vorzüglichste Hafen in ganz Amerika seyn, wenn die Luft daselbst gesunder wäre. Diese Ungesundheit rührt von großen Sümpfen her, die sich auf der Südseite der Stadt in einem thonigten Erdreiche befinden, in welchem sich alles Regenwasser sammelt und stehen bleibt. Dieses Wasser wird in kurzer Zeit faul, und sobald alsdann nach einer geringen Dürre ein starker Regenguß erfolgt, so steigen aus diesem Sumpfe

pestilenzialische Dünste auf, durch welche auch die allerstärkste Gesundheit zerstört werden muß. Die Europäer, die an dieses Clima nicht gewöhnt sind, werden am allerersten durch die dadurch veranlaßten Krankheiten hinweggerafft. Die Sterblichkeit ist daher daselbst außerordentlich groß und die Schiffe können sich auf keine andere Art dagegen schützen, als wenn sie so viel als möglich alle Verbindung mit dem festen Lande abschneiden. Diesem so höchst nachtheiligen Umstande könnte jedoch mit geringer Mühe und mit einem nicht sehr bedeutenden Kostenaufwand abgeholfen werden; es haben mich nämlich mehrere wohlunterrichtete Personen versichert, daß die Austrocknung dieser verderblichen Sümpfe, wodurch das Clima von Porto-Cavello so gesund wie das irgend einer andern Gegend von Terrafirma gemacht werden könnte, nicht über 20,000 Piaster kosten würde.

Die Stadt steht ebenfalls, wie la Goayre, unter der Regierung eines Platz-Commandanten. Die Einwohner haben sich sehr bemüht, ein Cabildo zu erhalten, jedoch immer vergeblich, und der Ort kann daher, nach spanischen Begriffen, nicht eigentlich eine Stadt genannt werden. Es giebt daselbst nur eine Kirche und kein Kloster; außerdem sind noch zwei Hospitäler daselbst, ein bürgerliches und eins für das Militär. Die Garnison besteht in Friedenszeiten aus einer Compagnie vom Regiment Caracas, und in Kriegeszeiten wird sie durch Linientruppen und Miliz verstärkt. Die Stadt liegt in 10° 20′ nördlicher Breite und in 70° 30′ westlicher Länge von dem Meridian von Paris an. Im Monat August steigt der Thermometer von Réaumur gewöhnlich auf 26°, und im Januar auf 19°.

Die Stadt Valencia wurde im Jahr 1555 erbaut; anfänglich sollte sie dicht an das Ufer des Sees Tacarigoa, der heut zu Tage Valencia heißt, zu stehen kommen, allein man sah ein, daß dieser Ort

wegen der Ausdünstungen des Sees äußerst ungesund seyn würde, und wählte daher einen andern, eine halbe Stunde von dem See entfernt, in einer schönen und fruchtbaren Ebene. Die Stadt liegt in 10° 9′ nördlicher Breite und in 70° 45′ westlicher Länge von dem Meridian von Paris an. Der Thermometer von Réaumur steht daselbst gewöhnlich zwischen 16 und 23 Graden. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 8000 Seelen. Außer einigen wenigen Canariern und europäischen Spaniern, sind alle Einwohner Creolen und stammen aus sehr alten Familien her. Die Straßen sind breit und größtentheils gut gepflastert; die Häuser sind einstöckig, aber außerdem ziemlich schön gebaut.

Die Einwohner von Valencia standen vor noch nicht 50 Jahren allgemein und sehr verdienterweise in dem Ruf, daß sie die faulsten Menschen in dem ganzen Lande wären. Sie hatten nämlich den Grundsatz, daß sich die Arbeit nur allein für Bürgerliche schicke und daß sie durch dieselbe den von ihren Vorfahren ererbten Adel entehren würden. Ihrer Meinung nach konnte ein Mensch auf keine andere Art Anspruch auf Achtung und Ansehen machen, als wenn er den ganzen Tag hindurch müßig auf einem Ruhebette läge, oder mit dem Degen an der Seite durch die Straßen der Stadt schlenderte; jede andere Beschäftigung hielten sie für niedrig, unedel und verächtlich. Auch selbst der bitterste Mangel war nicht im Stande, sie aus dieser Trägheit heraus zu bringen; sie begnügten sich zu seufzen und zu jammern und die Vorsehung vergebens um Hülfe anzurufen. Diese Unthätigkeit erreichte endlich einen so hohen Grad, daß sich ein dasiger Platz-Commandant, um nur der Stadt die erforderlichen Lebensmittel zu verschaffen, genöthigt sah zu befehlen, daß jeder Einwohner schlechterdings und bei harter Strafe jährlich eine bestimmte Quantität von Lebensmitteln pflanzen müsse; die Über-

tretung dieses Gesetzes mußte auch wirklich zu verschiedenenmalen mit der größten Strenge und ohne Ansehen der Person bestraft werden. Hierdurch fingen die Einwohner nach und nach an, sich an die Arbeit zu gewöhnen, und seitdem hat auch Valencia das vorige Gepräge von Armuth und Mangel immer mehr und mehr verloren. Noch liefern zwar die Einwohner nicht so viele Producte in den Handel, als sie nach ihrer Anzahl und nach der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihres weitläuftigen Gebietes wirklich zu liefern im Stande wären; allein der erste Schritt ist doch wenigstens geschehen, das Vorurtheil ist verschwunden und die Thätigkeit der Einwohner wird durch eine heilsame Nacheiferung immer mehr und mehr aufgeweckt. Man darf daher hoffen, daß sich die Einwohner von Valencia in Zukunft durch Fleiß und Betriebsamkeit eben so sehr auszeichnen werden, als sie es ehemals durch Faulheit und Unthätigkeit gethan haben. Auch besitzt die Stadt durch ihre Lage große und wesentliche Vorzüge vor allen andern Städten in der Provinz Venezuela. Sie ist nur 10 Stunden von Porto-Cavello entfernt, und wenn erst die jetzt schon wirklich abgestochene Straße dahin ganz vollendet seyn wird, so kann diese Entfernung nicht mehr als 6 Stunden betragen, wodurch folglich alle Producte mit leichter Mühe und mit geringen Kosten dahin geliefert werden können. Da nun auch alle Waaren aus dem Innern des Landes, aus den Thälern von Aragoa, den Jurisdictionen St. Philipp, San-Carlos, Tocuyo, Barquisimeto und aus der ganzen Ebene nicht anders nach Porto-Cavello geliefert werden können, als daß sie durch Valencia gehen, so müßte eigentlich Porto-Cavello für diese Stadt eben das werden, was la Goayre für Caracas ist. Sie scheint wirklich von der Natur zum Stapelplatz für alle Waa-

ren aus dem Innern, so wie auch für die, welche von diesen innern Provinzen verbraucht werden, bestimmt zu seyn, und dies wird auch bei noch mehr zunehmender Thätigkeit und Industrie der Einwohner zuverläßig der Fall werden.

Auf dem östlichen Ufer des Sees Valencia befindet sich das Dorf Maracay. Es liegt in den berühmten Thälern von Aragoa und ob es gleich noch vor kaum 30 Jahren nur ein höchst unbedeutendes, elendes Dörfchen gewesen ist, so ist es doch heut zu Tage ein blühender, sehr merkwürdiger Ort. Die Anzahl der Einwohner daselbst beläuft sich auf 8,400, und es herrscht unter ihnen allen nicht eine Spur von dem läppischen und so höchst verderblichen Ahnenstolz. Sie besitzen eine außerordentliche Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Industrie. Da die Landes-Cultur ihre herrschende Leidenschaft ist, so sind alle umliegenden Gegenden mit den schönsten Pflanzungen von Baumwolle, Indigo, Kaffee u. s. w. ganz überdeckt. Diese herrlichen Pflanzungen erstrecken sich überhaupt durch die ganzen Thäler von Aragoa, und von welcher Seite man in dieselben hineinkommt, so glaubt man sich plötzlich bei einem ganz andern Volke zu befinden. Auf einer Strecke von 15 Stunden von Osten nach Westen, welche diese Thäler einnehmeu, findet man überall den Boden mit Colonialproducten überdeckt, eine Menge zu ihrer Bewässerung angelegte Wasserwerke und die prächtigsten Fabrikgebäude, worin dieselben verarbeitet werden. Das merkwürdigste hierbei ist aber noch, daß diese außerordentliche Thätigkeit und Industrie ausschließend nur dieser Strecke eigen zu seyn scheint; die freien Menschen sogar, die sonst überall fast gar nichts thun, arbeiten in den Thälern von Aragoa um einen sehr billigen Lohn und der Besitzer einer Pflanzung braucht daher nur eine sehr geringe Anzahl von Sclaven zu halten.

La Victoria ist ebenfalls ein in diesen glückli-

chen Thälern gelegenes Dorf, das 7800 Einwohner von allen Farben in sich begreift. Die darunter befindlichen Weißen haben schon zu verschiedenen malen bei dem Könige nachgesucht, daß er ihr Dorf durch Errichtung eines Cabildo's zu einer Stadt erheben möchte; allein da die Regierung glaubt, daß alle diese Municipal-Einrichtungen dem königlichen Ansehen eher schädlich als nützlich sind, so ist auf ihr Gesuch niemals eine Antwort erfolgt. Außerdem liegen in diesen Thälern noch fünf andere Dörfer, die sich sämmtlich ebenfalls durch einen außerordentlichen Grad von Fleiß, Industrie und Wohlstand auszeichnen; das erste ist Cagoa mit 5200 Einwohnern, das zweite San-Matheo mit 2800, das dritte Mamoa mit 3000, das vierte Escobar mit 5400 und das fünfte Magdalena mit 2700 Einwohnern. Im Jahr 1786 befanden sich in den Thälern von Aragoa nicht mehr als 30,000 Einwohner, und heut zu Tage beläuft sich die Anzahl derselben schon auf mehr als 50,000.

Die Stadt Coro wurde durch einen bloßen Zufall nach Cumana die erste Niederlassung der Europäer in diesem östlichen Theile von Terrafirma; allein die Zeit, die alles wieder an seine gehörige Stelle setzt, hat auch dieser Stadt den ihr wegen der Unfruchtbarkeit ihres Bodens gebührenden Rang angewiesen. Bald nach ihrer Entstehung war sie eine Reihe von Jahren hindurch der Aufenthaltsort von dem wüthenden Raubgesindel, womit dieses Land durch den Vertrag zwischen Kaiser Carl V. und den Welsern überschwemmt wurde. Auch noch lange Zeit hernach blieb sie der Sitz der Regierung, bis endlich die große Fruchtbarkeit der Thäler, in welchen Caracas erbaut wurde, den Gouverneur bewog, seine Residenz in diese letztere Stadt zu verlegen. Ohngefähr 60 Jahre nachher verlor Coro auch seinen Erzbischof und das Kapitel, und seitdem ist diese Stadt immer tiefer herabgesunken. Sie liegt in einer sandigten, ganz und gar nicht

bewässerten Ebene und bringt durchaus nichts hervor als die verschiedenen Cactus-Arten, den Nopal und die gemeine Opunzie, was ein untrügliches Kennzeichen von der Unfruchtbarkeit ihres Erdbodens ist. Die Einwohner sind, so wie alle Spanier überhaupt, äusserst geneigt zu einer sitzenden und müßigen Lebensart; viele unter ihnen rühmen sich, in gerader Linie von den ersten Eroberern des Landes abzustammen und sie würden folglich durch Arbeitsamkeit und Fleiß ihren Stammbaum zu beflecken glauben. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß es zu Coro mehr faule als fleißige Leute, aber auch mehr Adel als Reichthum giebt. Der unbedeutende Handel, der daselbst getrieben wird, besteht in Maulthieren, Ziegen, Häuten, Käsen u. s. w. die größtentheils aus dem Innern dahin gebracht und von Coro aus nach den benachbarten Inseln geschickt werden. Die Anzahl der dasigen Einwohner beläuft sich auf 10,000 Seelen, und die Stadt liegt in 10°, 8′, nördlicher Breite und in 72°, 25′, westlicher Länge.

Dreißig Stunden südwärts von Coro liegt die Stadt Carora. Die Gegend um dieselbe ist dürr, unbewässert und bringt daher auch nur solche Producte hervor, die vorzüglich der Wärme ihre Existenz zu verdanken haben; die vorzüglichsten darunter sind mehrere Balsamarten, die so wohlriechend sind wie die arabischen, und noch verschiedene aromatische Harze, die specifische Heilmittel für alle Arten von Verwundungen sind. Diese Producte werden jedoch von den Einwohnern größtentheils vernachläßigt, und sie haben anstatt sich mit demselben abzugeben, ihr undankbares Land lieber mit nützlichen Thieren, nämlich mit Rindvieh, Maulthieren, Pferden, Schafen, Ziegen u. dergl. bevölkert. Diesen Zweig der Industrie treiben sie mit einer außerordentlichen Thätigkeit und übertreffen darin die Einwohner von allen übrigen Städten in dem ganzen spanischen Amerika. Der größere Theil der Ein-

wohner lebt bloß von dem Ertrage der Heerden und die übrigen verdienen ihren Unterhalt dadurch, daß sie die gewonnenen rohen Materien verarbeiten. Die Häute von allen diesen Thieren, so wie auch von den Hirschen, deren es in der dasigen Gegend eine große Menge giebt, werden von den Einwohnern gegerbt und zubereitet, und wenn gleich dieses Leder noch sehr unvollkommen ist, weil es ihnen an den nöthigen Grundsätzen der Zubereitung fehlt, so hat es dagegen auch den großen Vorzug, daß es außerordentlich wohlfeil ist. Der größte Theil desselben wird in der Stadt selbst und in der umliegenden Gegend verbraucht, das übrige aber nach Maracaïbo, Carthagena und der Insel Cuba verschickt. Von diesen verschiedenen Erwerbsmitteln leben die Einwohner, deren Anzahl sich auf 6,200 Seelen beläuft, in einer Art von Wohlstand, den die Natur, wie es scheint, ihnen gänzlich hat versagen wollen. Die Stadt liegt übrigens in 10° der Breite und 15 Stunden ostwärts von dem See Maracaïbo.

Die Stadt Barquisimeto ist um 15 Jahre älter als Caracas und liegt in 9°, 45′, nördlicher Breite auf einer beträchtlichen Anhöhe. Durch diese glückliche Lage wird sie von allen Seiten durch die Winde bestrichen und dadurch die Hitze, die außerdem fast unerträglich wäre, sehr gemäßigt. Wenn die Atmosphäre rein ist, so steigt der Thermometer von Reaumur gewöhnlich auf 28 bis 29°. Die umliegenden Thäler bringen eine große Menge von sehr vortrefflichem Kakao hervor und auf den Anhöhen wird seit einiger Zeit sehr viel Kaffee gebaut. Die Ebenen liefern die vortrefflichsten Viehweiden und daher legt sich auch ein großer Theil der Einwohner mit dem glücklichsten Erfolg auf die Viehzucht. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 11,300 Seelen, and diese befinden sich durch ihren Fleiß und ihre Industrie in einem ziemlichen Grade von Wohlstand. Hiervon überzeugt

man

man sich sogleich auf den ersten Blick, den man auf das Äußere der Stadt wirft; die nach der Schnur gebauten Straßen sind so breit, daß die Luft frei hindurch streichen kann, und die meisten Häuser sind schön gebaut.

Die Stadt Tocuyo liegt in einem Thale zwischen zwei Bergen und kann in jeder Rücksicht eine schöne, wohlgebaute Stadt genannt werden. Die Straßen sind alle gerade und ziemlich breit. Die Pfarrkirche und zwei Klöster, eins für die Franciskaner und eins für die Dominikaner, sind sehr schöne Gebäude. Die Luft daselbst ist sehr gesund, und da der Himmel häufig mit Wolken bedeckt ist, so ist das Clima eher kalt als heiß. Die Einwohner leben ebenfalls wie die zu Barquisimeto zu gleicher Zeit vom Ackerbau und von der Viehzucht. Besonders wird der daselbst gebaute Waizen für den besten im ganzen Lande gehalten, und es werden jährlich zwischen 8 und 10000 Centner Mehl von Tocuyo nach Barquisimeto, Caracas und andere Städte im Innern geliefert. Auch verfertigen die Einwohner von dem Ertrag ihrer Schaafheerden sehr schöne Bettdecken und andere Wollwaaren, und verkaufen überhaupt nur dasjenige von allen ihren rohen Materien, was sie durchaus nicht selbst verarbeiten können. Ihre Anzahl beläuft sich auf 10,200 Seelen, denen man keinen andern Vorwurf machen kann, als ihren unbegreiflichen, aber wirklich höchst merkwürdigen Hang zum Selbstmord. Sobald ein Creole zu Tocuyo nur einigermaßen des Lebens überdrüßig wird, so schneidet er sich ohne Umstände den Hals ab oder hängt sich auf. Zum Glück haben ihnen bis jetzt die Einwohner von keiner andern Stadt hierin nachgeahmt. Die Breite der Stadt ist übrigens 9° 35′ und ihre westliche Länge von Paris 72° 40′.

Die Stadt Guanare wurde im Jahr 1593 erbaut und liegt an einem Fluß, der sowohl zur Bewässerung des Landes als zum glücklichen Gedeihen der

Viehzucht wesentlich beiträgt. Der größte Reichthum der Einwohner besteht daher auch in Rindvieh- und Maulthier-Heerden, von welchen Thieren jährlich eine große Menge nach Coro, Porto-Cavello und nach Guiana ausgeführt wird. Ehemals wurde auch in den umliegenden Thälern und an den Ufern des Flusses ein vortrefflicher Taback gebaut, allein seit der Einführung des königlichen Tabacksmonopols haben die Pflanzungen das Schicksal von allen denen gehabt, die unglücklicherweise außer der von den Administratoren zum Anbau des Tabacks ausschließend bestimmten Gegend lagen. Die Stadt Guanare liegt in 8° 14′ der Breite und in 72° 5′ der Länge von Paris; die Straßen sind gerade und breit, und die Häuser sind ziemlich schön und bequem. Die Bevölkerung derselben beläuft sich auf 12,300 Seelen.

Die Stadt Araura ist ein Andenken an die wohlthätigen Bemühungen der erster Capuciner-Missionarien, welche den Muth besäßen, die Indianer in der Provinz Venezuela allein durch Güte und durch die Macht der Überredung zum Christenthum und zu einer civilisirten Lebensart bekehren zu wollen, da man vorher kein anderes Mittel, diesen Zweck zu erreichen, gekannt hatte, als Feuer und Schwerdt. Die Stadt hat eine sehr schöne und äußerst vortheilhafte Lage; ihr Gebiet wird von drei Flüssen bewässert und würde alle mögliche Arten von Producten hervorbringen, wenn die Einwohner die Fruchtbarkeit des Bodens gehörig benutzten. Sie bauen aber nur eine geringe Quantität Baumwolle und Kaffee, und ihre Hauptbeschäftigung besteht in der Viehzucht.

Calaboso ist eine neue Stadt, die ursprünglich ein indianisches Dorf gewesen ist, wo sich aber nach und nach eine Menge Spanier niedergelassen haben, um mehr in der Nähe bei ihren Viehheerden zu seyn und sie besser besorgen zu können. Das Clima dieser Stadt ist außerordentlich heiß und der Boden in der

ganzen umliegenden Gegend taugt zu nichts anderm, als zur Viehzucht; die Viehweiden sind aber ganz vortrefflich und daher giebt es auch daselbst eine zahllose Menge von Hornvieh. In neuern Zeiten haben jedoch die herumstreifenden Räuberbanden den Eigenthümern der Heerden außerordentlich vielen Schaden zugefügt. Diese zahlreichen Banden durchziehen beständig die unermeßlichen Ebenen zwischen Calaboso und dem Flusse Guarapiche, stehlen daselbst so viele Ochsen und Maulthiere als sie können und führen dieselben nach Guiana. Oft tödten sie auch die Ochsen und ziehen ihnen auf der Stelle die Haut ab, um nur diese und den Talg zu bekommen. — Die Stadt Calaboso liegt zwischen den beiden Flüssen Guarico und Orituco, jedoch näher bei dem erstern; beide Flüsse laufen von Norden nach Süden, vereinigen sich mit einander vier oder fünf Stunden unterhalb Calaboso, fließen alsdann etwa 20 Stunden weiter hin in den Apure und zuletzt unter diesem Namen in den Orinoco. Die Zahl der Einwohner dieser Stadt beläuft sich auf 4800 Seelen.

In der Stadt San Juan Baptista del Pao wohnen fast gar keine andern Einwohner, als die sich von der Viehzucht und dem Ertrag ihrer Heerden nähren. Die Weiden in der umliegenden Gegend sind von vorzüglicher Güte und daher giebt es daselbst nicht nur sehr viele Pferde und Maulthiere, sondern vorzüglich auch eine zahllose Menge von Rindvieh. Die Einwohner gewinnen nicht nur sehr viel durch den Verkauf dieses letztern, sondern auch durch die große Menge von Käsen, die sie verfertigen und in das ganze Land verschicken. Die Stadt liegt 50 Stunden südwestwärts von Caracas und in 9° 20′ der Breite. Sie ist ziemlich regelmäßig gebaut und die Luft daselbst ist sehr gesund. Der Fluß Pao, der von Norden nach Süden geht, fließt an der Stadt vorbei. Ehemals ergoß sich derselbe in den See Valencia, allein in neuern Zeiten

hat er seinen Lauf geändert und vereinigt sich, nachdem er mehrere kleine Flüsse in sich aufgenommen hat, mit dem Apure, unter dessen Namen er sich in den Orinoco ergießt. Dieser neue Lauf des Flusses Pao scheint eine Wohlthat der Vorsehung zu seyn, die dadurch zwischen Valencia und dem Orinoco, die über 100 Stunden von einander entfernt sind, eine unmittelbare Communication hat eröffnen wollen. Man könnte auch dieselbe äußerst leicht zu Stande bringen, wenn man nur zwischen dem See Valencia und dem Flusse Pao einen höchstens 40 Stunden langen Canal graben wollte; die hieraus entspringenden Vortheile wären nicht zu berechnen, denn besonders in Kriegszeiten würde der Handel zwischen der Provinz Venezuela und Guiana troß allen feindlichen Kreuzern ununterbrochen fortdauern können, und eben so würde man auch, wenn ein Feind Guiana überfiele, dieser Provinz allen möglichen Beistand zuschicken können, ohne daß der Feind im Stande wäre es zu verhindern.

Die Stadt St. Louis de Cura liegt in einem engen Thale zwischen hohen und rauhen Gebirgen. Das Thal ist zwar fruchtbar und in seiner ganzen Ausdehnung mit Producten aller Art bedeckt; allein der vorzüglichste Reichthum der Einwohner besteht dennoch in Viehheerden. Es herrscht in dieser Stadt eine außerordentliche Hitze und die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 4000.

Die Stadt St. Sebastian de los Reyes ist schon gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut worden. Der Boden ist zwar ziemlich fruchtbar und könnte mancherlei Arten von Producten hervorbringen, allein die Einwohner bauen durchaus nichts anderes als Mais, weil sie hauptsächlich von ihren äußerst zahlreichen Viehheerden leben. Die Stadt ist mittelmäßig gebaut und man sieht ihr auf den ersten Blick

ihr hohes Alter an. Ohngeachtet ihrer angenehmen Lage ist der Aufenthalt daselbst dennoch sehr beschwerlich, wegen der unerträglichen Hitze, die daselbst herrscht. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf nicht mehr als 3,500 Seelen.

Die Stadt St. Philipp ist aus einem elenden Dörfchen durch die Thätigkeit und die Industrie seiner Einwohner eine ziemlich beträchtliche Stadt geworden. Der Boden ist in einem seltenen Grade fruchtbar und wird durch mehrere Flüsse und Bäche hinlänglich gewässert; übrigens herrscht daselbst bei sehr häufigen Regengüssen eine außerordentliche Hitze. Es wird daher außer einer geringen Quantität Baumwolle und Zucker eine sehr große Menge von Kakao, Indigo und Kaffee gebaut. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 6600 Seelen; wegen der heißen und feuchten Luft ist der Aufenthalt daselbst sehr ungesund. Die Stadt ist übrigens regelmäßig gebaut, hat gerade und breite Straßen und liegt in 10° 15′ nördlicher Breite.

Die Stadt Nirgua verdankt ihre Erbauung den in ihrer Nähe entdeckten Bergwerken, und ist, wie wir in dem ersten Kapitel gesehen haben, eine der ersten Städte, die in der Provinz Venezuela erbaut worden sind. Die umliegende Gegend ist sehr fruchtbar, allein die Luft daselbst ist äußerst ungesund und auch sogar die dasigen Eingebornen werden häufig von epidemischen Krankheiten hinweggerafft. Aus diesem Grunde haben sich niemals viele Weiße daselbst aufgehalten; die Anzahl derselben hat jedoch noch mehr abgenommen, seitdem die dasigen Sambo's von dem Könige für besondere geleistete Dienste den Titel: Sr. Majestät getreue Unterthanen, die Sambo's von Nirgua erhalten haben. Natürlicherweise mußten sich nunmehr alle Weißen, um Streitigkeiten und Zänkereien zu vermeiden, aus dieser Stadt entfernen, und es befinden sich heut zu Tage nur noch vier bis fünf

weiße Familien darin. Alle Stellen bei dem Cabildo werden mit Sambo's besetzt und nur allein der oberste Justizbeamte, der von dem Gouverneur der Provinz ernannt wird, ist ein Weißer. Die Stadt kommt aber auch täglich mehr und mehr in Verfall und die ohnehin alten Häuser werden immer baufälliger, ohne daß die Einwohner auf die Ausbesserung derselben bedacht sind. Die Anzahl dieser letztern beläuft sich auf 3200 Seelen.

Der Leser wird jedoch nicht wissen, was für eine Menschenclasse diese Sambo's sind, und ich muß ihm daher die nöthige Auskunft darüber geben. Ein Sambo ist das Product eines Negers mit einer Indianerin, oder eines Indianers mit einer Negerin; seine Farbe ist ohngefähr die nämliche, wie die der Kinder von Mulatten mit Negerinnen. Die Sambo's sind gut gebaut, nervig und im Stande alle Beschwerden abzuhalten, allein alle ihre Gedanken und Neigungen sind verdorben und lasterhaft. Der Ausdruck Sambo bedeutet in dem ganzen Lande einen vollendeten Taugenichts, einen Faullenzer, einen Trunkenbold, einen Betrüger, einen Dieb, und sogar auch einen Meuchelmörder. Alle diese Laster sind dieser Menschenclasse im hohen Grade eigen; unter zehn Verbrechen, die begangen werden, ist gewiß von neun ein Sambo der Thäter. Diese vollendete Immoralität wird weder bei den Negern, noch bei den Mulatten, noch bei irgend einer andern so wohl reinen als gemischten Menschenclasse gefunden, und die Sambo's sind wirklich eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Menschheit.

Die Stadt San-Carlos hat den ersten Missionarien von Venezuela ihre Existenz, der Thätigkeit und Industrie ihrer Einwohner aber ihre Schönheit und ihren Flor zu verdanken. Der größere Theil von ihren weißen Einwohnern besteht aus Spaniern von den Canarischen Inseln, und da diese aus keiner

andern Absicht ihr Vaterland verlassen, als um sich einen gewissen Wohlstand zu erwerben, so kommen sie alle mit dem festen Entschluß dahin, fleißig zu arbeiten und alles mögliche zu thun, um ihren Zweck zu erreichen. Ihr Beispiel erregt bei den Creolen Nacheiferung und dies muß nothwendig die heilsamsten Folgen für das Ganze haben. Die Viehheerden machen den größten Theil von dem Reichthum der Einwohner aus, und es giebt daselbst wirklich eine zahllose Menge von Rindvieh, Pferden und Maulthieren. Dabei aber wird auch die Cultur des Landes keinesweges ganz vernachlässigt; jedoch machen der Indigo und der Kaffee die vorzüglichsten Producte aus. Alle Arten von Früchten haben daselbst einen besonders guten Geschmack und unter diesen vorzüglich die Orangen, die in dem ganzen Lande berühmt sind. Die Hitze ist daselbst sehr groß und würde ohne die häufigen Nordost-Winde durchaus unerträglich seyn. Die Stadt ist groß und schön gebaut; sie liegt in 4°, 20′ der Breite, und die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 9500 Seelen.

Dies ist das Merkmürdigste, was sich über die Provinz Venezuela sagen läßt, und ich komme nunmehr zu der Statthalterschaft Cumana, welche die zweite im Range ist. Sie besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Provinzen, nämlich dem eigentlichen Cumana und Barcelona; die letztere kann jedoch nicht eigentlich eine besondere Provinz genannt werden, da sie, seitdem sie von den Indianern erobert worden ist, niemals eigene Statthalter gehabt hat.

Die Statthalterschaft Cumana wird gegen Norden und Osten von dem Meer begränzt, gegen Westen aber von dem Fluß Unare und gegen Süden von dem Orinoco, mit Ausnahme derjenigen Stellen, wo das linke Ufer dieses Flusses bewohnt ist; denn die Statthalterschaft Guiana erstreckt sich bis auf die Weite eines Kanonenschusses nordwärts von diesem

Flusse. Von dem Fluß Unare bis an die Stadt Cumana ist das Land sehr fruchtbar; von der Landspitze Araya aber ist die Küste bis auf eine Entfernung von 25 Stunden hin, äußerst dürr, sandigt und unfruchtbar und liefert durchaus nichts zum Gebrauch des Menschen als eine unerschöpfliche Menge von See- und Stein-Salz. Die Gegenden gegen den Orinoco hin taugen zu nichts als zur Viehzucht und hierzu werden sie auch wirklich gebraucht, denn es befinden sich daselbst die Viehheerden und Gestüte aus der ganzen Provinz.

Das ganze übrige Land ist außerordentlich fruchtbar. Alle Ebenen, alle Thäler und Hügel sind mit mannigfaltigen Producten und einer üppigen Vegetation überdeckt, allein es ist sehr merkwürdig, daß man den Besitz des Landes den wilden Thieren so wenig streitig macht, daß weder Tieger, Crocodille, noch auch Affen die geringste Furcht vor den Menschen haben. Überall bis an die Küste von Paria hin findet man in unermeßlicher Menge die kostbarsten Holzarten, als z. B. Guayac-, Mahagony-, Brasilien- und Campesche-Holz. Die Luft ist dabei mit den seltensten und schönsten Vögeln bevölkert. In den innern Gegenden der Provinz giebt es viele zum Theil sehr hohe Berge; der höchste darunter ist der Fumériquiri, der 935 Toisen über die Meeresfläche erhaben ist. In diesem Berge befindet sich die bei den Indianern so sehr berühmte Höhle Guacharo. Sie ist von unermeßlicher Größe und dient vielen tausend Nachtvögeln von einer neuen Art des Caprimulgus Linner's, deren Fett das bekannte Guacharo-Oel giebt, zum Aufenthalt. Sie liegt in einer majestätischen, außerordentlich fruchtbaren Gegend. Aus der Mündung der Höhle stürzt sich ein ziemlich großer Fluß heraus, und in dem Innern derselben hört man beständig das klägliche Geschrei der genannten Vögel. Die Indianer haben den Glauben, daß diese Jammertöne von den Seelen der Verstorbe-

nen herrührten, die sich alle in diese Höhle hinein begeben müßten, um durch sie in die andere Welt zu kommen. Die Erlaubniß hierzu erhielten sie jedoch nur, wenn sie in dieser Welt einen unsträflichen Lebenswandel geführt hätten; wäre dieses hingegen nicht der Fall gewesen, so müßten sie nach Verhältniß ihrer Vergehungen längere oder kürzere Zeit in dieser Höhle verweilen, und der finstere, unbequeme und schmerzhafte Aufenthalt daselbst erpreßte ihnen alsdann die Seufzer und Klagetöne, die man von außen hörte. Diese uralte Volkssage halten die Indianer für eine so ausgemachte Wahrheit, daß sie sich unmittelbar nach dem Tode ihrer Verwandten und Freunde an die Mündung dieser Höhle begeben, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa die Seelen derselben darin zurück gehalten worden sind. Wenn sie nun ihre Stimmen nicht zu erkennen glauben, so gehen sie in voller Freude wieder hinweg und feiern dieses glückliche Ereigniß durch charakteristische Freudentänze, wobei sie sich im höchsten Grade betrinken. Bilden sie sich hingegen ein, daß sie wirklich die Stimme des Verstorbenen in der Höhle gehört haben, so suchen sie ihren Schmerz ebenfalls durch berauschende Getränke und durch eine Art von Tänzen, wodurch sie ihre Verzweiflung ausdrücken, zu ersticken. Die Seele des Verstorbenen mag also ein Schicksal haben, welches sie wolle, so begehen seine Verwandten und Freunde die nämlichen Ausschweifungen, nur daß in beiden Fällen die Art der Tänze verschieden ist. Dieser Aberglauben ist bei allen nicht bekehrten Indianern in der Statthalterschaft Cumana und am Orinoco allgemein im Gange, und auch viele von denen, die wirklich bekehrt zu seyn scheinen, sind demselben noch fortdauernd ergeben. In einer Entfernung von 200 Stunden von der Höhle bedienen sich alle Indianer des Ausdrucks: in den Guacharo hinab steigen, der mit dem Worte: sterben, gleichbedeutend ist.

Die meisten Ortschaften in dieser Statthalterschaft liegen auf der westlichen Küste, wie z. B. Barcelona, Piritu, Clarinas u. s. w. Zwölf Stunden südostwärts von Cumana liegt das Thal Cumanacoa, in welchem sich die Tabackspflanzungen auf Rechnung des Königs befinden. Der Boden ist daselbst für diese Art von Producten so besonders geeignet, daß dem daselbst gewonnenen Tabak der Vorzug vor allem übrigen in Terrafirma gegeben wird. In der Nähe dieses Thales liegen einige indianische Dörfer, San-Fernando, Arenas und Aricagua, deren Boden außerordentlich fruchtbar ist, aber durchaus nicht benutzt wird. Weiter hin in dem Innern liegen die Thäler Carèpe, Guanaguana u. s. w. die ebenfalls sehr fruchtbar aber unbebaut sind.

Neuerlich scheint derjenige Theil der Küste an dem Meerbusen Paria, der sich von der Mündung des Guarapiche bis an die nördlichste Mündung des Orinoco erstreckt, von einem ganz neuen Leben beseelt zu werden. Es sind nämlich daselbst zwei neue Dörfer angelegt worden, Guiria und Guinima, die von Spaniern und Franzosen bewohnt werden, welche sich von der Insel la Trinidad, seitdem diese im Jahr 1797 von den Engländern in Besitz genommen worden ist, dahin geflüchtet haben. Aus den großen Fortschritten, die schon in diesem kurzen Zeitraume die Cultur des Landes daselbst gemacht hat, kann man mit Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß diese Gegend in wenigen Jahren die allerreichste im ganzen Lande werden wird. Freilich kommt auch den dasigen Pflanzern die Nachbarschaft der Engländer auf der Dreieinigkeitsinsel jetzt sehr zu statten; denn sie können nicht nur alle nöthigen Ackergeräthschaften und sonstigen Bedürfnisse um sehr wohlfeile Preise, und sogar häufig auch auf Credit von daher erhalten, sondern sie setzen auch ihre eingeerndteten Producte daselbst ab, ohne daß sie durch Abgaben und große Transportkosten daran

verhindert würden, und zwar für so hohe Preise, wie sie sie in keinem einzigen spanischen Hafen bekommen könnten. Es ist aber auch sehr zu vermuthen, daß die Regierung dieses einsehen, diese heimlichen Einverständnisse ferner dulden und von allen diesen neuen Niederlassungen auf der Küste Paria nicht eher Notiz nehmen wird, als bis dieselben Consistenz genug werden bekommen haben, um sich mit dem Mutterlande selbst in ein beträchtliches Handelsverkehr einlassen zu können.

Die ganze Stadthalterschaft Cumana wird in allen Richtungen von Flüssen und Bächen durchschnitten, die sich zum Theil gegen Norden in das Meer, zum Theil gegen Osten in den Meerbusen Paria ergießen, zum Theil aber auch südwärts fließen, und sich, nachdem sie die ganze Provinz bewässert haben, mit dem Orinoco vereinigen. Die Producte des Landes können daher nach Gutbefinden sowohl gegen Norden zu Barcelona und Cumana, als gegen Osten an dem Meerbusen Paria und gegen Süden auf dem Orinoco eingeschifft und versendet werden. Es ist kaum möglich, daß die Natur mehr für ein Land thun kann, als sie für dieses gethan hat, und wenn dasselbe demohngeachtet wenig Producte abwirft, so ist es nicht ihre Schuld, sondern die der Menschen. Was kann man aber auch von einer Volksmenge von ohngefähr 80,000 Seelen von jedem Alter, jeder Farbe und jedem Geschlecht erwarten, die auf einer so unermeßlichen Strecke Landes hin und wieder zerstreut lebt? Unter dieser Anzahl sind sogar auch die Indianer in den Missionen der Capuciner begriffen, deren Unterwerfung und Civilisation doch noch sehr schwankend und zweideutig ist. Diese Missionen befinden sich hin und wieder in dem Innern der Gebirge, und es gehört ganz der warme Eifer und die erprobte Geduld der Missionarien dazu, um mit den dasigen wilden Indianern auszukommen. Wenn aber die Provinz Cumana eine Million wirkliche Arbeiter besäße, so

würde sie dem Mutterlande eine eben so große Masse von Producten aller Art liefern, als dasselbe aus allen seinen übrigen Besitzungen zusammengenommen zieht; denn es giebt kein Land in der Welt, das einen so unaussprechlich fruchtbaren Boden mit einer so großen Bequemlichkeit, die gewonnenen Producte zu versenden, und mit einer in jeder Rücksicht so äußerst günstigen und vortheilhaften Lage verbindet, wie Cumana.

Die Stadt Cumana ist die älteste in ganz Terrafirma; sie wurde, wie oben gesagt, im Jahr 1520 von Gonzalo Ocampo erbaut und liegt in 10° 37′, 37° der Breite und in 60°, 30′ westlicher Länge von Paris. Sie ist nicht mehr als 53 Fuß über die Meeresfläche erhaben und der Thermometer von Reaumur steht daselbst im Julius bei Tag, gewöhnlich auf 23°, und bei Nacht auf 10°. Sie ist der Sitz der Regierung von den beiden Provinzen, woraus diese Statthalterschaft besteht. Der Gouverneur wird immer auf fünf Jahre ernannt und da er zugleich Vice-Patron ist, so ernennt er in dieser Eigenschaft zu allen erledigten Pfarrstellen und sonstigen geistlichen Aemtern, was außerdem nur ein Königl. Vorrecht ist. Als Subdelegirter des Intendanten hat er das Finanzfach in seiner Provinz, die Erhebung aller Gefälle und die Anordnung der gewöhnlichen Ausgaben zu besorgen. In allen militärischen Angelegenheiten hingegen, so wie in Rücksicht der politischen Verhältnisse mit den auswärtigen Colonieen hängt er von dem Generalcapitän zu Caracas ab; eben so ist er auch in Rücksicht auf die oberste Einrichtung der Finanzen und allen für den Handel zu treffenden Maaßregeln den Befehlen des Intendanten unterworfen.

Nordwärts von der Stadt Cumana befindet sich der Meerbusen Cariaco, von dem schon oben in dem Kapitel von der Chorographie des Landes Meldung geschehen ist. Der Fluß Mansanares umströmt die Stadt auf der Süd- und Westseite, und trennt sie

von der von den Guayqueres=Indianern bewohnten Vorstadt. Die Luft daselbst ist sehr gesund, obgleich niemals auch nur einigermaßen frisch. Wer daselbst wohnen will, muß sich entschließen, beständig die schrecklichste Hitze auszustehen. Die ganze Vertheidigung der Stadt besteht in einem dabei befindlichen Fort, das aber keine stärkere Garnison als 230 Mann Linientruppen und eine Compagnie von Artilleristen hat; in Kriegszeiten wird diese Besatzung durch Landmiliz verstärkt. Die Stadt hat nur eine einzige Pfarrkirche und außerdem besitzen noch die Dominikaner ein Kloster daselbst, so wie auch die Franziskaner.

Die Anzahl der Einwohner von Cumana von jedem Alter und jeder Farbe, beläuft sich auf 24,000 Seelen. Diese Anzahl ist heut zu Tage viermal stärker als sie es vor funfzig Jahren gewesen ist und nimmt noch täglich so außerordentlich zu, daß es in dem alten Bezirk der Stadt keine bequemen Orte für neue Häuser mehr giebt und man sich daher seit einiger Zeit genöthigt gesehen hat, sich auf dem linken Ufer des Mansanares, westwärts von dem Dorfe der Guayqueres anzubauen. Diese neuen Häuser belaufen sich schon gegenwärtig auf eine so große Anzahl, daß sie ein förmliches Dorf ausmachen; es ist durch eine Brücke mit der Stadt verbunden und die Einwohner haben sich im Jahr 1803 zu ihrer Bequemlichkeit eine eigene Kirche bauen lassen.

Die sämmtlichen Häuser in Cumana sind niedrig und nicht dauerhaft gebaut. Der Grund davon liegt in den häufigen Erdbeben, die man seit ohngefähr zehn Jahren daselbst gehabt hat und wodurch die Einwohner gezwungen worden sind, die Schönheit und Pracht der persönlichen Sicherheit aufzuopfern. Durch die heftigen Stöße, die man daselbst im December 1797 und im November 1799 auszuhalten hatte, wurden fast alle steinernen Gebäude umgeworfen, und die übrigen, die noch stehen blieben, so schrecklich beschä=

digt, daß sie gänzlich unbewohnbar wurden. Die Bevölkerung der Stadt besteht größtentheils aus weißen Creolen, die sehr viele natürliche Anlagen besitzen. Sie widmen sich sämmtlich irgend einer, und zwar ein jeder derjenigen nützlichen Beschäftigung, zu der er durch Geburt oder Vermögen bestimmt ist, und alle haben eine außerordentliche Vorliebe für das Land, worin sie geboren sind. Einige von ihnen legen sich auf den Ackerbau, eine weit größere Anzahl aber auf den Handel, die Schiffahrt und die Fischerei. Es giebt an der Küste von Cumana eine solche unermeßliche Menge von Fischen, daß sie in zahlloser Quantität daselbst eingesalzen und nach Caracas und in die andern Städte des Landes, vorzüglich aber nach den Inseln unter dem Winde verschickt werden, von welchen letztern die Einwohner Ackergeräthschaften aller Art, Lebensmittel und mancherlei verbotene Waaren dafür einzuführen pflegen. Unter den Handelsproducten, welche Cumana liefert, verdienen besonders die Cocosnüsse und das daraus gepreßte Oel genannt zu werden. Auch die Arzeneipflanzen würden eine wichtige Stelle darunter einnehmen, wenn die Einwohner eine gehörige Kenntniß davon besäßen, und sich nur einigermaßen auf die Zubereitung derselben verständen.

Die Stadt Cumanacoa (deren Name eigentlich was von Cumana ist bedeutet, weil wahrscheinlich die ersten Bewohner derselben aus Cumana herkamen), liegt mitten in dem Thale gleiches Namens, ohngefähr 14 Stunden südostwärts von Cumana. Ihre Bevölkerung beläuft sich auf 4200 Seelen und die Luft daselbst ist sehr gesund. Es fehlt dieser Stadt bloß an den nöthigen Armen, um sich durch die vortrefflichsten Producte in kurzer Zeit zu bereichern; denn der Erdboden, wenn man ihn nur einigermaßen anbaute, würde dieselben im größten Überfluß hervorbringen. Alle Früchte haben daselbst einen so vortrefflichen

Geschmack und einen so balsamischen Geruch, wie sie in wenigen andern Gegenden besitzen.

Die Stadt Cariaco liegt an dem Flusse dieses Namens. Ihre Bevölkerung beläuft sich nur auf 6500 Seelen, allein diese alle wissen ihre Zeit so zweckmäßig anzuwenden, daß überall in der ganzen Stadt ein großer Wohlstand herrscht. Die Baumwolle ist dasjenige Product, welches dem Boden derselben am angemessensten ist; sie übertrifft an Schönheit alle übrige, die in Terrafirma gebaut wird, und man kann rechnen, daß im Durchschnitt jährlich über 3000 Centner daselbst gewonnen werden. Auch bauen die Einwohner vielen Kakao und etwas weniges Zucker.

Die Stadt Neu-Barcelona, die von Don Juan Urpino zuerst erbaut worden ist, liegt in einer Ebene auf dem linken Ufer des Flusses Neveri, eine Stunde von der Mündung desselben. Sie befindet sich in 10° 10′ der Breite und ist von Cumana, wenn man auf dem Meer dahin fährt, nur 2 Stunden entfernt; zu Lande aber braucht man, wegen der über allen Begriff schlechten Wege, bei 20 Stunden dazu. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 14000 Seelen. Sie ist weder schön gebaut, noch angenehm gelegen. Ihre nicht gepflasterten Straßen, sind in der Regenzeit im höchsten Grade kothig, und in der trocknen Jahreszeit treibt jedes kleine Lüftchen ungeheure Staubwolken darin herum. Durch die große Menge von Schweinen, die daselbst gezogen werden, ist die Luft beständig mit einem häßlichen Gestank angefüllt und es entstehen hieraus häufig die gefährlichsten Krankheiten. In ganz neuern Zeiten hat jedoch der dasige Platzcommandant einige sehr zweckmäßige Maßregeln getroffen, um diese Quelle von Ansteckung zu verstopfen.

Die Landescultur wird zu Barcelona und in der ganzen umliegenden Gegend sehr vernachläßigt. Nur einige wenige von den umhergelegenen Thälern

sind angebaut, die übrigen alle, ob sie gleich nicht weniger fruchtbar sind, liegen wüst, und auch sogar die erstern liefern zusammengenommen nicht über 3000 Centner Kakao und eine geringe Quantität Baumwolle. Auch ist die Anzahl der Sclaven in dieser ganzen Gegend äußerst geringe; es giebt deren nicht mehr als 2000 auf einer Strecke Landes, wo 600,000 hinlängliche Beschäftigung fänden, und auch sogar von diesen Zweitausenden wird noch wenigstens die Hälfte zur häuslichen Bedienung gebraucht. Da die zu Barcelona gehörenden, unermeßlichen Ebenen eine ganz vortreffliche Viehweide hervorbringen, so mußten die Einwohner natürlicherweise sich vorzüglich mit der Viehzucht abgeben; dies ist auch lange Zeit hindurch wirklich der Fall gewesen, und sie haben sich besonders bei der Zucht des Rindviehes, wovon sie eine unermeßliche Quantität schlachteten, das Fleisch davon einsalzten und mit einem Gewinn von 100 Prct. in die benachbarten Inseln und nach der Havana schickten, sehr wohl befunden. Allein in neuern Zeiten haben die Räuberbanden, deren oben erwähnt worden ist, unter diesen Viehheerden eine solche Niederlage angerichtet, daß gegenwärtig die Provinz selbst Mangel daran leidet, und die Fleischbänke in den verschiedenen Städten oft nicht mit den nöthigen Vorräthen versehen werden können.

Die Stadt Conception del Pao verdankt ihren Ursprung den Einwohnern von Caracas, von der Insel la Trinidad, und der Insel Margaretha, die in den Ebenen am Orinoco, südwärts von Barcelona hin, große Viehheerden und Stutereien besaßen und sich nach und nach, um diese desto besser abwarten zu können, in der Nähe derselben häuslich niederließen. Hierdurch war schon im Jahr 1744 ein ansehnliches Dorf entstanden, und dieses ist heut zu Tage bei fortdauernder Zunahme mit den Vorrechten einer Stadt versehen worden. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich nur auf 2300 Seelen, allein diese

befinden

befinden sich wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes in einem sehr großen Wohlstande. Sie bauen um sich herum alle diejenigen Producte, die zu ihrem Unterhalt und zu ihrer Bequemlichkeit dienen, in hinlänglicher Menge; ihr vorzüglichster Reichthum besteht aber in Thieren aller Art, die sie auf dem Fluß Guarapiche oder auch auf dem Orinoco nach der Insel la Trinidad verschicken. Die Sadt hat sehr gutes Wasser und eine gesunde Luft; man hat daselbst außer der unmäßigen Hitze keine andere Unbequemlichkeiten als die Ueberschwemmungen, die durch starke und lang anhaltende Regengüsse verursacht werden.

Ich komme nunmehr auf die Stadthalterschaft der Insel Margaretha, die dem Range nach die dritte ist. Diese Insel, die in 10° 56′ der Breite und zwischen dem 66sten und 67° der westlichen Länge von dem Meridian von Paris an gerechnet liegt, ist in ehemaligen Zeiten besonders wegen der Perlenfischerei berühmt gewesen, von der sie auch ihren Namen erhalten hat. Sie liegt gegen Norden von Terrafirma und ist von diesem Lande nur durch einen acht Stunden breiten Arm des Meeres getrennt. Sie wurde im Jahr 1498 von Columbus entdeckt und im Jahr 1524 vom Kaiser Carl V. einem gewissen Villalobos als förmliches Eigenthum geschenkt. Die Bevölkerung derselben nahm nach und nach so beträchtlich zu, daß der Neid der Holländer dadurch erregt wurde; sie griffen daher im Jahr 1662 die Insel feindlich an, verbrannten die ganze Stadt und zerstörten das Fort, das zur Vertheidigung derselben erbaut worden war. Dieses harte Schicksal war mehr als hinreichend, um den Flor der Insel gänzlich und auf immer zu zernichten; denn nach der Beschaffenheit ihres Bodens kann dieselbe niemals etwas anders als eine sehr unbedeutende Besitzung seyn. Anstatt der vegetabilischen Erde ist sie mit einer fast fußdicken Lage von Sand bedeckt, der mit einer Menge verwitterter Madreporen vermischt

ist. Es läßt sich daher von der Cultur daselbst nur äußerst wenig erwarten; sie schränkt sich auch wirklich ganz allein auf einige Baumwollenstauden und eine geringe Quantität Zuckerrohr ein, welche beide Producte aber nicht einmal zur Consumtion auf der Insel selbst hinreichend sind. Dagegen aber ist sie durch ihre Lage von außerordentlicher Wichtigkeit und muß für jede See- und Handelsmacht eine wirkliche beneidenswerthe Besitzung seyn; denn da sie nur durch einen Zwischenraum von acht Stunden von Terrafirma getrennt ist, und im Winde von allen Provinzen dieses Landes liegt, so würde sie bei einer freien und uneingeschränkten Handelsverfassung ohnfehlbar der allgemeine Mittelpunct des ganzen Handels von Cumana, Barcelona, Caracas, la Goayre und allen Städten im Innern werden. Die Insel la Trinidad, hat eine weniger günstige Lage und dennoch unterhält sie mit den Spaniern einen äußerst lebhaften Schleichhandel und setzt hierdurch eine fast unglaubliche Menge von Waaren ab. Außer diesen Vortheilen gewährt aber der Besitz der Insel Margaretha auch noch andere nicht weniger wichtige. Sie bildet nämlich, wie schon gesagt, den Canal, der sie von Terrafirma trennt; dieser Canal ist jedoch nicht in seiner ganzen Breite von acht Stunden schiffbar, sondern durch die in der Mitte desselben liegende Insel Coche bleibt dem Seefahrer nur ein schmaler Weg auf der Seite von Margaretha und ohngefähr zwei Stunden von dieser Insel übrig, durch den er schlechterdings hindurchfahren muß. Alle Fahrzeuge, die aus Europa, oder überhaupt vom Winde herkommen, und nach Cumana, Barcelona und la Goayre gehen, müssen daher nothwendigerweise an der südlichen Küste von Margaretha hinsegeln. Sollten nun unglücklicherweise die Feinde von Spanien sich dieser Insel einmal bemächtigen, so würde nicht nur der ganze Handel von Terrafirma mit Europa sondern auch aller Verkehr

mit den benachbarten Inseln gänzlich dadurch gehemmt werden, und ein unternehmender Feind würde noch überdies durch den Besitz von Margaretha die beste Gelegenheit haben, um militärische Unternehmungen gegen irgend einen Theil von Terrafirma auszuführen. Aus allem diesem sieht man, wieviel Spanien an dem Besitz der Insel Margaretha gelegen seyn muß, und zwar nicht wegen des unmittelbaren Vortheils, den es aus derselben zieht, sondern wegen des unermeßlichen Schadens, der daraus entstehen würde, wenn sie in andere Hände fiele. Dies ist auch der Grund, warum man aus dieser Insel eine eigene Stadthalterschaft gemacht hat, und warum man daselbst in Kriegszeiten alle möglichen Anstalten trifft, um immer bereit zu seyn, jeden feindlichen Anfall siegreich zurückzuschlagen.

Auf der ganzen Küste von Margaretha giebt es nur drei Häfen. Der erste und vorzüglichste ist der Hafen Pampatar auf der südöstlichen Küste; der zweite heißt Pueblo de la Mar und liegt eine Stunde von jenem entfernt; der dritte liegt auf der nördlichen Küste und führt auch wirklich den Namen Pueblo del Norte, oder das nördliche Dorf. Bei jedem dieser Häfen ist ein Dorf, worunter jedoch Pampatar das bedeutendste ist. Hier befinden sich auch alle Festungswerke, die man zur Vertheidigung der Insel für nöthig gehalten hat. Die Hauptstadt der ganzen Insel heißt Assomption und liegt beinahe in dem Mittelpunkt derselben. Außerdem giebt es noch drei andere Dörfer auf der Insel, die nach den Thälern, worin sie liegen, genannt werden, nämlich die Thäler von St. Johann, von la Margaretha und von Los Robles oder das Eichenthal. Die ganze Bevölkerung der Insel besteht in 14000 Seelen, worunter sich 5500 Weiße, 2000 Indianer und 6500 Sclaven und Freigelassenen befinden. Da die Cultur auf der Insel so äußerst unbedeutend ist, so kann man

nur allein von der Industrie ihrer Einwohner sprechen. Der vorzüglichste Gegenstand derselben ist der Fischfang auf der mitten im Canal gelegenen Insel Coche. Er wird ausschließend von den Indianern auf Margaretha getrieben, die sich zu diesem Ende drei Monate des Jahres daselbst aufhalten und für den geringen Lohn von einem Real täglich und einer bestimmten Portion Mais-Brod dieses Geschäft besorgen. Im Jahr 1803 hatten fünf Privatpersonen von Margaretha diesen Fischfang in Pacht genommen; es werden dabei so viele Schildkröten und eine so unermeßliche Menge von Fischen aller Art gefangen, daß ein großer Theil des festen Landes und alle benachbarten Inseln damit versorgt werden.

Außerdem werden aber auch auf der Insel mehrere sehr schöne Baumwollenzeuge verfertigt, und besonders viele Strümpfe, die so außerordentlich fein sind, daß sie bloß zu einem Gegenstand des Luxus dienen und daher auch äußerst theuer sind. Es giebt auf der Insel eine so zahlreiche Menge von Papageien und andern seltenen Vögeln, daß kein fremdes Schiff aus einem Hafen derselben ausläuft, ohne einen beträchtlichen Vorrath davon an Bord zu haben. Auch wird daselbst sehr viel Federvieh gezogen und es ist fast die einzige Erwerbsquelle der Armen, Hühner und Truthähne aufzuziehen und sie nach den benachbarten Inseln zu verkaufen.

Die vierte Stadthalterschaft ist die von Maracaïbo, die ursprünglich einen Theil von der Provinz Venezuela ausgemacht hat. Von Osten nach Westen hat sie keine sehr bedeutende Ausdehnung, allein gegen Süden erstreckt sie sich auf 100 Stunden Wegs weit und bis an die Gränzen des Königreichs Santa-Fé. Gegen Westen hat sie die zum Königreich Grenada gehörige Stadthalterschaft Rio de la Hacha zur Gränze, gegen Norden das Meer und gegen Osten die Provinz Venezuela.

Bis auf eine gewisse Entfernung von der Hauptstadt hat diese Stadthalterschaft, einen sehr undankbaren Boden. Das ganze östliche Ufer des Sees ist dürre, ungesund und bloß mit Opuntien und Fackeldisteln bedeckt; keine andere Art von Producten kommt daselbst fort, und auch der Mensch kann sich nicht lange daselbst erhalten. Auf dem westlichen Ufer fängt der Boden erst in einer Entfernung von 25 Stunden südwärts von der Hauptstadt an, fruchtbar zu werden. Alles hingegen was südwärts von dem See liegt, ist so äußerst fruchtbar, daß es auch dem besten Landstrich in ganz Süd-Amerika nichts nachgiebt. Es fehlt daselbst, wie in so vielen andern Districten, nur an Händen, um diese Provinz in einen äußerst blühenden Zustand zu versetzen, und um jährlich so viele Producte aller Art zu liefern, daß zwei tausend Schiffe, jedes von 300 Tonnen, kaum im Stande wären sie auszuführen.

Die Stadt Maracaïbo liegt in 10°, 30′, der Breite und in 74° 6′ westlicher Länge, an dem linken Ufer von dem See dieses Namens, und sechs Stunden von dem Meer entfernt; das Clima muß daselbst nothwendig sehr heiß seyn, da nur selten ein Landwind weht, es noch seltener regnet und das Land von keiner Art von fließendem Wasser bewässert wird. Die Hitze ist auch daselbst vom März bis in den October ganz außerordentlich stark; im Julius und August aber ist sie wirklich ganz unerträglich, und die Luft, die man in dieser Zeit einathmet, scheint aus einem glühenden Ofen zu kommen. Das einzige Mittel, den nachtheiligen Wirkungen dieser calcinirenden Atmosphäre zuvorzukommen, besteht darin, daß sich die Einwohner sehr fleißig in dem See baden und dadurch ihr erhitztes Blut wieder einigermaßen abkühlen. Ohngeachtet dieser schrecklichen Hitze ist aber dennoch der Aufenthalt zu Maracaïbo keineswegs ungesund und es herrschen durchaus keine endemischen Krankheiten

daselbst. Wenn einmal der Mensch an die Hitze des dasigen Clima's gewöhnt ist, so genießt er daselbst einer so guten und noch bessern Gesundheit, als an vielen andern Orten, wo die Hitze bei weitem nicht so groß ist. Sehr häufig brechen zu Maracaïbo die allerfürchterlichsten Gewitter aus. Der Donner hört dabei nicht einen Augenblick auf fürchterlich zu toben, und der Blitz schlägt auch häufig ein und richtet große Verwüstungen an. So schrecklich und verheerend aber auch diese Gewitter sind, so müssen die Einwohner sie dennoch herbei wünschen; denn wenn sie ausbleiben, so treten Erdbeben an ihre Stelle, die noch weit schrecklichere Verwüstungen anrichten. Mit jenen Gewittern sind oft so schreckliche Regengüsse verbunden, daß das Wasser stromweise und mit dem reissendsten Ungestüm durch die Stadt hindurch fließt, alles, sogar auch Bäume mit sich fortreißt und selbst auch an den Häusern großen Schaden anrichtet.

Viele Häuser zu Maracaïbo sind mit Kalk und Sand, und mit vielem Geschmack erbaut, allein ohngeachtet aller von der Regierung desfalls getroffenen Maaßregeln, ohngeachtet des Ueberflusses an Bauholz und des wohlfeilen Preises der Ziegel, und ohngeachtet der häufigen Feuersbrünste, die daselbst nicht selten in kurzer Zeit ganze Straßen in Asche legen, beharren dennoch wenigstens zwei Drittheile der Einwohner auf der herkömmlichen Meinung, daß die Häuser durch die Deckung mit Ziegeln wahre Glühöfen werden, in denen man es ohne Nachtheil seiner Gesundheit nicht aushalten kann; sie behalten daher immerfort die Gewohnheit bei, auch die größten und schönsten Häuser mit einer Art von Schilfrohr zu decken, das an den Ufern des Sees häufig wächst. Viele Einwohner erbauen sogar ihre Häuser ganz und gar von diesem Rohr, was nicht nur der Stadt ein unangenehmes Ansehn giebt; sondern wodurch auch die Feuersgefahr beträchtlich vergrößert wird.

Da es in der ganzen Stadt keine Art von Brunnen und auch in der ganzen umliegenden Gegend keinen Fluß giebt, so bleibt den Einwohnern nicht anders zu trinken übrig, als das Wasser des Sees, das einen widrigen Geschmack hat, aber nicht ungesund ist. In den Monaten März und April halten jedoch die eintretenden Landwinde das Meerwasser ab in den See hineinzufließen, und dadurch wird das Wasser in demselben so fauligt, daß es durchaus nicht mehr trinkbar und äußerst ungesund ist. Die Reichen halten sich deshalb Cisternen in ihren Häusern, um das Regenwasser darin aufzufassen; die weniger Reichen haben zu diesem Zwecken beständig große besonders dazu eingerichtete Gefäße in Bereitschaft, allein die Armen können diese ganze Zeit hindurch ihren Durst auf keine andere Art stillen, als daß sie Löcher in die Erde graben, damit sich das durchsickernde Seewasser darin sammeln kann.

Nach einer im Jahr 1801 vorgenommenen Volkszählung befanden sich 22000 Einwohner zu Maracaïbo, allein durch die Ankunft der Spanier, die sich von St. Domingo wegen der dasigen Unruhen wegflüchteten, wurde diese Anzahl bis auf 24000 erhöht. Die gesammten Einwohner werden in vier Classen abgetheilt, nämlich in Edelleute, in bürgerliche Weiße, in Sclaven und in Freigelassene. Die adelichen Familien sind diejenigen, die von den ersten Eroberern des Landes oder von einem Gouverneur der Provinz oder auch von irgend einem andern königlichen Beamten abzustammen behaupten; denn eine von dem König ausgefertigte Bestallung zu irgend einem Amte gilt in dem ganzen spanischen Amerika eben so viel wie ein wirklicher Adelsbrief. Solcher vornehmen Familien giebt es zu Maracaïbo über dreißig, allein es ist traurig, daß sie sich sämmtlich mit dem Glück gänzlich entzweit zu haben scheinen; denn die Güter, die sie vormals mögen besessen haben, sind durch Processe, oder auch

vielleicht durch die frühern Einfälle der noch nicht besiegten Indianer gänzlich aus ihren Händen verschwunden. Sehr wenige unter ihnen befinden sich auch nur in einem mittelmäßigen Wohlstande, bei den meisten herrscht ein außerordentlicher Grad von Armuth und Elend. Sobald aber ein Spanier einmal in Armuth versunken ist, so ist er es auch auf die ganze Dauer seines Lebens, denn er rechnet sich die Arbeit zur Schande an, Faulheit und Unthätigkeit sind seine Lieblingsneigungen, und er bietet daher lieber heldenmüthig dem drückendsten Mangel und der quälendsten Armuth Trotz.

Die nichtadelichen Weißen sind theils geborne Europäer, theils Creolen. Diese Classe von Einwohnern lebt am anständigsten und mit der meisten Bequemlichkeit; sie ist aber auch die einzige, die arbeitet und sich mit der Kultur des Landes, dem Handel, der Schiffahrt, dem Fischfang und dergleichen abgiebt. Die Anzahl der Sclaven zu Maracaïbo ist sehr geringe und beläuft sich nicht auf 5000 Seelen. Auch Freigelassene giebt es nicht in großer Menge daselbst, diese treiben alle Arten von Handwerken, sie sind Tischler, Schneider, Schuster, Maurer u. dgl. Da die Einwohner von ihrer frühesten Kindheit an theils zum Vergnügen, theils des Fischfang's wegen beständig auf dem See herumfahren, so bekommen sie sehr frühzeitig eine entschiedene Neigung zur Schiffahrt. Weil sie aber in reifern Jahren zu Hause nicht Gelegenheit genug finden, diese zu befriedigen, so begeben sie sich Schaarenweise nach Porto-Cavello, la Goayre und in andere Seehäfen, wo sie nicht nur den Küstenhandel treiben, sondern auch große Reisen in andere Welttheile antreten, und sogar auch in Kriegszeiten auf Kaperschiffen Dienste nehmen; überall aber stehen sie in dem Ruf von sehr guten Soldaten und vortrefflichen Matrosen. Diejenigen unter ihnen, die sich nicht dem Seewesen widmen wollen, legen Stutereien an, oder besorgen die ihrer Eltern. Die unermeßliche Anzahl

von Thieren aller Art, womit die Savannen von Maracaïbo, oder die ausschließlich zu Viehweiden bestimmten Gegenden, bedeckt sind, beweis't die große Erfahrung und Geschicklichkeit, welche die Einwohner in dieser Art von Geschäften erlangt haben. Es ist nämlich zu bemerken, daß es in den Savannen von Maracaibo weit schwerer ist, die Viehzucht mit glücklichem Erfolg zu treiben, als in allen andern Gegenden des Landes, weil aus Mangel an Flüssen und Seen immer ein großer Theil der Heerden in Zeiten von lang anhaltender Dürre um's Leben kommt.

Außerdem haben auch die Einwohner von Maracaïbo einen hellen Verstand und eine vorzügliche Anlage zu Kenntnissen und Wissenschaften; sie machen daher auch, ohngeachtet der dasigen schlechten Schulanstalten, wesentliche Fortschritte darin. Wenn ich aber bis hierher den Einwohnern von Maracaïbo das Zeugniß gegeben habe, daß sie Thätigkeit, Muth und geistige Anlagen besitzen, so ist dies auch alles, was sich zu ihrem Vortheil sagen läßt. Dagegen wirft man ihnen mit Recht vor, daß sie ihrem gegebenen Worte selten treu bleiben und sich auch sogar durch ihre Namens-Unterschrift nicht für gebunden halten, wenn sie nicht durch richterlichen Ausspruch dazu gezwungen werden. Alle Fremden, die Geschäfte wegen nach Maracaïbo kommen, wollen diese daher lieber mit den dasigen Frauenspersonen abschließen als mit den Männern, weil bei jenen weit mehr Treue und Rechtlichkeit zu finden ist. Überhaupt zeichnen sich die Frauenspersonen zu Maracaïbo in jeder Rücksicht aus; in ihrer Jugend sind sie Muster von Bescheidenheit und guter Zucht und in ihrem Ehestande sind sie treue Gattinnen und vortreffliche Mütter. Die Besorgung des Hauswesens und die Erziehung der Kinder füllt ihre ganze Zeit aus und sie kennen vor und nach ihrer Verheirathung keine andere Art von Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten als die Musik. Ihr Lieblingsin-

strument ist die Harfe und es giebt wenig Häuser in der ganzen Stadt, in denen man nicht täglich Abend's und an den Sonn- und Feiertagen die harmonischen Töne dieses Instruments hören kann.

Der Gouverneur von Maracaïbo hat den nämlichen Wirkungskreis wie der zu Cumana, und genießt dafür auch die nämliche Besoldung.

Eine andere merkwürdige Stadt in dieser Provinz ist Mérida, die im Jahr 1558 von Johann Rodriguez Suarez, unter dem Namen Santiago de los Caballeros erbaut worden ist, und in einem drei Stunden langen aber höchstens drei Viertelstunden breiten Thale liegt. Durch dieses Thal fließen drei kleine Flüsse, die sich in einer geringen Entfernung von Mérida mit einander vereinigen und alsdann einen beträchtlichen Fluß ausmachen. Alle diese Flüsse sind jedoch nicht schiffbar wegen ihres reißend schnellen Falles und weil ihr Bett sich bald durch enge Gebirgsschluchten hindurch windet, bald aber durch Felsenklippen versperrt wird, welche förmliche Wasserfälle bilden, über die kein Schiff, ohne zerschmettert zu werden, hinwegfahren kann. Daher leisten diese Flüsse der Gegend von Mérida keinen andern Nutzen, als daß sie die Kultur des Landes befördern, und diesen Vortheil wissen auch die Einwohner mit lobenswerther Thätigkeit zu benutzen. In einiger Entfernung von der Stadt sind sehr beträchtliche Pflanzungen von Zucker, Kakao und Kaffee. Die nächste Gegend um Mérida aber ist mit allen Arten von Lebensmitteln, mit Waizen, Gerste, Manjoc, Mais, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Gemüsen aller Art u. dergl. ganz überdeckt. Alle diese Producte sind daher in der größten Menge daselbst vorhanden und auch der Arme kann sie um einen sehr geringen Preis bekommen. Das Fleisch ist vortrefflich und ebenfalls sehr wohlfeil.

Das Clima zu Mérida ist sehr veränderlich und es herrschen daselbst fast täglich alle vier Jahreszeiten;

durch diese schnelle und häufige Veränderung der Witterung müssen daher auch nothwendig viele Krankheiten entstehen. Die Stadt ist der Sitz eines Bisthums und eines Capitels. Auch ist ein Collegium dort, worin die Kinder im Lesen und Schreiben, die erwachsenere Jugend aber in der Philosophie, der Theologie, dem kanonischen und dem bürgerlichen Rechte unterrichtet wird. Man hatte vor einiger Zeit den Plan, dieses Collegium zu einer Universität erheben zu lassen, um den Doctorhuth nicht mehr in so weiter Ferne zu Santa-Fé oder zu Caracas, holen zu müssen; allein bis jetzt hat die Einwilligung des Königs noch nicht erlangt werden können.

Die Stadt liegt in 8° 10′ der Breite und in 73° 45′ der Länge. Die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 11,500 Seelen von allen Classen und Farben. Die Weißen sind daselbst lange Zeit hindurch in zwei Parteien getheilt gewesen, nämlich in die Serrada's und die Guaviria's, welches die Namen der ersten Erbauer der Stadt waren; diese beiden Männer hatten einen tödlichen Haß auf einander geworfen und ihre Nachkommen haben denselben so beharrlich fortgesetzt, daß er sogar noch heut zu Tage nicht ganz erloschen ist, ob er gleich seit einer Reihe von Jahren nicht mehr, wie sonst häufig geschah, in helle Flammen ausbricht. Die gegenseitige Erbitterung dieser beiden Familien hat sowohl der Bevölkerung der Stadt als auch der Cultur des Landes den wesentlichsten Schaden zugefügt. Außerdem zeichnen sich die Weißen zu Mérida durch einen offenen Verstand, einen freimüthigen Charakter und eine große Arbeitsamkeit aus; sie beschäftigen sich alle entweder mit der Cultur des Landes oder mit der Viehzucht, oder widmen sich auch, und zwar mit dem besten Erfolg, den Wissenschaften. Die farbigen Einwohner legen sich auf mancherlei Künste und Handwerke und bringen es in diesen zu einem hohen Grad von Vollkommenheit. Unter andern verfer-

tigen sie von inländischer Wolle eine Art Teppiche, die eine Elle lang und eine halbe Elle breit, mit mancherlei Blumen verziert und mit einer so schönen, aus selbst gebauten Pflanzen gezogenen rothen, grünen, blauen und gelben Farbe gefärbt sind, daß sich dieselbe wie die aus unsern besten Fabriken immer frisch und lebendig erhält. Aus dieser allgemeinen Thätigkeit und Industrie der Einwohner kann man von selbst und ohne daß ich es anzuführen brauche, den Schluß ziehen, daß ein großer Wohlstand in der Stadt herrschen und die Anzahl der Armen und Bettler daselbst sehr geringe seyn muß.

Keine Stadt in ganz Terrafirma hat aber von ihrem ersten Ursprunge an so schnell zugenommen und durch Fleiß und Arbeitsamkeit ihrer Einwohner einen so hohen Grad von Wohlstand erlangt als Truxillo. In dem ersten Jahrhundert nach ihrer Erbauung besaß sie schon eine Menge der prächtigsten Gebäude, die jeder europäischen Stadt würden Ehre gemacht haben, und es war zu erwarten, daß die Stadt noch fortdauernd immer blühender werden würde. Allein im Jahr 1678 fiel der französische Flibustier, Grammont, mit einer Handvoll Leute in die Provinz Venezuela ein, und durchstreifte sie in allen Richtungen mit der größten Kühnheit. Natürlicherweise mußte der Reichthum von Truxillo seine Habsucht ebenfalls rege machen; wirklich konnte ihn auch weder ihre Entfernung von achtzig Stunden von dem Hafen, wo er gelandet hatte, noch die schlechten Wege, noch die schreckliche Hitze, noch auch die Gefahr von den Truppen des Landes auf dem Marsche aufgerieben zu werden, von seinem Entschluß, diese Stadt zu plündern, abbringen. Was für jeden andern Menschen ein hinreichender Grund gewesen seyn würde, von einem gefaßten Plane abzustehen, war für die Flibustier nur ein desto

stärkerer Antrieb ihn auszuführen; sie verschmähten jede Unternehmung, die nicht mit ausgezeichneter Gefahr verbunden war, und wenn man sie nicht Helden nennen kann, weil nur Beute und nicht Ruhm ihr Zweck war, so sind sie doch zuverläßig die berühmtesten Räuber, die es jemals gegeben hat. Grammont marschirte wirklich nach Truxillo, ermordete oder verjagte alle dasigen Einwohner, plünderte die Stadt rein aus und verwandelte sie mit allen ihren prächtigen Gebäuden in einen Aschenhaufen. Noch heut zu Tage sind die vielen vorhandenen Ruinen ein sprechender Beweis von dem, was die Stadt ehemals muß gewesen seyn. Seit dieser unglücklichen Epoche hat sich dieselbe nie mehr zu dem vorigen Glanz und Wohlstand empor schwingen können, allein wegen ihres äußerst gesunden Clima's und wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens haben sich dennoch nach und nach wieder so viele Einwohner dahin gezogen, daß sich die Anzahl derselben gegenwärtig auf 7600 beläuft.

Die Stadt liegt zwischen zwei Bergen und hat die Gestalt eines Sarges. Die umliegende Gegend bringt Zucker, Kakao, Indigo, Kaffee und überhaupt alle Arten von Producten der heißen Zone, so wie auch verschiedene der gemäßigten Zonen hervor. Der Waizen ist daselbst von einer vorzüglichen Güte, und da er in beträchtlicher Menge gebaut wird, so macht er einen bedeutenden Handelsartikel aus. Überhaupt sind aber die Einwohner von Truxillo äußerst fleißig und arbeitsam und suchen aus ihrem Boden allen möglichen Nutzen zu ziehen. Viele von ihnen legen sich jedoch auch auf die Zucht der Schaafe und Ziegen; die Hammel sind daselbst weit größer als in dem ganzen übrigen Lande und ihr Fleisch ist auch wohlschmeckender. Aus

der Wolle werden verschiedene Arten von Zeugen verfertigt, die mit dem größten Vortheil verkauft werden. Die Frauenspersonen zu Truxillo zeichnen sich ebenfalls durch Thätigkeit und Industrie aus. Besonders verfertigen sie eine ungeheure Menge von Zuckereingemachtem und durch diesen dem Anschein nach geringen Erwerbszweig verdient besonders die ärmere Classe, die in allen andern Städten nicht weiß, auf welche Art sie ihre Existenz erhalten soll, ihren reichlichen Unterhalt.

Die fünfte und letzte Statthalterschaft ist die von Varinas. Erst im Jahr 1787 ist die Stadt dieses Namens von der Statthalterschaft Maracaïbo getrennt worden, um die Hauptstadt einer eigenen Statthalterschaft auszumachen, die auf Kosten der von Venezuela und Maracaïbo errichtet worden ist. Die Regierung hat sich zu dieser Einrichtung aus dem Grunde genöthigt gesehen, weil dieser Theil des Landes, der in den neuern Zeiten so auffallend zugenommen hat, mit leichter Mühe vermittelst der schiffbaren Flüsse, die durch denselben hindurch fließen, und sich in den Orinoco ergießen, feindlich überfallen werden kann. Die Stadt Varinas hat deshalb auch eine Besatzung von einer 77 Mann starken Compagnie Linientruppen erhalten, und außerdem ist auch daselbst die Landmiliz wie in den übrigen Provinzen eingerichtet worden.

Die Stadt Varinas ist in den meisten europäischen Handelsstädten durch die vorzügliche Güte ihres Tabacks berühmt; es ist jedoch ein bloßes Vorurtheil, daß man ihn jedem andern Taback vorzieht, denn er muß im Grunde dem, der an mehreren anderen Orten, besonders aber zu Cumanacoa in der Provinz Cumana gewonnen wird, an Güte weit nachstehen. Das Vorurtheil für denselben ist jedoch so groß, daß

jeder Ballen Taback, der unter einem andern Namen als Varinas nach Amsterdam oder Hamburg kommt, er mag auch übrigens noch so vortrefflich seyn, um wenigstens 20 bis 25 Procent wohlfeiler verkauft wird. Da aber die Spanier einmal wissen, daß die Kaufleute im nördlichen Europa nur nach der Aufschrift und nicht nach der innern Güte urtheilen, so wird aller Taback aus diesen Provinzen, er mag gewachsen seyn wo er wolle, unter dem Namen Varinas fortgeschickt, und der europäische Käufer wird zwar betrogen, aber verliert im Grunde nichts dabei. Es ist jedoch auch noch zu bemerken, daß sich die Pflanzungen von dem meisten Taback, der ausgeführt wird, wirklich zu Varinas befinden; von allem übrigen aber, der in andern Gegenden wächst, wird nur derjenige Theil, der bei besonders reichen und ergiebigen Erndten nicht im Lande selbst verbraucht werden kann, in's Ausland geschickt, und man wählt dazu immer sorgfältig die allervorzüglichsten Sorten aus.

Die Provinz Varinas scheint durch ihre Lage und durch die Güte ihres Bodens von der Natur bestimmt zu seyn, eine große Rolle im Handel zu spielen. Der Zucker, der Kaffee, der Indigo, die Baumwolle und überhaupt alle Producte der heißen Zone gedeihen daselbst vortreflich und sind von vorzüglicher Güte. Ehemals glaubten die Einwohner, die sich einzig und allein mit dem Tabaksbau abgaben, daß ihr Boden keine andere Producte hervorbrächte; allein heut zu Tage ist dieses Vorurtheil verschwunden und man pflanzt mit dem glücklichsten Erfolg alle Arten von Producten, wovon der größte Theil zu Wasser nach Guiana verschickt wird. Außerdem wird auch in dieser Provinz die Viehzucht sehr stark getrieben und besonders die Zucht des Rindviehes und der Maulthiere, die zum Theil im Lande selbst verbraucht, zum Theil aber auf

dem Orinoco ausgeführt werden. Die Stadt Varinas hat ohngefähr 10,000 Einwohner und die Luft daselbst ist sehr rein und gesund, obgleich der Thermometer von Reaumur selten unter 24° steht. Sie liegt in 7°, 40′ der Breite und ist hundert Stunden südostwärts von Caracas entfernt.

Die zweite Stadt in dieser Statthalterschaft ist San-Jayme, die erst seit kurzer Zeit ein Cabildo erhalten und folglich zur Stadt erhoben worden ist. Zu diesem Vorzug ist sie jedoch weder durch ihre Volksmenge noch durch eine besondere Landes-Cultur berechtigt. Sie hat eine sonderbare, aber nichts weniger als angenehme Lage, denn sie ist mit vielen, mehr oder weniger beträchtlichen Flüssen umringt, die sich in ihrer Nähe vereinigen, um sich ohngefähr 12 Stunden weiterhin in den Apuro zu ergießen; gegen die jährlichen Ueberschwemmungen dieser Flüsse aber wird sie nur allein durch ihre Lage auf einem Sandhügel geschützt. Daher ist sie auch drei bis vier Monate des Jahres hindurch ganz von Wasser umringt, so daß die Einwohner nicht anders als in Kähnen aus derselben heraus und wieder hinein kommen können. Die übrige Zeit des Jahres hindurch kann der sandigte und trockene Boden zu weiter nichts als zu Viehweiden gebraucht werden. Dieser Armuth der Natur entspricht auch das Aeußere der Stadt und die Einwohner leben in einem ziemlichen Grade von Dürftigkeit.

Die Stadt San-Fernando verdankt ihre Existenz dem Vorzug, den ehedem die Einwohner von Guanare der Viehzucht vor dem Ackerbau gegeben haben, und wodurch ihre Savannen bald bis nahe an die Stadt mit Heerden bedeckt worden sind. Mit der zunehmenden Bevölkerung mußten folglich alle diejenigen, die neue Stutereien anlegen wollten, das dazu taugliche Land in einer weitern Entfernung suchen.

Sie

Sie zogen sich daher gegen Süden und wählten hierzu das rechte Ufer des Apure, dessen reiche und vortrefliche Viehweiden ihrer Wünschen vollkommen entsprechen. Als sich ihre Anzahl nach und nach beträchtlich vermehrt hatte, trugen sie darauf an, daß sie eine eigene Pfarrkirche erhielten, und nicht lange nachher verlangten sie auch, daß ihr Dorf die Vorzüge einer Stadt erhalten sollte, was ihnen auch wirklich gegen alles Vermuthen gewährt wurde.

Das ganze Vermögen aller Einwohner besteht allein in großen Heerden von Rindvieh und Maulthieren; mit der Cultur des Landes beschäftigen sie sich wenig. Das Clima daselbst ist heiß, aber sehr gesund, und das Wasser ganz vortrefflich. Die Stadt ist nicht groß, aber ziemlich schön gebaut; die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 6000 Seelen.

Eilftes Kapitel.

Von dem Fluß Orinoco und dem spanischen Guiana.

Die ganze Strecke, die zwischen dem Orinoco gegen Norden, dem Amazonen-Fluß gegen Süden, dem Meer gegen Osten und dem 70° der Länge vom Meridian von Paris an gerechnet, liegt, macht dasjenige Land aus, das in der Geographie unter dem Namen Guiana bekannt ist. Die Küste dieses Landes erstreckt sich 120 Stunden weit von der Mündung des Amazonen-Flusses bis an die des Orinoco, und die Herrschaft über dieselbe ist unter vier verschiedene Mächte vertheilt. Der südliche Theil davon gehört den Portugiesen. Vor dem Frieden mit Frank-

reich im September 1801 erstreckten sich ihre Besitzungen von der Mündung des Amazonenflusses bis an das Cap Nord, ostwärts von der Insel Carpori; durch den genannten Frieden wurden aber die Gränzen zwischen dem portugiesischen und französischen Guiana durch den kleinen Fluß Carapana, der sich in 20° nördlicher Breite unterhalb des Forts Macapa in den Amazonenfluß ergießt, bestimmt. Diese Gränze zieht sich längs des Flusses hin bis an seine Quelle; alsdann aber läuft sie an der daselbst befindlichen großen Gebirgskette fort und folgt den Krümmungen derselben bis in die Nähe des Rio-Blanco zwischen dem 2 und 3° nördlicher Breite.

Das portugiesische Guiana liegt also ganz auf dem linken Ufer des Amazonenflusses und wird gegen Norden bis zum 55° der Länge von den französischen Besitzungen begrenzt. Mehr gegen Westen haben sie die spanischen Besitzungen zur Gränze, und nach den Friedensverträgen sollten diese durch die Aequinoctiallinie bestimmt werden; allein die Portugiesen haben immer weiter um sich gegriffen, und heut zu Tage erstrecken sich ihre Niederlassungen bis auf 32 Stunden nordwärts von der Linie, d. h. bis an die Insel St. Joseph und den Berg la Gloria del Cocui, welche beide gegenwärtig für die eigentliche Gränze gehalten werden. Die Spanier haben in 1° 53′ das Fort San-Carlos erbaut, um theils allen weitern Usurpationen vorzubeugen, theils auch die schon verlorne Strecke wo möglich wieder an sich zu bringen; allein dieses wird ihnen um so viel schwerer werden, weil die Portugiesen alles mögliche aufbieten werden, um sich in dem Besitz dieser Strecke, die ihnen wegen der großen Fruchtbarkeit des Bodens und wegen der Leichtigkeit, womit sie die Producte auf dem Amazonenfluß

transportiren können, äußerst wichtig ist, zu behaupten.

Das französische Guiana hat gegen Süden den Fluß Carapana, der sich in den Amazonenfluß ergießt, zur Gränze, gegen Norden aber den Fluß Maroni, gegen Osten das Meer und gegen Westen die spanischen Besitzungen. Surinam, Essequebo und Demerari sind holländische Besitzungen, die gegen Osten von dem Meer, gegen Süden von dem Fluß Maroni, gegen Westen von dem spanischen Guiana und gegen Norden von dem Fluß Essequebo begränzt werden; auf der letztern Seite haben sie jedoch heimlicherweise und ganz gegen den Inhalt der Friedensschlüsse die Gränze immer weiter und zwar bis an das Cap Nassau hinaus gerückt. Derjenige Theil von Guiana, der nun den Spaniern noch übrig geblieben ist, hat gegen Osten das Meer zur Gränze von dem Cap Nassau an bis an die Mündung des Orinoco, die ohngefähr 30 Stunden von einander entfernt sind. Gegen Norden macht der Orinoco die Gränze davon bis auf eine Strecke von 150 Stunden von dem Meere; hier macht er auch noch die westliche Gränze davon, weil er in dieser Gegend sich ohngefähr 100 Stunden weit gegen Süden hin zieht, wo er alsdann den Fluß Guaviari in sich aufnimmt; weiterhin dient er jedoch dem spanischen Guiana nicht mehr zur Gränze, weil er sich zu weit gegen Osten hinzieht, sondern von hieran stößt dasselbe an die portugiesischen Besitzungen.

Die Eroberung der Provinzen Venezuela, Cumana und Maracaïbo machte in den ersten 40 Jahren der geringen Anzahl von Spaniern, denen dieselbe aufgetragen war, zu viel zu schaffen, als daß sie darauf hätten denken können, auch ähnliche Unternehmungen in der Ferne auszuführen. Der erste Euro-

päer, der es wagte in den Orinoco einzulaufen, war Johann Cornejo, im Jahr 1531; allein sein Schiff scheiterte an den darin befindlichen Klippen und die unglückliche Mannschaft entging bloß dem Tode in den Wellen, um eine Beute der blutdürstigen Indianer zu werden. Die Indianer in der Provinz Venezuela, sowohl die unterworfenen als die wilden, erzählten jedoch den Spaniern so viel von einem gegen Süden gelegenen Lande, das ganz unermeßlich reich an Gold und Silber wäre, daß diese endlich nach und nach die Idee von einem in der Mitte derjenigen Gegend, die heut zu Tage unter dem Namen Guiana bekannt ist, befindlichen Lande faßten, das ganz mit Gold bedeckt wäre; sie legten demselben daher auch den Namen El Dorado bei, wovon ich weiter unten noch ausführlicher reden werde. Diese Chimäre verleitete Don Pedro Malaver de Silva, daß er dem Könige das Anerbieten machte, das Land El Dorado für ihn zu erobern. Der König ernannte ihn hierauf auch wirklich zum Statthalter über das zu erobernde Land, und schenkte ihm erb- und eigenthümlich eine Strecke von 25 Quadratstunden in demselben, nebst allen darauf wohnenden Indianern. Silva brachte ein Corps von 600 Spaniern zusammen, die dieses kühne Wagestück mit ihm bestehen wollten. Er landete mit ihnen auf der Insel Margaretha, wo jedoch schon ein Theil seiner Gefährten den Muth verlor und zurück blieb. Mit den übrigen drang er in das Innere des Landes ein, allein zu Valencia blieb abermals ein großer Theil seiner Leute zurück, weil sie der zahllosen Schwierigkeiten, die sie zu bekämpfen hatten, überdrüssig wurden. Mit den noch übrigen 140 Mann drang er nun immer weiter gegen Süden vor, wobei er keinen andern Wegweiser als den Compaß hatte. Er traf jedoch so viele fast undurchdringliche Wälder, so

viele Flüsse, Sümpfe, beschwerliche Insekten und giftige Schlangen an, daß beinahe alle seine Leute, da sie besonders auch durchaus keine andere Nahrung als wilde Früchte hatten, nach und nach um's Leben kamen, und er sich endlich ebenfalls genöthigt sah, sein kühnes Unternehmen aufzugeben. Nachdem er fünf Monate lang in einem Lande, das nur allein von wilden Thieren bewohnt zu seyn schien, unaussprechliche Leiden und Quaalen aller Art ausgestanden hatte, so kam er im März 1570 wieder nach Barquisimeto zurück.

Durch diesen unglücklichen Erfolg seiner Unternehmung ließ sich jedoch Silva keinesweges abschrecken, sondern kehrte nach Spanien zurück, warb daselbst abermals 170 Mann an und schiffte sich mit diesen in der nämlichen Absicht wieder ein. Diesesmal landete er auf der Küste von Guiana zwischen dem Orinoco und dem Amazonenfluß; unglücklicherweise war aber dieses gerade das Land der Caraïben, der tapfersten und wildesten unter allen Indianern. Mit diesen Menschenfressern hatte er nun die schrecklichsten und wiederholtesten Kämpfe zu bestehen, durch welche er auch nebst allen seinen Gefährten in kurzer Zeit, zum Lohn für seine Verwegenheit, um's Leben kam.

Durch diesen unglücklichen Erfolg wurden seine Landsleute von ähnlichen Unternehmungen allerdings abgeschreckt; allein darum gaben sie dennoch die Hoffnung, sich noch einmal in den Besitz von Guiana zu setzen, nicht auf, denn der gepriesene Reichthum dieses Landes war für sie eine viel zu starke Lockung. Man schlug nur von jetzt an einen andern Weg ein, um diesen Zweck zu erreichen; es wurden nämlich im Jahr 1576 zwei Jesuiten-Missionarien dahin geschickt, die durch gütliches Zureden und durch das Predigen des Evangeliums die Einwohner geneigt machen soll-

ten, sich der spanischen Herrschaft zu unterwerfen. Dies hatte auch wirklich drei Jahre hindurch einen sehr glücklichen Erfolg; allein plötzlich mußten sich die Missionarien wieder aus dem Lande entfernen, und die Geschichte versichert, daß die Holländer, die auf diese neue Besitzung der Spanier eifersüchtig gewesen wären, sie daraus verjagt hätten.

Endlich erbaute Antonio Berrio im Jahr 1586 auf dem rechten Ufer des Orinoco, 50 Stunden von der Mündung dieses Flusses, eine Stadt, der er den Namen St. Thomas beilegte. Er schränkte seine Herrschaft bloß auf das Gebiet der Stadt ein und überließ es der Zeit und dem frommen Eifer der Missionarien, den wilden Indianern Geschmack am gesellschaftlichem Leben einzuflößen und freundschaftliche, für beide Theile nützliche Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen. Es wurden auch wirklich der neuen Stadt von Seiten der Indianer weit weniger Hindernisse in den Weg gelegt, als von Seiten der Engländer, der Holländer und der Franzosen. Von allen drei Nationen, die sich ebenfalls in dem Lande festzusetzen suchten, wurde sie wechselsweise angegriffen, geplündert und verheert, und die Spanier sahen sich endlich genöthigt, die Stadt tiefer hinein in das Innere, 90 Stunden von dem Meere entfernt, aber ebenfalls auf dem rechten Ufer des Orinoco, zu verlegen.

Ehe ich jedoch in der Beschreibung des spanischen Guiana, das durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit und seine glückliche Lage zum Mittelpunkt des Handels aller umliegenden Länder bestimmt zu seyn scheint, weiter fortfahre, muß ich vorher den berühmten Fluß Orinoco, als einen der größten Flüsse auf der Erde und als die unmittelbare Ursache von allen den großen Vorzügen, die dem spanischen Guiana zu Theil werden können, etwas umständlicher beschreiben.

Die Quelle des Orinoco ist den Spaniern fast eben so unbekannt, als es die des Nils den Europäern und sogar auch den Afrikanern vor der berühmten Reise von Bruce gewesen ist. Einige Schriftsteller lassen dieselbe südwestwärts von Santa-Fé de Bogotu entspringen, andere aber aus dem See Parima, der gegen Süden von der Hauptstadt von Guiana liegt, und noch andere in den nordwestwärts von diesen See gelegenen Gebirgen. Die letztere Meinung wird heut zu Tage fast allgemein für die richtige gehalten; man muß sich jedoch desfalls bloß mit Wahrscheinlichkeiten begnügen; denn weil es wegen der wilden Indianer äußerst schwer hält, in das Innere dieser Gebirge zu dringen, so kann man keine bestimmte Überzeugung davon erhalten. Diese Gebirge heißen aber in der Sprache der Indianer Ibirènoco, und natürlicherweise haben sie auch dem mächtigen Fluß, der in denselben entspringt, den nämlichen Namen beigelegt; dieser ist aber alsdann von den Spaniern in Orinoco verwandelt worden; wäre hingegen der See Parima die Quelle dieses Flusses gewesen, so würden sie ihm ohne Zweifel den Namen desselben, der ebenfalls indianisch ist, beigelegt haben. Der Herr von Humboldt hat im Jahr 1800 bei Gelegenheit seine Reise an den Rio-Negro sich ebenfalls alle mögliche Mühe gegeben, um die wahre Quelle des Orinoco zu entdecken, allein es ist ihm unmöglich gewesen und er hat sich lediglich mit den von den Indianern darüber eingezogenen Nachrichten begnügen müssen.

Der Lauf des Orinoco beträgt von der Gränze der Gebirge an bis zu seinem Einfluß in's Meer über 500 Stunden. In den ersten 100 Stunden fließt er in einer Entfernung von ohngefähr 60 Stunden von dem linken Ufer des See's Parima von Norden ge-

gen Süden, und schon auf dieser Strecke gewinnt er durch die große Menge von Flüssen, die sich in denselben ergießen, eine solche Menge von Wasser, daß er schon hier unter die beträchtlichsten Flüsse gerechnet werden kann. Von den Esmeraldes an bis nach San Fernando de Atabapa fließt er von Osten nach Westen, und auf dieser Strecke befindet sich der Canal Casiquiari, durch welchen die Verbindung desselben mit dem Amazonenfluß vermittelst des Rio-Negro bewirkt wird. Diese Verbindung ist von den spanischen Missionarien, die seit der Entdeckung der neuen Welt den Orinoco in geographischer Rücksicht einzig und allein kannten, weil sie die einzigen Europäer waren, die in diese von Wilden bewohnte Gegenden einzudringen im Stande waren, beständig geläugnet worden. In neueren Zeiten haben zwar mehrere Reisende, unter andern auch la Condamine, troz der Hartnäckigkeit, womit die Missionarien das Gegentheil behaupteten, diese Verbindung als ausgemacht angenommen. Es blieben jedoch immer noch einige Zweifel übrig, bis endlich der Herr von Humboldt, dem die Wissenschaften überhaupt so vielen Dank schuldig sind, auch diesen Punct vollkommen in's Reine brachte. Nachdem er die Provinz Venezuela als Naturforscher, als Geograph und als Staatsmann durchreis't hatte, faßte er auch im Jahr 1800 den Entschluß, auf dem Orinoco hinauf zu fahren, um seine Verbindung mit dem Rio-Negro zu erforschen. Er lief auf dem Fluß Apure in den Orinoco ein, und kam nach zahllosen Schwierigkeiten bis an das Fort San-Carlos, das an die portugiesischen Besitzungen gränzt. „Von hier (sagt dieser berühmte Gelehrte, in einem Briefe vom 23sten August 1800, an den General-Capitän von Caracas) „kehrten wir nach Guiana auf dem Casiquiari zurück, der ein

sehr mächtiger Arm des Orinoco ist, durch welchen die Communication dieses Flusses mit dem Rio-Negro bewirkt wird." — Dieses Zeugniß ist vollkommen hinreichend, um die Verbindung dieser beiden Flüsse für die Zukunft außer allen Zweifel zu setzen.

Von seiner Quelle bis zu den Atures fließt der Orinoco durch ein nur allein von wilden Indianern bewohntes Land. Ehe er zu den Atures kommt, richtet er seinen Lauf wieder gegen Norden bis zu der Mündung des Flusses Meta; von hier fließt er gegen Nordosten, und bald nachher gegen Osten, welche Richtung er aber von nun an bis zu seinem Einfluß ins Meer beibehält. Die sogenannten Saltos de Atures sind Wasserfälle, die durch ungeheure Felsenmassen, welche dem Orinoco vergebens den Durchgang streitig zu machen suchen, hervorgebracht werden. Sobald der Fluß den Widerstand fühlt, der sich ihm in seinem Laufe entgegensetzt, stemmt er sich dagegen an, hebt sich schäumend empor, und da er den unzerstörbaren Damm nicht umzustürzen vermag, so wirft er sich mit einem furchtbaren, donnerähnlichen Geräusch und ganz in weißen Schaum aufgelös't über denselben hinweg. Alle Fahrzeuge müssen an dieser Stelle an's Land gezogen und auf demselben bis auf die andere Seite des Falles getragen werden.

Unter den größten Flüssen, die sich in den Orinoco ergießen, verdient der Meta eine der ersten Stellen; seine Vereinigung mit demselben hat ohngefähr 30 Stunden unterhalb dem Wasserfall von Atures und 125 Stunden von St. Thomas statt. Die Natur scheint diesem Fluß bestimmt zu haben, um durch ihn in dem ganzen östlichen Theile des Königreichs Santa-Fé, und in dem spanischen Guiana die ausgebreitetsten Handelsverbindungen zu unterhalten. Er entspringt 150 Stunden südwärts von seinem Einfluß in den Orinoco, und ist, wie auch viele von denjenigen Flüssen, die sich mit ihm vereinigen, das

ganze Jahr hindurch schiffbar. Die Einwohner von Santa-Fé und von dem spanischen Guiana können daher mit der größten Bequemlichkeit alle ihre Producte auf demselben ausführen, und beide Provinzen würden hierdurch sehr bald einen hohen Grad von Wohlstand haben erreichen können, wenn nicht die habsüchtigen Kaufleute von Carthagena es dahin zu bringen gewußt hätten, daß dieser Handel gänzlich verboten worden ist. Es dürfen auf dem Flusse Meta keine andere Producte aus dem Königreiche Santa-Fé und dem spanischen Guiana verschickt werden, als Mehl und einige grobe Baumwollenzeuge, und die Bezahlung dafür darf nur allein in baarem Gelde bestehen. Hierdurch ist der Handel in beiden Provinzen wieder gänzlich gelähmt worden, und aller Wohlstand, zu dem vorher die Einwohner schon angefangen hatten sich empor zu schwingen, ist wieder völlig daraus verschwunden.

Noch ein anderer höchst merkwürdiger Fluß, der sich in den Orinoco ergießt, ist der Apure, der in den Gebirgen bei St. Christoph in dem Königreich Santa-Fé seinen Ursprung hat. Sein Lauf beträgt über 170 Stunden; anfänglich fließt er von Nordwesten nach Südosten, alsdann nach Osten und zuletzt nach Süden, wo er in den Orinoco fällt. Er ist über 60 Stunden lang schiffbar, und nimmt in seinem Lauf eine Menge anderer Flüsse in sich auf, die ebenfalls schiffbar, und der Provinz Venezuela sowohl wegen der Bewässerung des Erdbodens, als zur Erleichterung des Transports aller ihrer Producte von dem größten und wesentlichsten Nutzen sind. Von dem Einfluß des Apure an, wird der Orinoco gegen Norden von der Provinz Venezuela, und weiterhin von der Provinz Cumana bis ans Meer hin begränzt. An den Ufern des Apure giebt es äußerst zahlreiche Viehheerden und Stutereien. Sie bestehen hauptsächlich aus Rindvieh, Pferden und Maulthieren,

besonders aber aus den letztern, die daselbst in zahlloser Menge vorhanden sind, und größtentheils nach Guiana ausgeführt werden. Der ganze südliche Theil der Provinz Venezuela, so wie auch derjenige, der heut zu Tage die Provinz Varinas ausmacht, könnten alle ihre Producte weit leichter und mit größerer Bequemlichkeit auf dem Orinoco und durch die Provinz Guiana ausführen, da sie jetzt dieselben hingegen, und vorzüglich den Kaffee, die Baumwolle und den Indigo 100 Stunden weit auf höchst elenden Wegen, und die noch überdies oft durch das Austreten der Flüsse ganz überschwemmt werden, auf Maulthieren nach Caracas und Porto-Cavello verschicken. Der Grund, warum die Provinz Varinas nicht in so engen Handelsverbindungen mit Guiana steht, als doch der Natur der Sache nach eigentlich seyn sollte, liegt darin, daß die Stadt St. Thomas fast gar kein baares Geld besitzt, und auch nur äußerst selten europäische Schiffe dahin kommen; die Pflanzer im Innern finden es daher, ohngeachtet der weiten und beschwerlichen Reise, und ohngeachtet der weit beträchtlichern Transportkosten, noch weit vortheilhafter ihre Waaren und Producte nach Caracas und Porto-Cavello zu schicken, als sie auf eigene Gefahr den Orinoco herunter bis an die Mündung desselben zu fahren.

Von der Vereinigung des Apure mit dem Orinoco an, rechnet man noch achtzig Stunden bis nach St. Thomas. Auf diesem obern Theile des Orinoco ist die Schifffahrt keinesweges so leicht und so sicher, als man nach der Größe desselben glauben sollte. Das Bett des Flusses ist vielmehr überall mit Inseln und zahllosen Klippen bedeckt, so daß sehr gute und erfahrene Lootsen und Schiffe von einer ganz besondern Bauart dazu gehören, um ihn befahren zu können. Ohngefähr vierzig Stunden von dem Meere bildet der Orinoco, gerade eben so wie der Nil, eine Art von

Fächer; eine große Menge von kleinen Inseln zertheilen ihn nämlich in eine Menge von Armen und Kanälen, so daß er sich durch dieses Labyrinth hindurch in einer großen Menge von Mündungen, die eine Strecke von 60 Stunden von Norden nach Süden einnehmen, in das Meer ergießt. Unter dieser großen Anzahl von Mündungen aber, die sich zum mindesten auf funfzig belaufen, sind nur sieben schiffbar, und auch nicht in alle von diesen können Schiffe von einiger Größe einlaufen. Wer es aber wagen wollte, durch eine nicht schiffbare Mündung, oder durch eine solche, worin sich nicht Wasser genug für sein Fahrzeug befindet, in den Orinoco einzulaufen, der würde seine Kühnheit theuer bezahlen; denn er würde entweder Schiffbruch leiden oder sich in der Menge von Kanälen, welche durch die Inseln Goaraunos in allen Richtungen gebildet werden, nothwendig verirren; in diesem Falle würde er aber unausbleiblich durch Hunger umkommen, oder, was noch weit schrecklicher wäre, den wilden Indianern, die auf diesen Inseln wohnen, in die Hände fallen. Von der großen Schwierigkeit, den Orinoco in der Nähe seiner Mündung zu befahren, kann man am besten nach denjenigen urtheilen, was den Goaraunos = Indianern selbst fast täglich widerfährt. Diese sind in dem ausschließlichen Besitz dieser Inseln, leben allein von dem Fischfang, und fahren daher ununterbrochen in den Kanälen, die sie auf allen Seiten durchkreuzen, herum; man sollte daher denken, daß sie immer und auf jedem Puncte wissen müßten, wo sie sind. Dies ist jedoch keinesweges der Fall, sondern sie verirren sich selbst sehr häufig und sind in einem solchen Fall genöthigt, sich der Strömung zu überlassen, um durch diese in's Meer getrieben zu werden; von hier laufen sie alsdann durch die richtige Mündung wieder in den Fluß ein.

Die große Mündung des Orinoco, welche die einzige ist, wo Schiffe von 2 bis 300 Tonnen einlau=

fen können, ist die südlichste unter den angeführten sieben, und führt den Namen der Schiffsmündung. Sie ist sechs Stunden breit, aber der eigentlich schiffbare Kanal beträgt nicht über drei Stunden. Auf der Südost-Seite derselben in 8°, 45′ der Breite, befindet sich die Landspitze Barima, und dieser nordwestlich gegenüber liegt die Insel Cangrejos. Wenn man ohngefähr 20 Stunden in den Fluß hineingefahren ist, so kommt man an die Insel Juncos, welche die östlichste in der Reihe der Itamaca-Inseln ist, die eine Strecke von achtzehn Stunden einnehmen. Diese Inseln theilen den Fluß in zwei Arme, die zwar beide schiffbar sind, wovon jedoch der südliche, weil er, obgleich weniger breit, dennoch weit mehr Wasser hat, derjenige ist, durch den in allen Jahrszeiten die größten Schiffe einlaufen können. Jenseits dieser Inseln vereinigt sich der Orinoco wieder in einem einzigen Bett. Hat man hierauf 50 Stunden in dem Fluß zurückgelegt, so kommt man an den Ort, wo ehemals die Hauptstadt von Guiana gestanden hat, ehe sie 40 Stunden weiter hinauf verlegt wurde. Es befinden sich noch daselbst die beiden Forts, die zur Vertheidigung von Guiana dienen sollen. Weiter hin kommt man an die Insel Taxardo, die 3000 Toisen lang und 1387 breit ist. Sie wird nur auf der Westseite von dem Fluß überschwemmt und man hat daher neuerlich den Plan entworfen, auf der Ostseite derselben ein Fort zu Vertheidigung des Flusses anzulegen. Gegen dieser Insel über ergießt sich der Fluß Caroni in den Orinoco, der über 100 Stunden von seiner Mündung entspringt, und gerade von Norden nach Süden läuft. Weiterhin ist der Fluß mit einer großen Menge von Inseln, zwischen denen der Fahrweg oft in einem sehr engen Canal hindurchgeht, und mit zallosen, zum Theil sehr großen Felsenklippen angefüllt, wovon zwar einige über die Wasserfläche hervorragen, viele aber einen großen Theil des Jahres

hindurch ganz damit bedeckt sind. Hieraus sieht man, wie schwierig die Fahrt auf dem Orinoco ist, und daß man sich ohne sehr geschickte und erfahrene Lootsen nicht auf denselben wagen darf.

Vierzig Stunden oberhalb des Ortes, wo sich ehemals die Hauptstadt des spanischen Guiana befunden hat, kommt man endlich nach St. Thomas, der jetzigen Hauptstadt, die auf dem rechten Ufer des Flusses am Fuß einer Anhöhe liegt. Gegen der Stadt über hat man zu ihrer Vertheidigung auf dem linken Ufer ein ziemlich beträchtliches Fort erbaut, und zwischen diesem und der Stadt liegt in der Mitte des Flusses ein ungeheurer Felsen, der nur im Sommer sichtbar ist. Der schiffbare Canal geht zwischen der Stadt und diesem Felsen hindurch, und der Fluß hat hier bei niederm Wasserstand eine Tiefe von 200 Fuß, bei hohem Wasser aber noch 50 bis 60 Fuß mehr.

Für den Naturforscher ist übrigens die Fahrt auf dem Orinoco eine der herrlichsten, die man sich nur denken kann. Bald sind die Ufer desselben mit majestätischen Waldungen bedeckt, die reich an den kostbarsten Holzarten, und mit einer zahllosen Menge von Vögeln, die sich durch die Schönheit ihres Gefieders und die Melodie ihres Gesanges auszeichnen, belebt sind. Bald erblickt man wieder unermeßliche Ebenen, auf denen das Auge 20 bis 30 Stunden weit nichts als die fruchtbarsten, mit dem lachendsten Grün geschmückten Viehtriften sieht. Ohne die zahllosen Insekten, ohne die Nothwendigkeit, die Nächte beständig am Lande unter freiem Himmel, im Regen und Thau, und umringt von wilden Thieren, zuzubringen, ohne die Gefahr, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, und ohne die große Menge von höchst gefährlichen Klippen würde die Fahrt auf dem Orinoco dem Freunde der Natur eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen gewähren.

Dieser Fluß ist noch bis jetzt so wenig bekannt,

daß er unter der Zahl der Flüsse fast zuletzt genannt wird, da ihm doch schwerlich irgend ein anderer den Rang streitig machen kann. Die Geographen haben bisher einstimmig dem Amazonen-Fluß die Ehre angethan, ihn für den größten Fluß in der Welt zu halten, und wenn daher der Orinoco diesem wenigstens gleich zu achten ist, so ergiebt sich daraus von selbst, wie sehr er allen andern Flüssen überlegen seyn muß. Der Hr. von Humboldt sagt aber in seinem oben angeführten, im Jahr 1800 auf seiner Reise zum Rio-Negro an den Generalcapitän von Caracas geschriebenen Brief: „ich habe den Orinoco gemessen, und das Maaß mit demjenigen verglichen, das der berühmte la Condamine von dem Amazonen-Fluß genommen hat. Hieraus ergab sich nun, daß die Mündung des Amazonen-Flusses allerdings weit breiter ist, als die des Orinoco; allein in Rücksicht der Wassermasse, die dieser in dem Innern des Landes hat, giebt er dem erstern durchaus nichts nach: denn in einer Entfernung von 200 Stunden vom Meere ist das Bett des Orinoco zwischen 2500 bis 3000 Toisen breit, ohne daß sich eine einzige Insel in demselben befindet."

Bei der Hauptstadt von Guiana beträgt die Breite des Orinoco 3050 Toisen, seine Tiefe aber im Monat März, wo das Wasser desselben am niedrigsten steht, 65 Lachter. In das Meer ergießt er sich mit einer solchen Schnelligkeit und Gewalt, daß sein Wasser noch 30 Stunden von seiner Mündung süß ist, und daß man es noch über 40 Stunden von derselben, der Farbe nach, von dem Seewasser unterscheiden kann. Dieser in jeder Rücksicht so äußerst merkwürdige Fluß hat eben so wie der Nil, und einige andere Flüsse ein jährliches periodisches Steigen und Fallen. Das erstere fängt regelmäßig mit dem April an, und dauert bis zu Ende Augusts, den September hindurch bleibt die ganze, in den vorigen fünf

Monaten angelaufene Wassermasse stehen. Bei der Stadt St. Thomas beträgt die vermehrte Tiefe des Wassers gewöhnlich 13 Lachter, allein näher bei dem Meere ist sie noch weit beträchtlicher, und dieses Steigen ist bis auf 350 Stunden von der Mündung des Flusses fühlbar. In dieser ganzen Epoche stellt er ein bewundernswürdiges Schauspiel dar, denn er tritt gegen Norden aus seinem Bett, und überdeckt gegen das Innere hin eine Strecke von 20 bis 30 Stunden, in einer Länge von 200 Stunden von Osten nach Westen. Diese ganze unermeßliche Strecke scheint in dieser Zeit einen Theil seines Bettes auszumachen, die ganze Ebene ist wie mit einem Meere bedeckt, und durch die Unebenheiten ihrer Oberfläche entstehen überall Wirbel und Wasserfälle. In den ersten Tagen des Octobers fängt endlich der Fluß wieder an zu fallen, und seine Gewässer ziehen sich nach und nach wieder aus der Ebene zurück. Dies dauert bis zu Ende des Februars fort, um welche Zeit er bis zu Anfang des Aprils den niedrigsten Stand hat. In diesem Zeitraum kommen die Schildkröten in zahlloser Menge aus dem Orinoco heraus, und legen ihre Eyer auf den noch nassen Boden, um sie hier durch die Feuchtigkeit und die Hitze der Sonne ausbrüten zu lassen. Wir haben oben im vierten Kapitel gesehen, daß alsdann die Indianer mit ihren Familien von allen Seiten her an die Ufer des Orinoco's herbei strömen, um theils Schildkröten zu fangen, und sie getrocknet zu ihrer künftigen Nahrung mitzunehmen, theils auch aus den Eyern derselben ein Oel zu bereiten, daß sie nicht nur selbst verbrauchen, sondern auch weiter verkaufen.

An den Mündungen des Orinoco ist die Ebbe und Fluth sehr beträchtlich, allein durch die Menge von Canälen, worein sie sich ergießt, wird sie so sehr vermindert, daß sie bei St. Thomas kaum mehr bemerkbar ist.

An Fischen hat der Orinoco einen außerordentlichen Ueberfluß, und die Indianer, die sich mit dem Fang derselben beschäftigen, werden für ihre Mühe reichlich entschädigt. Die verschiedenen Arten derselben kann ich hier, ohne über einen bloß naturhistorischen Gegenstand allzuweitläuftig zu werden, nicht alle anführen; ich begnüge mich daher, bloß zwei derselben zu nennen, die von den Spaniern mit den Namen Curbinata und Caraïbe belegt werden. Der erste darunter wiegt niemals mehr als zwei Pfund, ist im Orinoco in ungeheurer Menge vorhanden und hat einen vortrefflichen Geschmack. Am meisten schätzt man ihn jedoch wegen der zwei Steine, die sich in seinem Kopf, an der Stelle, wo das Gehirn seyn sollte, befinden; sie haben beide die Größe und die Gestalt einer Mandel ohne Schaale, und eine so glänzende Farbe wie Perlenmutter. Sie werden außerordentlich theuer verkauft, weil sie ein specifisches Mittel gegen die Harnverstopfung seyn sollen. — Der zweite Fisch ist noch kleiner als der Curbinata. Er fällt jedes Thier das er erreichen kann, es sey lebendig oder todt, wüthend an; besonders haben sich die Reiter, wenn sie durch irgend einen Arm des Orinoco reiten, in Acht zu nehmen, daß sie nicht von ihm in die Beine gebissen werden. Der Biß desselben ist äußerst heftig, und wenn die Stärke des Thieres der Wuth gleich käme, die dasselbe beseelt, so würde es häufig großes Unglück anrichten. Eben dieses wüthenden Instinkt's wegen hat man ihm auch den Namen des Caraiben beigelegt.

Mit etwas mehr Ausführlichkeit muß ich jedoch von den Amphibien reden, die es in dem Orinoco giebt; denn diese sind sämmtlich in Europa wenig oder gar nicht bekannt. Das erste darunter ist der Kaiman, den viele Naturforscher mit dem Alligator und

dem Krokodill verwechselt haben, ob er gleich sehr von beiden verschieden ist. Er ist nicht nur weit größer als sie, und weit schwerfälliger, sondern wenn er seine Kräfte gehörig zu gebrauchen wüßte, so würde er auch weit gefährlicher, als das Krokodill seyn. Der Kaiman im Orinoco hat wie alle übrigen Arten desselben die Gestalt einer Eidechse, und ist 15 bis 18 Fuß lang. Sein außerordentlich weit gespaltener Rachen ist mit zwei Reihen spitzer Zähne versehen, die ein wenig von einander abgesondert stehen. Seine weit aus dem Kopfe herausliegenden Augen hält er immer dicht an der Oberfläche des Wassers, so daß er alles was um ihn herum vorgeht, sehen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Seine Haut ist ganz mit starken Schuppen und Stacheln bedeckt, durch die keine Kugel dringen kann. Er richtet große Verheerungen unter den Fischen an, und ist auch ein Schrecken für die Menschen. Die Indianer essen sein Fleisch, das sehr weiß ist, aber einen faden Geschmack hat; sie fangen die Kaiman's mit starken Angeln und eisernen Pflöcken. Die Indianer am Orinoco und in ganz Terrafirma behaupten einstimmig, daß der Tiger und der Kaiman oft mit einander im Kampf geriethen. Der Tiger kommt nämlich, nach ihrer Versicherung, aus dem Dickigt des Waldes heraus, und geht an den Ufern, wo die Kaiman's gewöhnlich liegen, um den Sonnenschein zu genießen, so lange herum, bis er einen erblickt; alsdann beobachtet er alle seine Bewegungen, und sobald er einen günstigen Moment dazu findet, oder sobald der Kaiman anfängt einzuschlafen, stürzt er sich plötzlich über ihn her, und sucht ihn mit seinen Tatzen zu erdrücken. Ist der Kaiman noch jung und schwach, so ist er sogleich ohne Rettung verloren; ist er hingegen stark, so wirft er sich schnell und mit einem einzigen Satze in's Wasser, und macht den Tiger darin ersaufen. Sobald derselbe todt ist, faßt er ihn mit seinen äußerst spitzen, hakigen Zähnen,

und schleppt ihn an das Ufer, wo er ihn verzehrt. Der Kaiman ißt nämlich niemals anders, als am Lande, denn da er weder eine Zunge noch auch Kiemen hat, so kann er im Wasser selbst nichts hinunterschlucken; er fängt darin bloß seine Beute, und sobald diese ganz ohne Leben ist, schleppt er sie an's Land Die Zähne dieses Thieres machen einen Theil von dem Schmucke der Indianer aus; sie tragen dieselben reihenweise um den Hals und an den Aermen.

Das Iguana wird ebenfalls sehr häufig im Orinoco gefunden. Dies ist auch eine Art Eidechsen, die dritthalb Fuß lang und von grünlicher Farbe ist; auf dem Rücken hat sie eine Reihe starker Stacheln, wie der Kaiman, wodurch das Thier ein schreckliches Aussehen bekommt. Es hält sich sehr häufig auf dem Lande, und zwar auf den Bäumen auf; bei dem geringsten Anlaß zur Furcht flüchtet es aber sogleich in's Wasser. Das Weibchen legt auf einmal 25 bis 30 Eyer, die gelb und von der Größe einer Nuß sind; sie werden eben so wie die Hünereier gekocht und diesen weit vorgezogen.

In dem Orinoco und in den andern Flüssen von Terrafirma giebt es eine Art Amphibien, die von den Indianern Chiquire, von den Spaniern aber Quardatinajas genannt wird. Ihr Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Hammels, ihr Körper ist mit rothen Haaren bedeckt und ihr Schwanz ist so kurz, daß man ihn kaum sieht. Sie schwimmen immer truppweise mit einander, und erheben sich von Zeit zu Zeit über das Wasser, um Athem zu holen. Sie nähren sich hauptsächlich von den Pflanzen, die an den Ufern der Flüsse und Seen wachsen; hier lauern ihnen auch die Indianer auf und tödten sie mit ihren Pfeilen, denn sie halten das Fleisch derselben für einen der größten Leckerbissen.

In Guiana und Terrafirma kennt man unter dem Namen Lapa eine Art Amphibien, die

ohngefähr so groß wie Dachshunde sind. Ihre Haut ist roth und mit weißen Flecken bedeckt. Das Fleisch derselben ist sehr zart, und hat viele Aehnlichkeit mit dem von unsern Spanferkeln; es macht daher auch in den ganzen südlichen Amerika, nordwärts von der Linie, eins der vorzüglichsten Gerichte bei allen Gastmählern aus. Das Thier hält sich gewöhnlich auf den Ufern der Flüsse auf, wo es sich von Kräutern und Früchten nährt; es ist aber so scheu und wild, daß es bei dem geringsten Geräusch sogleich in's Wasser springt.

Ein Thier von dem Geschlecht der Phoca, das die Spanier Wasserhund nennen, hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Biber. Sein Kopf gleicht vollkommen dem eines Hundes von mittlerer Größe, die Ohren aber denen des Bibers; sein Schwanz ist lang, seine Vorderfüße sind wie die des Fuchses, nur dicker, und die Hinterfüße sind flach und mit einer Schwimmhaut versehen; seine Haut ist mit weißlichten, sehr weichen Haaren bedeckt. Es lebt in Höhlen, die es sich in die Ufer gräbt, und geht häufig weit in das Land hinein spazieren. Es nährt sich von Kräutern und Früchten und sogar auch von Fischen, die es mit einer unglaublichen Geschicklichkeit zu fangen weiß.

Die Indianer und Spanier in Terrafirma legen dem Thiere, das wir unter der Benennung Lamentin kennen, den Namen Manati bei. Es ist eine Art von Seekuh, die mehr im Wasser als auf dem Lande lebt; weil sie aber die Gewohnheit hat, an's Land zu gehen und sich auch von Kräutern nährt, so muß sie unter die Amphibien gerechnet werden. Der Manati im Orinoco hat eine abscheuliche Gestalt, in der nicht das geringste Ebenmaaß zu finden ist. Er ist ohngefähr so dick wie ein Ochse und diesem auch in der Gestalt des Kopfes und in der Gewohnheit seine Nahrung wiederzukäuen, ähnlich. Er hat sehr kleine Augen, fast unmerklich kleine Kiemen und keine Floß-

federn; aus diesem Grunde muß er auch oft aus dem Wasser herausgehen, um Athem zu holen. Seine Haut ist viel dicker und stärker als die des Ochsen; man macht daher nicht nur Stricke daraus, um das Vieh damit anzubinden, sondern sogar auch sehr schöne biegsame Spazierstöcke. Auf der Brust hat er zwei kleine ungestaltete Arme, ohne Finger, deren er sich bedient, um seine Nahrung zu suchen. Dies ist die Zeit, wo die Tiger ihm auflauern; das Weibchen trägt dabei seine beiden Jungen immer unter den Armen und drückt sie sorgfältig an seinen Magen. Das Fleisch des Manati ist zart und wohlschmeckend, aber so außerordentlich fett, daß sich der größere Theil davon in ein Oel auflößt, welches in dem Lande selbst allgemein zum Brennen gebraucht wird.

Dies ist nun das wichtigste, was ich, ohne allzu weitläuftig zu werden, meinen Lesern von dem Orinoco mittheilen mußte. Ich kehre daher jetzt wieder zu der Beschreibung des merkwürdigen Landes zurück, zu dessen Befruchtung und Flor dieser Fluß so wesentlich beitragen könnte.

Schwerlich ist irgend eine von allen spanischen Besitzungen in einem solchen Grade von der Natur begünstigt, und wird doch so wenig geachtet, als Guiana. Seiner Größe nach ist es ein Königreich, denn sie wird auf nicht weniger als 1000 Stunden im Umkreis berechnet. Sein Boden, dessen einziger Fehler in einer allzu üppigen Vegetation besteht, könnte mehr Producte hervorbringen, als gegenwärtig alle übrigen spanischen Colonieen zusammengenommen liefern. Auch diese letztern könnten sämmtlich auf dem Orinoco, der einen Lauf von 500 Stunden hat, und auf den übrigen Flüssen, die sich in denselben ergießen und deren Anzahl sich auf 300 beläuft, nach Guiana gebracht und von hieraus weiter verschickt werden. Der Orinoco ist überdies das einzige Thor, durch welches ein Feind in die Provinzen Venezuela und Vari-

nas und in das Königreich Santa = Fé eindringen könnte; da er aber bloß durch Guiana vertheidigt wird, so dient dieses Land allen diesen Provinzen zur Schutzwehr.

Wie kommt es daher, daß ein Land, wo die Industrie einen so weiten Spielraum fände, so wüst und verlassen ist? Wie kommt es, daß eine so wichtige militärische Position von Seiten der Regierung so wenig geachtet wird? Die erste dieser Fragen ist dadurch zu beantworten, daß die in Amerika angesessenen Spanier schon hundertmal mehr Land besitzen, als sie zu bearbeiten im Stande sind und daher nicht nöthig haben, noch in der Ferne welches aufzusuchen. Hierzu kommt auch, daß der Spanier sich nicht gern im Schweiß seines Angesichts Wohlstand zu verschaffen sucht, sondern lieber unthätig an dem Orte und in der Lage bleibt, in welche ihn das Schicksal versetzt hat. Auf die zweite Frage aber kann man keine andere Antwort finden, als daß die Anlegung von Festungswerken und die Unterhaltung einer Besatzung in Guiana einen allzugroßen Aufwand verursachen würde; man müßte denn noch außerdem annehmen wollen, daß die Regierung sich einzig und allein auf die mit der Schifffahrt auf dem Orinoco verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren verließe, und der Meinung wäre, daß keine fremde Nation ein wüstes, unangebautes Land, in dem nichts als Armuth und Elend herrscht, zu erobern suchen werde. Ein solcher schrecklicher Plan, durch welchen Guiana auf ewig zur beklagenswerthesten Nullität verdammt seyn würde, kann jedoch unmöglich von einer Regierung entworfen werden, die sich schon seit langer Zeit durch weise und wohlwollende Grundsätze auszeichnet.

Das spanische Guiana begreift von den Mündungen des Orinoco an bis an die portugiesischen Besitzungen eine Strecke von mehr als 400 Stunden in sich. In den ersten 80 Stunden gegen Osten be=

trägt seine Breite nicht mehr als 30 Stunden gegen Süden zu, wo es die holländischen Besitzungen zur Gränze hat, allein weiterhin nimmt dieselbe immer mehr und bis auf 150 Stunden zu. Auf dieser unermeßlichen Strecke leben nicht mehr als 34,000 Einwohner, worunter sich 19,425 Indianer, die unter der Aufsicht der Missionarien stehen, 6575 in der Hauptstadt und die noch übrigen 8000 in den einzelnen Dörfern befinden. Der größere Theil dieser Volksmenge wohnt von 50 Stunden von der Mündung des Orinoco an bis auf 130 Stunden gegen das Innere zu.

Das ganze Land wird in Ober- und Unter-Guiana eingetheilt und die Hauptstadt macht zwischen beiden die Gränze. Diese Ehre sollte jedoch eher dem Fluß Caroni zu Theil werden, denn dieser begränzt auf der westlichen Seite eine Strecke Landes, die mit vollem Recht eine Insel genannt werden könnte, da sie nordwärts den Orinoco, ostwärts das Meer, gegen Süden den Fluß Essequebo und gegen Westen den Caroni zur Gränze hat. Sie macht beinahe ein Viereck aus, das 70 Stunden von Osten nach Westen und 30 Stunden in seiner geringsten Breite von Norden nach Süden einnimmt. Es giebt äußerst wenig Länder in ganz Amerika, die in Rücksicht der Fruchtbarkeit mit diesem verglichen werden können. Die Kapuciner-Missionarien, welche den Auftrag hatten, die Indianer zum Christenthum und zum gesellschaftlichen Leben zu bekehren, fingen auch wirklich ihr Geschäft in diesem Theil von Guiana an, und sieben und zwanzig ostwärts von dem Fluß Caroni angelegte Dörfer beweisen den glücklichen Erfolg ihrer Bemühung. Allein dennoch haben sie sich der Küste niemals weiter als auf eine Entfernung von 30 Stunden nähern können, denn diese letztere wird von Caraïben bewohnt, die unter allen Indianern die muthwollsten und wildesten sind, und von jeher alle Apostel, die es unternahmen, sie zu Christen zu machen, zu Märtirern

gemacht haben. Wahrscheinlich würden aber dennoch die Caraïben zuletzt nachgegeben haben, wenn sie sich selbst und dem Antriebe ihres eigenen Herzens überlassen gewesen wären; allein die Holländer in Surinam haben, ihres Handels in das spanische Guiana wegen, die Caraïben beständig in ihrer herumschweifenden wilden Lebensart und in ihrer Abneigung gegen die Spanier bestärkt. Es ist wirklich eine ganz zuverläßige Thatsache, daß das spanische Guiana, das auf allen Karten eine Strecke von 30 Stunden längs der Küste vom Orinoco an bis an das Cap Nassau einzunehmen scheint, nicht einen Zoll breit davon in sich begreift; die Einwohner haben vielmehr beständig ihre Unabhängigkeit behauptet, und sind niemals weder bekehrt noch besiegt worden, so daß sie im strengsten Verstande noch ganz eben so frei sind, wie sie es vor der Entdeckung der neuen Welt waren. Es ist aber zu beklagen, daß sie durch den schrecklichen Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machen, dem Menschenfreunde den Wunsch abnöthigen, daß sie dieselbe so bald als möglich verlieren möchten.

Die Holländer geben sich dagegen alle mögliche Mühe, um von ihrer Seite ein freundschaftliches Verkehr mit den Caraïben zu unterhalten. Dies glückt ihnen auch um so viel leichter, da sie sich nicht die Mühe geben, ihnen so wie die Spanier, eine beschwerliche Moral vorzupredigen, sondern vielmehr ihre Lebensart, ihre Sitten und Gebräuche loben und sie darin bestärken. Wirklich haben sie es auch so weit gebracht, daß ihnen die Caraïben die Erlaubniß gegeben haben, auf ihrem Gebiet an der Küste des Meeres ein Wachthaus zu erbauen und beständig sechs von ihren Soldaten mit einem Unterofficier daselbst zu halten. Dieser Posten dient zur Beschützung des Schleichhandels, den die Holländer auf der Küste treiben, und die Caraïben kaufen ihnen ihre Waaren nicht nur zu ihrem eigenen Gebrauche ab, sondern sie verkaufen sie

auch selbst an die Indianer in den Missionen, oder begleiten auch mit bewaffneter Hand die batavischen Kleinhändler, die sich den Vortheil dieses Verkaufs nicht wollen entgehen lassen. Auch haben die Holländer den Caraïben die verschiedenen Balsamarten, die Oele, Harze, Arzeneipflanzen, Früchte und mancherlei kostbare Holzarten, die es in ihrem Lande im Ueberfluß giebt, kennen gelehrt und nehmen sie gegen alle Arten von Waaren von denselben im Tausch an. Bleibt nachher noch ein Ueberschuß zum Vortheil der Holländer, so bezahlen diesen die Caraïben mit sogenannten Poytos, oder Indianern, die sie in ihren Kriegen zu Gefangenen machen, und die sie gewöhnlich an die Holländer als Sclaven zu verkaufen pflegen.

Die Holländer sind überhaupt weit eifriger darauf bedacht, ihre Besitzungen zu behaupten, als die Spanier; die letztern haben keinen einzigen Posten an der holländischen Gränze, dahingegen die Holländer nicht nur das eben angeführte Wachthaus auf der Küste, sondern auch noch bei dem Einfluß des Muzurini in den Essequebo ein Fort besitzen, und an dem Fluß Cuyuni einen Posten von 25 Mann unterhalten. Hierdurch wird es ihnen nicht schwer, die angränzenden spanischen Besitzungen zu durchstreifen und sogar auch nach Gefallen ihre Gränzen mit Gewalt der Waffen immer weiter vorzurücken. Man kann daher leicht denken, daß zwischen diesen beiden Nachbarn nicht die größte Eintracht herrscht. Neuerlich hat man zwar einen Vertrag gemacht, um den beiderseitigen Beschwerden abzuhelfen und allen Veranlassungen zu Uneinigkeiten für die Zukunft vorzubeugen; allein da der Vortheil aus dieser Eintracht bloß auf Seiten der Spanier ist, so zweifle ich sehr, daß diese Uebereinkunft lange Bestand haben wird.

Ganz Ober-Guiana, oder dasjenige Land, das westwärts von dem Flusse Caroni, von einer Stunde Weges oberhalb St. Thomas an gerechnet, liegt, ge-

hört zu der Mission der Franciscaner. Wenn man von dem Resultat ihrer Arbeiten auf den Eifer dieser frommen Väter schließen will, so hat man nicht Ursache sich sehr zu erbauen. Es ist jedoch auch nicht zu läugnen, daß sie zahllose Schwierigkeiten aller Art, und besonders den allerentschiedensten Widerwillen der Indianer gegen die christliche Religion zu besiegen haben. Freilich greifen es die Missionarien auch ganz am unrechten Flecke an; denn sie glauben ihre Schuldigkeit vollkommen gethan zu haben, wenn nur der Indianer maschinenmäßig den Schein einer civilisirten Lebensart beobachtet und die äußern unbedeutenden Zeichen des Christenthums nachmacht. Die Missionarien denken nicht daran, dem Indianer wahre Liebe zu Gott und zu gleicher Zeit auch Lust und Liebe zur Arbeit einzuflößen; wenn er nur zu gewissen Stunden die auswendig gelernten Gebete herplappert, so wird er übrigens von aller Arbeit frei gesprochen. Daher wird auch die ganze Zeit des Indianers bloß durch Völlerei, Unzucht und Schlaf ausgefüllt; baut einer von ihnen in der Nähe seiner Hütte einige wenige Lebensmittel, so wird er schon für sehr arbeitsam gehalten.

In ganz Ober-Guiana, einem der fruchtbarsten Länder in der Welt, findet man nur einige wenige schlecht bestellte und wenigstens 30 Stunden südwärts von der Hauptstadt entfernte Pflanzungen, auf denen eine geringe Quantität Baumwolle, Zucker und sonstige Landesproducte gewonnen werden. Das Land wäre aber auch zum Tabacksbau ganz vortrefflich geeignet; denn derjenige, welcher auf dem östlichen Ufer des Flusses Caroni gewonnen wird, ist ebenfalls von einer vorzüglichen Güte. Außerdem liefert daselbst die Natur von freien Stücken das Palma-Christi-Oel, den Chinabaum, mehrere Arten von kostbaren Oelen und Harzen und eine große Menge von Arzneipflanzen.

Die Stadt St. Thomas liegt auf dem rechten Ufer des Orinoco und ist der Sitz eines besondern

Statthalters, dessen jährliche Besoldung sich wie die aller übrigen auf 3000 Piaster beläuft. Er besitzt die nämliche Gewalt wie alle übrigen Statthalter und steht auch eben so wie diese, in politischer und militärischer Rücksicht unter dem General-Capitän zu Caracas. Auch der Bischof von Guiana residirt in dieser Hauptstadt, allein er hat noch bis jetzt weder ein Capitel, noch eine Cathedralkirche. Ueberhaupt befindet sich in ganz Guiana noch keine Kirche, die diesen Namen nur einigermaßen verdiente; zu St. Thomas wird der Gottesdienst in einer so erbärmlichen Hütte gefeiert, daß bei uns das allerelendeste Dorf sie nicht zur Pfarrkirche haben möchte. Der Bischof hat schon seit langer Zeit auf das dringendste darum nachgesucht, daß ihm eine anständige Kirche erbaut werden möchte, allein bis jetzt sind alle seine Bemühungen fruchtlos gewesen. Außerdem sind in der ganzen unermeßlich großen Provinz Guiana nur noch drei Pfarrkirchen, wovon die eine über hundert Stunden westwärts von der Hauptstadt gelegen ist. Die Luft zu St. Thomas ist sehr gesund. Die Häuser sind gut und bequem gebaut und haben größtentheils flache Dächer, auf denen die Einwohner, ohne sich um den gefährlichen Einfluß des Thaues zu bekümmern, in der heißesten Jahreszeit zu schlafen pflegen. Die Straßen sind alle nach der Schnur erbaut und gut gepflastert. In den Monaten August, September und October hat man daselbst sehr häufige und furchtbare Gewitter, aber Erdbeben sind noch niemals verspürt worden.

Um dem Leser einen Begriff von dem Reichthum oder der Armuth von Guiana zu geben, brauche ich nur den Ertrag des Zehenten hier anzuführen. Im Jahr 1803 war derselbe von ganz Guiana für eine jährliche Summe von 4000 Piastern verpachtet. Gesetzt nun, der Pächter habe hierauf 50 Procent gewonnen, so würde sich der gesammte Zehnte auf 6000 P. belaufen; hieraus ergiebt sich aber, daß die ganze

Masse aller Producte, die jährlich in ganz Guiana verbraucht werden, nicht über 60,000 Piaster beträgt. Unter diesem Zehnten sind jedoch die Viehheerden der Capuciner-Missionarien nicht mit begriffen, weil sie von der Entrichtung desselben befreit sind; diese Heerden sind so unermeßlich groß, daß sich nach einer geringen Berechnung das Rindvieh allein auf mehr als 50,000 Stück beläuft. Außerdem sind im Jahr 1791 bis 1794 aus Guiana 10,381 Ochsen und 3140 Maulthiere, die theils aus dem Lande selbst, theils aus der angrenzenden Provinz Varinas kamen, ausgeführt, und dagegen 200 Negersclaven und 350,000 Piaster an baarem Gelde eingeführt worden. Vom Jahr 1791 bis 1795 wurden aus dieser Provinz 25,000 Piaster an baarem Gelde und an Producten aller Art, die aus den benachbarten Provinzen herbeikommen, 364,000 Piaster nach Europa geschickt. Heut zu Tage beträgt jedoch dieser Handel nicht mehr halb so viel.

Das vorzüglichste Hinderniß, das sich dem Flor des Ackerbaues und der Beförderung der Industrie in Guiana entgegensetzt, besteht in der unendlichen Schwierigkeit der innern Communication; es fehlt daselbst nicht nur größtentheils an fahrbaren Straßen, sondern die wirklich vorhandenen werden auch äußerst schlecht unterhalten, und außerdem ist das ganze Land von einer zahllosen Menge von Flüssen durchschnitten, über welche nirgends Brücken geschlagen sind. Es fehlt daher dem Pflanzer gänzlich an Gelegenheit, seine gewonnenen Producte anders als auf äußerst lästigen und kostspieligen Umwegen abzusetzen; in manchen Jahreszeiten ist dieses sogar wegen des Austretens der Flüsse schlechterdings unmöglich. Eine zweite Ursache, wodurch der Flor dieser Provinz wesentlich verhindert wird, liegt ohne Zweifel in der weiten Entfernung der Hauptstadt von dem Meere. Von der großen Mündung des Orinoco an, braucht ein Schiff etliche 20

bis 30 Tage, um nach St. Thomas zu fahren; wenn man nun diese lange Zeit, und die zahllosen Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Reise bedenkt, so wird man es sehr begreiflich finden, daß die Schiffe weit lieber mit ihren Ladungen nach Europa segeln. Läge aber die Stadt näher am Meere, so könnten die Producte aus dem Innern und aus allen angränzenden Provinzen in Kähnen und andern leichten Fahrzeugen mit leichter Mühe den Fluß hinuntergeführt, und hier von den großen Schiffen eingeladen werden. Freilich befindet sich die Gegend, wo dieser Idee nach die Hauptstadt hinkommen müßte, gegenwärtig noch in den Händen der Caraïben. Wenn jedoch die beiden Regierungen in Spanien und Holland mit einander darüber einig würden, und überhaupt einen genauen Vertrag über ihre gegenseitigen Gränzen in Guiana, so wie über alle bis jetzt zwischen beiden Nationen streitigen Gegenstände mit einander abschlössen, so würde die gänzliche Unterwerfung der Caraïben keinesweges mehr schwer seyn. Sobald diese des Schutzes der Holländer beraubt wären, würden sie, so wild und tapfer sie auch sind, bei dem ihnen ganz neuen Anblick regelmäßiger Truppen in Schrecken gerathen, und an keinen Widerstand denken. Es bliebe ihnen nichts weiter übrig, als sich entweder in die Wälder zu flüchten, oder sich zur Führung eines gesellschaftlichen Lebens zu bequemen. In wenigen Monaten könnte alsdann die ganze von ihnen bewohnte Strecke Landes erobert werden, und nur in den erstern Jahren müßte man zu desto größerer Sicherheit hin und wieder einige militärische Posten stehen lassen. Wesentlich nöthig würde es aber alsdann seyn, daß man die Kräfte der unterworfenen Indianer, die sich gegenwärtig unter der Zuchtruthe der wilden Indianer in einem gänzlichen Zustande der Nullität befinden und in dem Schlamm aller Laster tief versunken sind, durch die wirksamsten Mittel aufzuregen suchte. Es ist endlich einmal Zeit, daß die

sogenannten Religionsübungen, womit man alle ihre Stunden auszufüllen sucht, durch Arbeit und Thätigkeit ersetzt werden; es ist Zeit, daß diese elenden, der Menschheit zu Schande gereichenden Geschöpfe an die Beobachtung gesellschaftlicher Pflichten und Tugenden gewöhnt werden; es ist endlich Zeit, daß die schreckliche Armuth der unterworfenen Indianer, wodurch nothwendigerweise die wilden Indianer von dem gesellschaftlichen Leben abgeschreckt werden müssen, durch einen gewissen Grad von Wohlstand, der die Belohnung ihrer eigenen Thätigkeit seyn muß, ersetzt werde. Dieser große, so äußerst wünschenswerthe Zweck, kann ohne große Schwierigkeiten erreicht werden; man darf nur den Willen, den ernstlichen Willen dazu haben; und nur allein auf diese Art kann Guiana dasjenige werden, wozu die Natur es bestimmt hat!

Mit dieser Beschreibung von Guiana sollte ich nun eigentlich mein Werk schließen, wenn ich mich nicht anheischig gemacht hätte, demselben auch noch die wahren oder fabelhaften Nachrichten über das Land El Dorado beyzufügen. Ich will daher dem Leser alles kürzlich hier mittheilen, was ich über diese merkwürdige Sage an Ort und Stelle selbst durch die Tradition der Einwohner erfahren habe.

Die ersten Eroberer der Provinz Venezuela erhielten von den verschiedenen indianischen Nationen, die sie plünderten, mißhandelten und ermordeten, die bestimmte und einstimmige Nachricht, daß wenn man lange Zeit gegen Süden hin marschirte, man endlich in ein Land käme, das an dem Ufer eines großen Sees läge, und von einem indianischen Volke, das unter dem Namen der Omega's bekannt wäre, bewohnt würde. Der größere Theil dies Volkes sollte gemeinschaftlich in einer sehr großen Stadt leben, in welcher alle Gebäude fast ganz mit Silber überdeckt wären; es habe seine eigenen Gesetze, die von den Oberhäuptern nach reiflicher Ueberlegung gegeben wür-

den; die weltlichen und geistlichen Oberhäupter trügen in ihren Amtsverrichtungen Kleider, die mit gediegenem Golde ganz überzogen wären; diese beiden Metalle wären daselbst so gemein, daß alle ihre Mobilien, Instrumente und sonstigen Werkzeuge aus Gold oder doch wenigstens aus Silber beständen. Diese Nation wäre aber äußerst zahlreich und kriegerisch, und stellte so furchtbare Armeen auf die Beine, daß keine andere Nation ihr zu widerstehen im Stande wäre; sie machte jedoch von ihrer Stärke und Macht keinen andern Gebrauch, als daß sie jeden Fremden sorgfältig von ihrem Lande entfernt hielte.

Die nämlichen Nachrichten erfuhren die Europäer in allen Theilen von Venezuela und Cumana, wo sie nur hinkamen, und zwar von indianischen Völkerschaften, die zu weit von einander entfernt lebten, als daß sie eine solche Lüge hätten mit einander verabreden können. Auch schien der Aberglauben nicht dabei ins Spiel zu kommen, denn sie legten den Omega's keine Art von übernatürlicher Gewalt bei.

In Peru erhielt Pizarro und die bei ihm befindlichen Spanier ebenfalls Nachricht von der Existenz der Omega's, die an einem großen See nordostwärts von Peru wohnen sollten; alle diese Nachrichten stimmten mit denen in Venezuela eingezogenen in Rücksicht des Reichthums, der Macht und der politischen Verfassung dieser Nation vollkommen überein. Auch Queseda war von Peru aus kaum nach Santa-Fé de Bogota gekommen, als die dasigen Indianer, nach dem sie seine und der Seinigen unersättliche Begierde nach Gold, kennen gelernt hatten, ihm erzählten, daß es in weiter Ferne gegen Osten hin ein Land gäbe, das von den Omega's bewohnt würde, und worin Gold und Silber die einzigen Metalle wären, deren man sich zu jedem möglichen Gebrauch bediente.

Alle diese Nachrichten brachten in den Spaniern einen solchen Enthusiasmus hervor, daß sie diesem so

reichen Lande den Namen El Dorada, oder das Goldland beilegten, und von dieser Zeit an wurden auch von allen Seiten her, Züge unternommen, um dasselbe aufzusuchen. Zu gleicher Zeit mit Pizarra unternahm Pedro de Ordaz einen solchen von Quito aus; allein beide waren ohne Erfolg. Antonio Berrio ging von Santa-Fé auf die Entdekkung dieses Landes aus; er mußte sich jedoch äußerst glücklich schätzen, daß er nach 8 Monaten mit dem zehnten Theil seiner mitgenommenen Mannschaft, und ohne irgend einen Zweck erreicht zu haben, wieder dahin zurück kommen konnte. Hierauf wurde Francisco Orellana, ein kühner und unternehmender Mann, von dem Vicekönig von Peru mit 500 Mann auf diese Entdeckung ausgeschickt. Dieser war jedoch kaum den Amazonen-Fluß hinabgefahren, so empörten sich seine eigenen Leute gegen ihn, brachten ihn um's Leben, und gingen unter einem andern selbst gewählten Oberhaupte auf andere Abentheuer aus, wobei sie alle sammt und sonders umkamen.

Die meisten Züge zur Aufsuchung von El Dorado wurden jedoch von Venezuela aus veranstaltet. Man richtete dabei immer seinen Marsch gegen Süden, und hoffte durch die Entdeckung dieses berühmten Landes für alles Elend, das man ausstehen mußte, zuletzt reichlich entschädigt zu werden. Jede fehlgeschlagene Unternehmung erregte nur noch mehr die Sehnsucht der Zurückgebliebenen nach diesem goldenem Lande, und eine zahllose Menge Spanier fand auf diesem äußerst mühseligen Zügen ihren Tod. Die berühmteste unter allen diesen Unternehmungen war die von Philipp de Urre, weil sie diejenige ist, durch welche die Täuschung der Spanier über El Dorado am längsten unterhalten wurde. Nach dem Geschichtschreiber Oviedo war Philipp de Urre einer von denjenigen, die ganz zuerst mit den Welsern nach Venezuela kamen. Er war ein äußerst unerschrockener,

rastlos-

rastlos thätiger und ehrgeiziger Mann; von dem Augenblick seiner Ausschiffung zu Coro an bis an seinen Tod, was einen Zeitraum von 15 Jahren in sich begreift, genoß er nicht einen einzigen Augenblick Ruhe. Er lag unaufhörlich gegen die Indianer zu Felde, war in diesem wilden unwirthbaren Lande beständig auf Märschen begriffen, auf denen er größtentheils nur von wilden Früchten sich nähren mußte, und sein ganzes Leben war ein Gewebe von Entbehrungen aller Art, von Gefahren und von Unglücksfällen. Auf einem dieser Züge erfuhr er zufälligerweise, daß Quesada von Santa-Fé aus mit 250 Mann und einer Anzahl Reiterei auf die Entdeckung und Eroberung von El Dorado ausgegangen sey. Dies hatte allerdings seine Richtigkeit, allein die Unternehmung war gänzlich gescheitert, und Quesada nur mit einem sehr geringen Theil seiner Mannschaft wieder zurück gekommen. Diesen Ausgang erfuhr jedoch Philipp von Urre nicht; er glaubte vielmehr, daß man einen so beträchtlichen Heereszug gewiß nicht unternommen haben würde, wenn man nicht die sichersten und zuverläßigsten Nachrichten von der Existenz und der Lage dieses Goldlandes hätte, nach welchem die Wünsche und das Verlangen aller Spanier so sehnlichst gerichtet waren. Er entschloß sich daher, den nämlichen Weg dahin ebenfalls einzuschlagen, den Quesada genommen hatte, um wenigstens Theil an den Reichthümern dieses Landes zu nehmen, wenn er auch keinen an dessen Eroberung haben könnte.

Nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerden kam Urre endlich zu einen indianischen Völkerstamme, wo er auf eingezogene Erkundigung von einem der vornehmsten des Volks erfuhr, daß der von ihm eingeschlagene Weg bloß in unbewohnte, wüste Gegenden führte, wo er mit den Seinigen nothwendig vor Hunger umkommen müßte. Der Indianer versicherte ihn aber zugleich, daß er selbst, wenn er es verlangte, ihn

in ein Land führen wollte, in welchem das Gold und Silber im größten Ueberfluß verhanden wären, und daß man, um in dasselbe zu gelangen, nur immer gegen Osten bis an den Fluß Guaviari (der nicht weit von dem See Parima entfernt ist), marschiren müßte. Philipp von Urre traute jedoch dieser Versicherung des Indianers nicht, sondern nahm ihn bloß zum Führer auf dem bisher eingeschlagenen Wege mit. Sie traten denselben wirklich aufs neue an; als aber der Indianer nach acht Tagen sah, daß Urre sich durch keine Mühseligkeiten und Beschwerden von seinem einmal gefaßten Vorsatz abbringen ließ, so benutzte er eine dunkle Nacht, um zu entfliehen, und wieder zu den Seinigen zurückzukehren. Nunmehr fing auch Urre's ganze Armee an, laut zu murren, und verlangte durchaus wieder umzukehren; allein er selbst blieb unerschütterlich standhaft.

Einige Tage nachher erblickten sie von ferne einen Berg, der demjenigen ähnlich zu seyn schien, an dessen Fusse die Stadt El Dorado erbaut seyn sollte. Die Freude belebte auf einen Augenblick alle Gemüther, allein man sah sich bald getäuscht, und Urre mußte auf diesem Berge so lange liegen bleiben, bis die Regenzeit vorüber war, wobei er alle Schrecknisse und Qualen des bittersten Hungers auszustehen hatte. Ameisen und Schlangen waren hier die ganze Zeit hindurch seine vorzüglichsten Nahrungsmittel; sehr viele von seinen Leuten starben, und die übrigen verloren alle Haare, die Nägel und die Augenbraunen. Als endlich die bessere Jahrszeit wieder herbei kam, entschloß er sich endlich den ihm von den Indianer vorher bezeichneten Weg einzuschlagen, und kam auch auf demselben endlich glücklich bis an den Fluß Guaviari. Bei seiner Ankunft an dem Ufer dieses Flusses, ließ er den Einwohnern der Stadt Macatoa, die auf dem andern Ufer lag, sagen, daß er mit 40 Mann, (denn auf diese Anzahl war seine Armee zusammengeschmolzen)

durch ihre Stadt in entferntere Provinzen zu ziehen gedächte, und daß er sie um ihren Beistand und um ihre Freundschaft ersuchte. Dies hatte auch eine so erwünschte Wirkung, daß sogleich am andern Morgen der Sohn des dasigen Caziken mit der erforderlichen Anzahl von Kähnen herüber kam, um ihn mit seinen Leuten abzuholen. Er wurde von diesem Volke auf das allerfreundschaftlichste und wohlwollendste behandelt, und der Cazike erzählte ihm, daß das Land der Omega's allerdings mit Gold und Silber ganz angefüllt wäre, daß aber dieses Volk so zahlreich und kriegerisch wäre, daß sein Unternehmen gegen dasselbe mit einer so geringen Mannschaft nicht anders als höchst verwegen und unklug genannt werden könnte. Als aber Philipp von Urre demohngeachtet auf seinem Entschluß beharrte, so gab ihm der Cazike Wegweiser bis in das nächste, neun Tagereisen entfernte, Dorf mit, und zugleich auch eine sehr dringende Empfehlung an den dasigen Caziken, seinen Freund.

Auch von diesem Volke wurden die Spanier mit dem größten Wohlwollen behandelt; der Cazike suchte ebenfalls dem Philipp von Urre die Tollkühnheit seines Unternehmens begreiflich zu machen. Er bestätigte zwar alles, was man ihm bisher von den Omega's erzählt hatte, allein er setzte hinzu, daß er wahrscheinlich die Macht und die großen Einsichten dieser Nation nicht kennte, die von keiner andern jemals mit dem geringsten Erfolg bekämpft worden wäre, und daß es lächerlich und ungereimt wäre, wenn er mit 40 Mann, und wenn sie auch Löwen wären, ein Land erobern zu können glaube, welches von zahlreichen, tapfern und in der Kriegskunst wohlerfahrenen Soldaten vertheidigt wurde. Diese vernünftigen Vorstellungen verfehlten jedoch eben so, wie alle vorhergegangenen, ihren Zweck und endlich erbot sich der Cazike, daß er ihn bis an die Gränze dieses Landes, die nur fünf Tagereisen entfernt wäre, begleiten wollte. Zugleich versicherte er ihn je-

doch, daß er keinen weitern Antheil an dem Kriege nehmen könnte, weil er sonst dadurch die Wohlfahrt und sogar die Existenz seines eigenen Volkes auf das Spiel setzen würde; er bat ihn bei dieser Gelegenheit wiederholt, daß er sich bei einen unglücklichen Ausgang der Unternehmung, an die dringenden Vorstellungen erinnern möchte, die er ihm gemacht habe, um ihn davon abzubringen, denn er wäre fest überzeugt, daß sie nichts anders, als ihren Tod davon zu erwarten hätten. Dies alles war jedoch bloß in den Wind gesprochen; die Spanier traten ohne Zeitverlust den Marsch an, und der wackere Cazike ging als Wegweiser mit ihnen.

Nachdem sie fünf Tage marschirt waren, kamen sie auf einen Berg, von dem man vier bis fünf einzelne Hütten erblickte, die mit großen Strecken von gut angebauten Feldern umgeben waren; weiterhin, in einem köstlichen Thale, lag eine so unermeßlich große Stadt, daß man sie nicht ganz übersehen konnte. Die Straßen darin schienen alle vollkommen gerade zu seyn, und die Häuser dicht beisammen zu stehen und gut gebaut zu seyn. Hier blieb nun der Cazike stehen, und redete Philipp von Urre folgendermaßen an: „Ich „habe mein Versprechen, dir die Hauptstadt der Omega's zu zeigen, nunmehr erfüllt. Du siehst hier das „berühmte Land vor dir, nach dessen Reichthümern „dich so sehr verlangt. Das große Gebäude, daß du „in der Mitte der Stadt erblickst, ist die Wohnung „des Oberhauptes und der Tempel mehrerer Götter. „Die Volksmenge in der Stadt ist unermeßlich groß „und die Ordnung, die darin herrscht, bewunderns„würdig. Die einzelnen Häuser, die du hier um die „Stadt herum auf dem Abhang der Anhöhen einzeln „zerstreut siehst, sind die Wohnungen derjenigen Omega's-Indianer, die auf Befehl des Oberhauptes Lebensmittel für die Einwohner der Stadt bauen „müssen, dagegen sich die übrigen alle, bloß mit den „Kenntnissen des Krieges beschäftigen, und beständig

„in den Waffen üben. Du siehst daher mit eigenen
„Augen, wie mächtig das Land ist, dessen Eroberung
„du dir vorgenommen hast, und du kannst dich selbst
„davon überzeugen, wie verwegen dein Vorhaben ist.
„Wenn du aber demohngeachtet darauf beharrest, so
„bleibt mir nichts anders übrig, als wieder nach Hause
„zurückzukehren, und, wiewohl vergeblich, die Götter
„anzurufen, daß sie Euch in ihren Schutz nehmen, und
„Euer Leben erhalten mögen." — Diese Rede des
Caziken machte jedoch nicht den geringsten Eindruck;
man nahm Abschied von ihm und marschirte unge=
säumt auf die Stadt los.

Als man den einzelnen Häusern, die man von der
Höhe des Berges gesehen hatte, näher kam, so begeg=
nete man im Felde einigen von den Indianern, die
den Ackerbau trieben; diese waren über den Anblick der
weißen, bärtigen Spanier, die eine ihnen so ganz
fremde Kleidung trugen, äußerst erstaunt, und er=
griffen sogleich die Flucht. Man setzte ihnen, jedoch
vergebens, nach, und nur Philipp von Urre holte
zu seinem Unglück einen derselben ein. Sobald der
Indianer merkte, daß er seinem Feind nicht mehr ent=
gehen konnte, suchte er sich durch einen Lanzenwurf
von ihm zu befreien, durch welchen auch Philipp
von Urre in der Seite gefährlich verwundet wurde.
Während man noch damit beschäftigt war, ihn zu ver=
binden, und ehe noch kaum eine Stunde verflossen war,
hörte man schon in der Stadt auf allen Seiten das
Schlagen der Trommeln, ein gewaltiges Getöse von
andern Arten von Kriegswerkzeugen, und ein furchtba=
res Geschrei. Zum Glück für die Spanier brach die
Nacht an und begünstigte ihren Rückzug; sie brachten
die Nacht auf dem Gipfel des Berges zu, wohin Phi=
lipp von Urre in einer Hangematte getragen wurde.

Bei'm Anbruch des folgenden Tages kam eine Ar=
mee von 15,000 Omega's aus der Stadt heraus, um
die Spanier anzugreifen; diese, ob sie gleich seit der

Verwundung des Urre nur noch aus 39 Mann bestanden, trafen demohngeachtet alle möglichen Anstalten, um sich unter der Anführung ihres zweiten Befehlshabers, Limpius, auf das tapferste zu vertheigen. Vielleicht ist niemals eine Schlacht geliefert worden, worin die beiderseitige Stärke in einem solchen Grade ungleich war, und wo dennoch der schwächere Theil so ganz ohne Verlust davon kam. Die Spanier fochten mit einer Tapferkeit, die alle Beschreibung übertrifft. Kein einziger von ihnen kam dabei ums Leben; sie schlugen die Omega's siegreich zurück, und das Schlachtfeld war mit Leichnamen von den leztern ganz überdeckt.

So sehr aber auch ihre eigenen Erwartungen durch diesen glücklichen Ausgang der Schlacht übertroffen wurden, so sahen sie doch nunmehr ein, daß die gänzliche Besiegung der Omega's ohne eine weit stärkere Anzahl von Truppen schlechterdings unmöglich wäre. Sie kehrten daher wieder zu dem Caziken zurück, der ihnen zum Führer gedient hatte, und hielten sich daselbst so lange auf, bis Philipp von Urre von seiner Wunde ganz wieder hergestellt war. Dieser zog unterdessen von dem Caziken die genauesten Erkundigungen über die Art und Weise ein, wie eine zweite Unternehmung schneller und glücklicher ausgeführt werden könnte; hierauf trat er wieder mit den Seinigen den Rückweg nach Coro an, um sogleich Anstalten zu einem zweiten, nachdrücklichern Kriegszug gegen die Omega's zu treffen; allein ehe er noch daselbst ankam, wurde er, nebst denjenigen von seinen Gefährten, die ihm am treusten ergeben waren, auf Befehl des dasigen Statthalters Carvajal und aus Ursachen, die ich im ersten Kapitel dieses Werks erzählt habe, meuchelmörderischerweise ums Leben gebracht.

Diese Unternehmung des Philipp von Urre liefert unter allen denen, die vor und nach ihm zur Aufsuchung des Landes El-Dorado veranstaltet wor-

den sind, den wichtigsten Beitrag zur historischen Kenntniß desselben. Ich bin jedoch weit entfernt, sie für einen vollgiltigen Beweis von den Reichthümern und der Pracht des Reiches der Omega's oder von El-Dorado, zu halten; es wäre schon genug, wenn dadurch nur die Existenz einer kriegerischen, mehr als alle übrigen Indianer civilisirten Nation erwiesen würde, die an dem Ufer des See's Parima eine große, und im Verhältniß zu den elenden Hütten der übrigen Indianer auch schöne und wohl eingerichtete Stadt erbaut gehabt hätten, ob dieselbe gleich außerdem schwerlich mit irgend einer kleinen Stadt in Europa in Rücksicht der Schönheit hätte verglichen werden können. Man mag aber hierüber glauben was man will, so beruht doch alles schlechterdings nur auf Wahrscheinlichkeiten; denn bis jetzt hat noch kein Europäer jemals den Fuß in das Land gesetzt, wo allen Nachrichten zufolge El-Dorado liegen soll. Der See Parima, auf dessen westlichem Ufer man annimmt, daß die Hauptstadt dieses Landes erbaut ist, liegt ohngefähr im 3° nördlicher Breite und in 63° der Länge von dem Meridian von Paris an. Der südliche Theil desselben gehört zu dem spanischen Guiana und ist nicht weit von der Gränze der portugiesischen, französischen und holländischen Besitzungen entfernt. Durch seine weite Entfernung von dem Meere ist die ganze umhergelegene Gegend von dem Schwerdte der Eroberer verschont geblieben und die Tapferkeit oder vielmehr die Wildheit ihrer Bewohner hält jeden Reisenden ab, sich ihr zu nähern. Es wäre daher wohl möglich, daß sich daselbst irgend ein Ländchen von geringer Bedeutung befände, das die ohnehin überspannte Einbildungskraft der ersten Eroberer in einen reichen, blühenden Staat umgewandelt hätte. Dies ist aber auch alles Mögliche, was man nur annehmen kann, denn die Besitzungen der Europäer liegen seit so vielen Jahrhunderten viel zu nahe an diese Gegenden, als daß man, wenn wirklich eine so civilisirte,

reiche und kriegerische Nation daselbst wohnte, ganz und gar nichts von derselben erfahren oder gemerkt haben sollte.

Diese Schimäre wird jedoch auch noch heut zu Tage in jenem Lande immerfort für eine baare, ausgemachte Wahrheit gehalten und von Zeit zu Zeit tragen sich Ereignisse zu, durch welche die Einwohner noch immer mehr darin bestärkt werden. Im Jahr 1780 wurde ein wilder Indianer, der von dem Ufer des See's Parima zu seyn vorgab, vor den Statthalter des spanischen Guiana's gebracht. Man überhäufte ihn sogleich mit Fragen nach seinem Vaterlande und er gab hierauf so deutlich als man es von einem rohen Wilden erwarten konnte, zu verstehen, daß sich an dem Ufer des See's Parima eine Stadt befände, deren Einwohner sehr civilisirt und äußerst kriegerisch wären. Er rühmte außerordentlich die Schönheit der Gebäude in dieser Stadt, die Reinlichkeit ihrer Straßen, die Regelmäßigkeit ihrer öffentlichen Plätze und den außerordentlichen Reichthum der Einwohner. Die Dächer der vorzüglichsten Häuser, sagte er, wären alle mit Gold und Silber gedeckt; der obere Priester pflege sich bei feierlichen Gelegenheiten, anstatt eine priesterliche Kleidung zur Verrichtung des Gottesdienstes anzuziehen, den ganzen Körper mit Schildkrötenfett zu überschmieren, und hierauf werde Goldstaub auf denselben geblasen, so daß er überall dick damit überzogen wäre. Der Indianer ging so weit, daß er mit einer Kohle eine Zeichnung von dieser Stadt auf einen Tisch machte und sich auch endlich dazu erbot, wenn einige Spanier sich dahin zu begeben Lust hätten, ihnen zum Führer zu dienen.

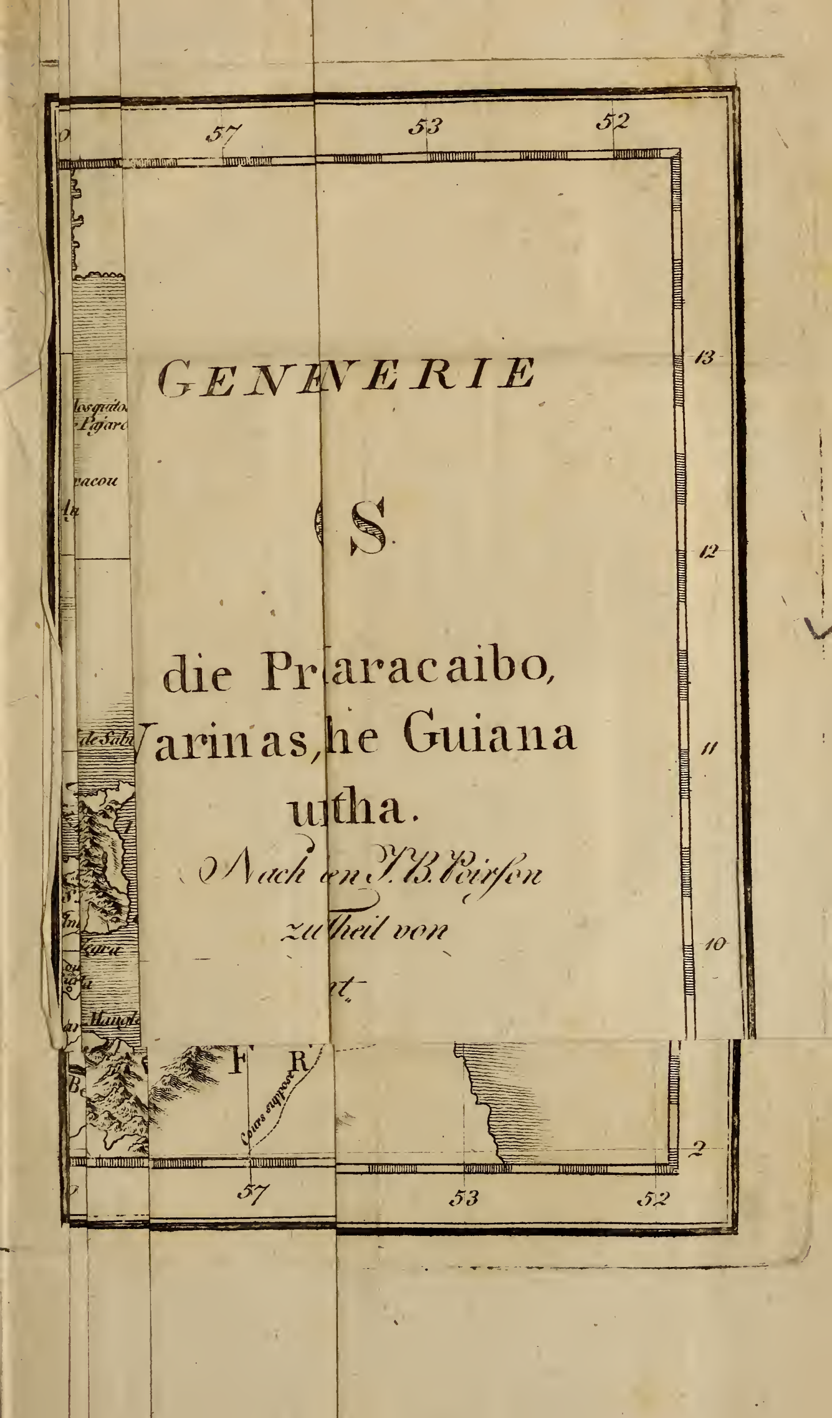
Wirklich erboten sich auch zehn Spanier und unter diesen D. Antonio Santos, zu der Unternehmung und machten sich nach dieser Stadt auf den Weg. Nachdem sie aber ohngefähr 500 Stunden gegen Süden marschirt waren, so war schon der größere Theil

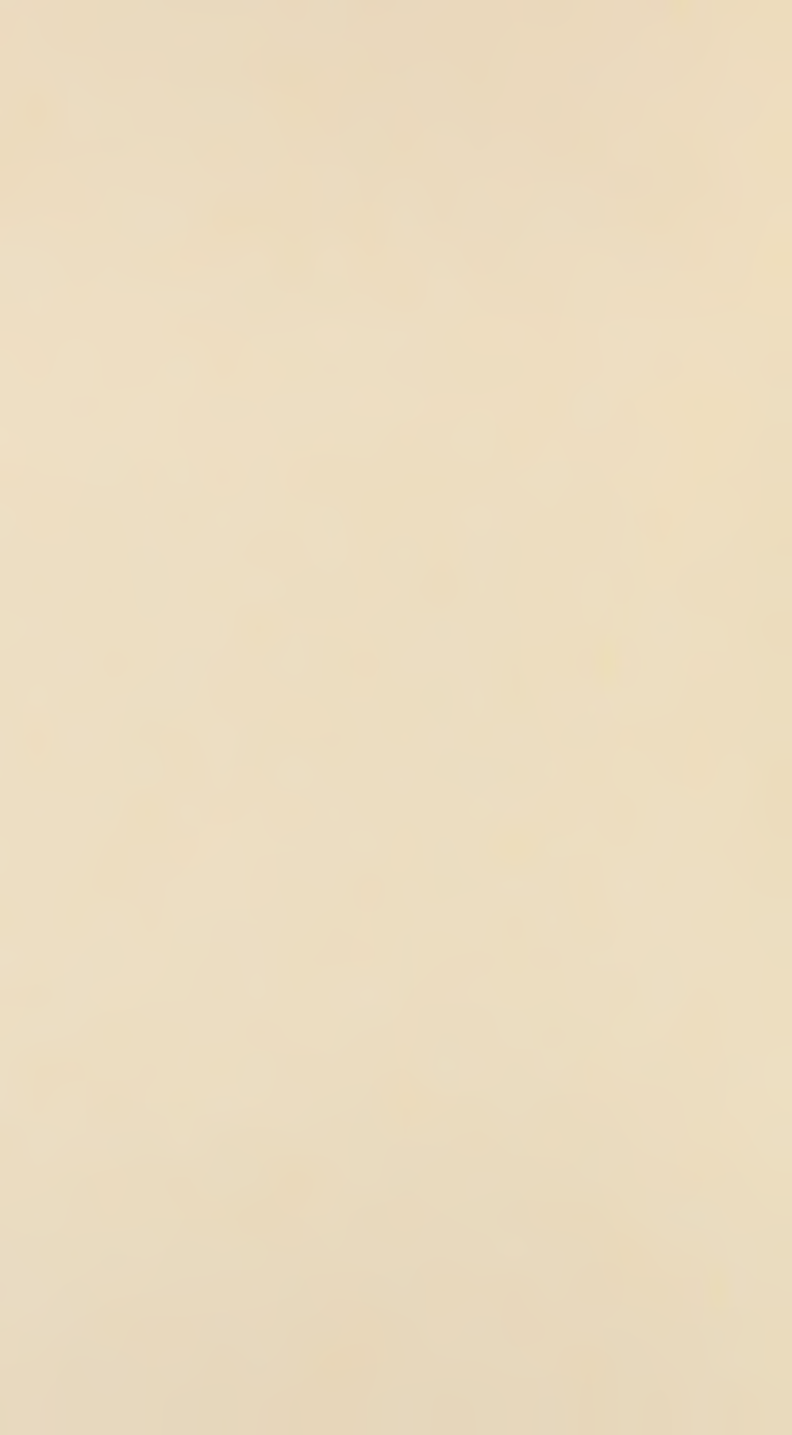
Theil von ihnen durch Hunger, Hitze, Regengüsse und Ungemach aller Art um's Leben gekommen, und als die noch übrig gebliebenen endlich nur noch vier oder fünf Märsche von der großen Stadt entfernt zu seyn glaubten und das Ende ihrer Mühseligkeiten so wie das so sehnlich erwünschte Ziel ihrer Reise zu erreichen hofften, so entfloh in einer dunkeln Nacht der Indianer, der ihnen zum Führer gedient hatte. Dieses unglückliche Ereigniß verursachte ihnen den größten Schrecken. Sie wußten nun nicht mehr wo sie waren, liefen eine Zeit lang in der Irre herum und kamen nach und nach sämmtlich um, bis auf D. Antonio Santos, der auf den Gedanken gerieth, sich in einen Indianer zu verkleiden. Er warf wirklich seine Kleidung von sich, beschmierte sich den ganzen Körper mit Rocu und wurde von den Indianern, weil er mehrere von ihren Sprachen fertig reden konnte, freundlich aufgenommen. Hier blieb er so lange, bis er endlich von den Portugiesen, die am Rio-Negro wohnen, gefangen gefangen genommen wurde, und einige Zeit nachher wieder in sein Vaterland zurück kam. Er starb in dem spanischen Guiana im Jahr 1796. Man hätte von ihm auf jeden Fall sehr interessante Aufschlüsse über die Indianer und die Gegenden, die sie bewohnen, erhalten können, wenn er nicht zum Unglück ein äußerst einfältiger und eingeschränkter Mensch gewesen wäre; es war aber durchaus nichts Vernünftiges aus ihm herauszubringen, und seine Reisen und alle seine ausgestandenen Mühseligkeiten sind gänzlich vergebens gewesen.

Als der Herr von Humboldt im Jahr 1800 aus dem Rio-Negro wieder in den Orinoco zurückfuhr, so hatte er die Absicht bis an den See Parima vorzudringen, um die dasige Gegend kennen zu lernen, und die Wahrheit aller dieser Gerüchte und Volkssagen selbst zu untersuchen; allein er wurde, wie

ich schon oben erzählt habe, durch die Guaycas-Indianer, ein Volk, das nicht größer als 4 Fuß, 2 bis 4 Zoll ist, daran verhindert. Von diesen erfuhr er jedoch, daß der See Dorado oder Parima von sehr geringem Umfang und von noch geringerer Tiefe ist, und daß sowohl seine Ufer, als auch einige in demselben gelegene Inseln ganz aus Kalksteinen bestehen. Sollte nun der lächerliche Wahn von den unermeßlichen Reichthümern dieses Landes nicht davon herrühren, daß der Talkstein, wenn er von der Sonne beschienen wird, wie Gold und Silber glänzt? Dieser Anblick kann um so viel mehr täuschen, wenn ein Unkundiger eine große Strecke Landes, die ganz mit dieser Steinart bedeckt ist, auf einmal übersieht. Dies ist höchst wahrscheinlich und ich möchte fast sagen ohne allen Zweifel, die wahre und einzige Veranlassung zu allen den vielen lächerlichen Mährchen gewesen, die über dieses vermeinte Goldland von jeher erzählt worden sind.

Berlin, 1807.
Gedruckt bei Karl Friedrich Amelang.
Neue Friedrichsstraße No. 56.


GENNERIE
S
die Pr aracaibo,
arinas, he Guiana
utha.
Nach en J.B. Poirson
zu theil von
57
53
52
13
12
11
10
2
F
R
Cours supposé
Pajaro
pacou
de Sabi




KARTE
von der
GENERAL CAPITAENERIE
von
CARACAS
enthaltend
die Provinzen Venezuela, Maracaibo, Varinas, Cumana, das Spanifche Guiana und die Infel Margaretha.
Nach der von dem Ingenieur Geographen J. B. Poirson zu F. Depons Reisen den östlichen Theil von Terrafirma in Süd America entworfenen Karte
corrigirt von D. F. Sotzmann.
Berlin 1808 in der Vossischen Buchhandlung
MER DES CARAÏBES
La Barbade
St. Vincent
la Grenade
Tabago
LA TRINITÉ
LA MARGUERITE
C. de la Vela
LAC DE MARACAIBO
GUIANE HOLLANDAISE
GUIANE FRANÇAISE
Lac Parime ou del Dorado
Omegas
Caracas

